

saarbrücker hefte

Herbst 2003
EUR 7,80

90 Die saarländische
Zeitschrift für Kultur
und Gesellschaft

Citoyens frustrés

Bürgerbeteiligung scheidet
an den Bürger-Parkplätzen

Citoyens rebelles

Auch im Saarland gab es
damals eine APO

Citoyens utopistes

Urbanitäter zeigen Pläne für
die Stadtverschönerung

Citoyens gravés

Jacques Callot sticht
Bürger und Bettler

Citoyens enthousiastes

Neue alte Hymne für die
singenden Saarländer

Citoyens alpinistes

Saarländer auf dem Dach
der Welt

Galerie

Saarbrückens Förderstipendiatin:
Maja Sokolova

Literatur

Autorentheatertage-Sonderpreis:
Unter Tage von Sigrid Behrens

Industriekultur

Altbewährter Schichtwechsel
mit neuem Konzept

Hochkultur

Neues Kunstmuseum in der
lothringischen Provinz

Populärkultur

Die Droschkenlegende macht
Station in Saarbrücken

Geschichte(n)

Gräfin Elisabeth als Begründerin
des deutschen Prozaromans

Rezensionen, Preisfrage



Herausgeber:

Verein Saarbrücker Hefte e. V.

Redaktion:

Bernhard Dahm, Achim Huber, Uwe Loebens (v.i.S.d.P.), Dietmar Schmitz,
Herbert Temmes, Herbert Wender, Reinhard Wilhelm

Redaktionsadresse:

Hohe Wacht 21, 66119 Saarbrücken, Telephon / Fax: 06 81 / 58 54 18,
e-mail: info@saarbruecker-hefte.de

Postadresse:

Saarbrücker Hefte, Postfach 102616, 66026 Saarbrücken

Internet:

www.saarbruecker-hefte.de

Verlag:

Pfau-Verlag, Postfach 102314, 66023 Saarbrücken,
Telephon: 06 81 / 4 16 33 94, Fax: -95, e-mail: info@pfau-verlag.de

Herstellung:

Druckerei und Verlag Steinmeier, Nördlingen

Layout:

Uwe Loebens

Merchandising:

Sigrid Konrad

Verkaufspreis:

Einzelheft EUR 7,80

Jahres-Abo EUR 11,80 (2 Hefte zuzüglich Porto)

Abo-Bestellungen an den Pfau Verlag, Postfach 102314, 66023 Saarbrücken

Die Zeitschrift ist im Buchhandel erhältlich.

Einsendung von Manuskripten an die Postfachadresse der Redaktion.

Für unverlangt eingesandte Manuskripte wird keine Gewähr übernommen.

Autorinnen und Autoren dieser Ausgabe:

Margot Behr, Sigrid Behrens, Georg Bense, Wilfried Busemann, Carsten Diez,
Sebastian Hanusa, Wolfgang Haubrichs, Achim Huber, Alexander Jansen,
Alexander König, Hans-Henning Krämer, Gabriele Langenstein, Sebastiano Licata,
Angela Mense, Sven Rech, Franz-Josef Reichert, Anke Schaefer, Heike Schmidt,
Karl Simons, Jens Stahnke, Herbert Temmes, Igor Torres, Reinhard Wilhelm

Abbildungen:

Architekturbüro Wandel-Hoefer-Lorch, das bilderwerk, Werkstätte Heinz Brink,
Carsten Diez, Sebastiano Licata, aus Wolfgang Müller *Die Universität des Saarlandes*,
Musée George de La Tour, Musée Lorrain, Saarbrücker Zeitung, Anke Schaefer,
Schichtwechsel, Johannes M. Schlorke, Maja Sokolova, Stadtarchiv Saarbrücken,
aus *Zwischen Deutschland und Frankreich. Elisabeth von Lothringen ...*

Titelabbildung:

Maja Sokolova, *Von Schein und Sein ... getrennte Welten?*, Videostandbild, 2002

ISSN 0036-2115

Für freundliche Unterstützung danken wir der Landeshauptstadt Saarbrücken,
unseren Sponsoren: Dialogika GmbH, Meta Level Software AG, Friedrich von Oppeln,
SaarLB, Saarmesse GmbH sowie unseren Werbepartnern.

saarbrücker
hefte

Herbst 2003

90 *Die saarländische
Zeitschrift für Kultur
und Gesellschaft*

| | |
|--|----|
| Kult | |
| <hr/> | |
| <i>Reinhard Wilhelm</i> | |
| Where have all the sponsors gone? | 4 |
| Politik und Zeitgeschichte | |
| <hr/> | |
| <i>Gabriele Langenstein, Karl Simons</i> | |
| Bürgerbeteiligung in Saarbrücken | 6 |
| <i>Alexander König</i> | |
| „Wir können Ihnen nicht Ihre Meinung vorschreiben.“ ,1968‘ in Saarbrücken | 21 |
| Kulturevent | |
| <hr/> | |
| <i>Angela Mense</i> | |
| ... nach der Schicht. Das Festival SchichtWechsel 2003 auf dem Prüfstand | 29 |
| Theater / Literatur | |
| <hr/> | |
| <i>Achim Huber</i> | |
| Autoren(theater)Tage | 36 |
| <i>Sigrid Behrens</i> | |
| Unter Tage. Ein Gruppenmonolog | 37 |
| Fenster nach Frankreich | |
| <hr/> | |
| <i>Georg Bense</i> | |
| Strich – Ätzungen. Über Jacques Callot | 49 |
| <i>Anke Schaefer</i> | |
| Johannes der Täufer im Anti-Guggenheim Museum von Vic sur Seille | 57 |
| Galerie | |
| <hr/> | |
| <i>Maja Sokolova</i> | |
| Videoinstallation und -performance, Photographie | 62 |
| Stadtentwicklung | |
| <hr/> | |
| <i>Sven Rech</i> | |
| Stadt am Fluß | 67 |
| <i>Carsten Diez, Jens Stahnke</i> | |
| 10 x 10.000 – Architektur im Zwischenraum | 68 |
| Abenteuer | |
| <hr/> | |
| <i>Sebastiano Licata</i> | |
| Unser Mann im Himalaya | 75 |
| Kulturgeschichte | |
| <hr/> | |
| <i>Alexander Jansen</i> | |
| „Wir Völker wollen Gustavs haben.“ Der Eiserne Gustav in Saarbrücken | 83 |
| <i>Franz-Josef Reichert</i> | |
| Die seltsamen Pfade eines Liedes. Zur Saarlandhymne | 89 |
| <i>Wolfgang Haubrichs</i> | |
| Kluge Frauen, wilde Helden, treue Hunde. Gräfin Elisabeth zwischen Deutschland und Frankreich | 93 |

Rezensionen

| | |
|---|-----|
| <i>Margot Behr</i> Der Himmel kann die Farbe ändern (Ulrike Kolb) | 99 |
| <i>Heike Schmidt</i> Die Welt da draußen (Anton Betzner) | 100 |
| <i>Herbert Temmes</i> Wahre Patrioten? (Wolfgang Brenner) | 102 |
| <i>Sebastian Hanusa</i> Musik als subversiver Akt (Luigi Nono) | 104 |
| <i>Wilfried Busemann</i> Doppelt und dreifach. Saarländische Wirtschaftsgeschichte (Marcus Hahn) | 105 |
| <i>Hans-Henning Krämer</i> Vor lauter Bäumen den Wald nicht gesehen (Uwe E. Schmidt) | 107 |
| Nachsitzen. Das Preisrätsel | 109 |

Autorinnen und Autoren

Where have all the sponsors gone?

Von Reinhard Wilhelm

Wir haben es geschafft! Unser einsamer langjähriger Privatsponsor Friedrich von Oppeln hat Gesellschaft bekommen. Schauen Sie nach unten; da stehen viele, viele Sponsoren, Leute, die Friedrich Gesellschaft beim Unterstützen der SAARBRÜCKER HEFTE leisten wollen.

Aber wir haben versagt! So sehr wir uns über die aufgelisteten Sponsoren freuen, die wirklich dicken Fische aus Politik und Wirtschaft sind nicht darunter. Dabei gibt es sie doch, und wir haben unser möglichstes getan, sie für uns einzunehmen, aber offensichtlich erfolglos.

Nehmen wir einmal *Hans Raab (HaRa)*, den mittelständischen Pionier des Mikrofaserputzens. In Nr. 69 unserer Zeitschrift hat Josef Reindl ihm höchstes Lob gesungen, wie sonst in den Heften nur Sven Rech (Tenor) auf Barbara Gilbert (Alt). Hat Raab unser Lob durch finanzielle Zuwendungen erwidert? Nein, keineswegs! Jetzt ist er dem Finanzamt durch die Mikrofaserlappen gegangen. Dieses führt derzeit teure Auslandsgespräche mit ihm, die wir uns nicht leisten können.

Oder *Hartmut Ostermann*, Senioren- und FC-Präsident. Wie haben wir mit Worten jenseits aller Schamgrenzen die Spielkünste des FC und die Führungsqualitäten des Präsidiums gerühmt! Hat es uns finanziell genützt? Wegen lumpiger 17 Millionen Steuerschulden mußte Ostermann in den Knast und war für uns nicht mehr zu sprechen. Dabei sind wir doch wegen unserer anerkannten Gemeingefährlichkeit gerade für Mithilfe bei der Steuerverkürzung immer zu haben. Vielleicht können wir auf diesem Wege wenigstens den Umzug der HEFTE-Redaktion in eine der Ostermannschen Seniorenresidenzen als eine durchaus interessante Variante von Sponsoring anregen. Dann werden wir ernstlich überlegen, ob wir auch mit unseren dritten Zähnen immer noch bissig sein sollten.

Kommen wir zur *IDS Scheer*. Unser jeder Art von falschen Schmeicheleien unverdächtiger Kollege Hans Horch rühmte in den HEFTEN das Saxophonspiel des Grün-

ders A.W. Scheer in den höchsten Tönen. Da hätte man doch gewisse Aufmerksamkeiten erwarten können, nicht wahr? Aber selbst als wir aus dem letzten Loch piffen, blieben alle Spendenanfragen an sein Unternehmen unbeantwortet.

Auch die Spedition *Fixemer* kam uns ins Visier. Wir hatten von finanziellen Schwierigkeiten gehört und waren sofort bereit, *Fixemer* mit dem rettenden Großauftrag unter die Arme zu greifen, die HEFTE von der kostengünstig arbeitenden Druckerei im schwäbischen Ausland *nix wie hemm* zu transportieren. Aber bevor wir in Verhandlungen mit der Geschäftsführung treten konnten, saß die auch schon im Knast.

Womit wir zu *Michel Friedman* kommen, dem langjährigen Kulturbeauftragten von Ministerpräsident Müller. Ständig haben wir ihm wertvolle und überall heißbegehrte Restexemplare der HEFTE zukommen lassen, auf daß er die von ihm so trefflich beratene Landesregierung endlich zur Förderung unserer Arbeit bewege. Nichts passierte. Er hätte ja zumindest unsere kreativen Schübe fördern können, indem er uns mal dieses oder jenes Tütchen hätte herüber wachsen lassen. Nichts, alles in die eigene Nase gezogen.

Oskar Lafontaine hätte uns natürlich auch als potentieller Großsponsor einfallen können. Gut versorgt mit diversen Pensionen, netten Zusatzeinnahmen aus Buchhonoraren und Bild-Vergütungen. Seiner wunden Seele hatten wir dermals mit einer lobenden Besprechung der Treibischen Teile seines vorletzten Buches Balsam aufgestrichen. Warum haben wir niemals bei ihm gebettelt? War es die Furcht, daß das Herz zwar links, aber das Portemonnaie rechts sitzt?

Volles Verständnis haben wir für *Willi Steiner*, den Auto- und CDU-Zulieferer. Sein Spendenbudget war durch die CDU dermaßen strapaziert, daß schlechterdings jeder weitere Euro an Spenden zuviel gewesen wäre. Der Fall Steiner weist auch auf eine gewisse Phantasielosigkeit unserer Bemühungen hin. Auf die Idee mit der Patenschaftsstrategie hätten wir auch kommen können. In Zukunft bieten Mitglieder der Redaktion geeigneten Personen mit genügend Liquidität Taufpatenschaften an. Wer wird denn schon sein Mündel anschließend publizistisch in die Pfanne hauen!

Immerhin! Die *Saarland SportToto-Gesellschaft*, der großzügigste Sponsor im Lande. Auch nach extensiver Unterstützung aller Dorf-, Schützen-, Fußball- und Ringervereine im Lande bleibt noch genügend Geld für eine Förderung kultureller Zwecke übrig. Auch wir hatten früher schon davon profitiert. Alle Wege zu diesem Spendentopf führen neuerdings jedoch an einem langjährigen Freund der HEFTE vorbei, der im zuständigen Ministerium eine Empfehlung aussprechen muß. Wir haben ihm zuliebe schon den Stefan-Weszkalnys-Beirat für freiwilliges Umdenken gegründet. Aber seinen außerordentlichen Ansprüchen ist nur schwer zu genügen. Doch, oh Überraschung, oh große Freude! Nach nur eineinhalb Jahren findet *SaarToto* einen Weg an unserem Freund vorbei und unterstützt unsere Arbeit fürderhin wieder.

Wir danken herzlich und besonders:

| | | |
|-----------------------|-------------------------|--------------------|
| Dr. Martin Alt | Ulrich Moencke | Joachim Weickert |
| Michael Baston | Fritz Müller | Markus Welter |
| Bert Braune | Friedrich von Oppeln | Steffen Wiegatz |
| Bernd Edelmann | Prof. Wolfgang Paul | Patrik Zeimetz |
| Stefan Edelmann | Stefan Pistorius | Andreas Zeller |
| Michael Eulenstein | Roland Schlosser | Dr. Shengzong Zhou |
| Christian Fecht | Bernado Sieloff | |
| Dr. Reinhold Heckmann | Elisabeth Thieser | |
| Andreas Hense | Sylvie Tritz | |
| Holger Hermanns | Doris Wahlster | |
| Paul Keller | Prof. Wolfgang Wahlster | |

Bürgerbeteiligung in Saarbrücken

Erfahrungsbericht und Fallstudie zur Umgestaltung eines zentralstädtischen Parkplatzes im Rahmen der Saarbrücker „lokalen Agenda 21“

Von Gabriele Langenstein und Karl Simons

Nach einem ersten Boom Mitte der 70er Jahre erhielt Bürgerbeteiligung im letzten Jahrzehnt bundesweit wieder Aufwind. BürgerInnen wollten sich insbesondere auf kommunaler Ebene stärker in die Gestaltung ihrer Lebensumwelt einmischen. Öffentlichkeitswirksam traten Bürgergruppen mit ihren Forderungen auf und übten damit Druck auf ihre Repräsentanten in den Entscheidungsgremien aus. Ein neues Selbstbewusstsein der Bürgerschaft ist seit mehr als einem Jahrzehnt auch in Saarbrücken zu beobachten. In der Konsequenz zeigte die Politik eine größere Bereitschaft, Bürger anzuhören und in ihre Entscheidungsprozesse einzubeziehen. Bürgerinitiativen für Projekte zur Verkehrsberuhigung, für die Einrichtung von Ganztagschulen, gegen die Schließung von Schulschwimmhallen, gegen kommunale Gebührenerhöhungen werden nicht selten von den Stadtratsfraktionen als entscheidungsrelevanter Faktor im politischen Geschäft angesehen. Zuweilen erhalten BürgervertreterInnen auch als „Sachverständige“ bei entsprechenden Tagesordnungspunkten das Recht zur Stellungnahme im Stadtrat und seinen Ausschüssen. Mittlerweile organisiert die Stadtverwaltung von sich aus in verschiedenen Bereichen Bürgerbeteiligung. So bezieht sie u.a. bei der Umgestaltung von Spielplätzen die Vorstellungen der Kinder mit ein. Gesetze und Verordnungen stützen diese Tendenz: Beim Neubau von Schulen finden Planungsgespräche mit Lehrpersonal und Elternvertretung statt. Die EU-Programme *Soziale Stadt* und *Urban* (in denen Entscheidungswege *bottom-up*, von unten nach oben, verlaufen sollen) sehen programmatisch eine Bürgerbeteiligung vor. Manchmal gelingt das auch.

Das Saarbrücker Paradeferd in Sachen Bürgerbeteiligung sollte nach den Vorstellungen der damaligen Bürgermeisterin Margit Conrad (SPD) eine von der Verwaltung unterstützte Mitwirkung der BürgerInnen im *lokalen Agenda 21*-Prozess sein. Obwohl sich eine städtische *Stabsstelle nachhaltige und gesunde Stadtentwicklung (nagS)* mit fünf hauptamtlichen MitarbeiterInnen seit 1998 unter anderem um eine Bürgerbeteiligung mit hohem Qualitätsanspruch bemüht, kann sie nur in den seltensten Fällen auf geglückte Prozesse verweisen. So wurde die Planung für ein durchgehendes Radwegenetz durch eine Agenda-Gruppe verbessert und vom Stadtrat akzeptiert (die Realisierung steht größtenteils noch aus, bislang nicht verbauten Finanzmitteln droht eine Zweckentfremdung). Auf Antrag einer anderen Gruppe wird nunmehr fair gehandelter Kaffee bei städtischen Anlässen ausgeschenkt. Aber die Agenda-Bewegung in Saarbrücken verlor nach kurzer Blüte unter Beteiligung von ca. 150 Interessierten in vielen verschiedenen Gruppen an Schwung. Die Zahl der Treffen und der TeilnehmerInnen sank kontinuierlich. Vertreter der Ratsfraktionen, die hier in einen direkten Diskurs mit der Bürgerschaft hätten treten können, blieben weg. Was macht die Bürgerbeteiligung im Rahmen der lokalen Agenda in Saarbrücken (und anderswo) so schwierig?

Wir untersuchen diese Frage an einem auch außerhalb der Stadtgrenzen bekannten Fall: den Planungen zur Umgestaltung des Beethovenplatzes in Saarbrücken – eines zentralstädtischen Parkplatzes – zu einem städtebaulich und nach Agenda-Kriterien anspruchsvollen Platz mit hoher Aufenthaltsqualität.

„lokale Agenda 21“ – ein noch immer exotischer Begriff

Wer sich einen Überblick über Entstehung, Inhalt und Praxisrelevanz des Begriffes *lokale Agenda 21* verschaffen wollte, würde selbst beschränkt auf die Bundesrepublik inzwischen auf hunderttausende von Hinweisen treffen. Bücher, Aufsätze, offizielle Verlautbarungen, graue Literatur würden ganze Bibliothekswände einnehmen, entsprechend umfangreich ist die vollständige Liste bibliografischer Suchmaschinen, die unter diesem Stichwort Veröffentlichungen zum Thema zu-

sammenstellen. Wer im Internet nach dem Begriff sucht, erhält für Deutschland derzeit etwa 49.100 Hinweise. Kaum eine Großstadt, die nicht auf ihrer Homepage einen Hinweis auf diesen Begriff verzeichnete. Und dennoch, auch (kommunal-)politisch interessierten Bürgern ist er bislang meist eher fremd geblieben. Wer also mit einem solchen Begriff für eine Fülle gemeinwohlorientierter Anliegen und Aufgaben werben will, die durchaus Aufmerksamkeit und Engagement vieler Bürger verdienen, wird nur schwer zu ihnen durchdringen. Das liegt zunächst an der Begriffsbildung selbst.

Im Juni 1992 fand in Rio de Janeiro eine Konferenz der Vereinten Nationen für Umwelt und Entwicklung statt, mit der durch internationale Kooperation unter dem Motto *global denken, lokal handeln* insbesondere der fortschreitenden Schädigung der Ökosysteme begegnet werden sollte. Ein Handlungsprogramm (Agenda) wurde von 178 Staaten, darunter Deutschland, beschlossen, das neben der Vorbereitung auf die ökologischen Herausforderungen im nächsten Jahrhundert (2100, kurz „21“) auch Verbesserungen der sozialen und wirtschaftlichen Bedingungen in den einzelnen Unterzeichnerstaaten zum Ziel hatte. Alle Maßnahmen sollen sozialverträglich, ökonomisch dauerhaft, ökologisch tragfähig und einer „nachhaltigen“ Entwicklung förderlich sein. Eine Ausrichtung auf nur eines dieser Ziele, eventuell gar unter Mißachtung der anderen, soll vermieden werden. Dieses Konzept kann man als ein Vieleck bezeichnen, in dem die genannten Maßnahmen in harmonischem Verhältnis zueinander stehen sollen, Einseitigkeiten müssen also vermieden werden. Als nachhaltig gilt eine Entwicklung dann, wenn die Bedürfnisse heutiger Generationen berücksichtigt werden, ohne die Möglichkeiten zur Bedürfnisbefriedigung nachfolgender Generationen zu beschneiden. Ein globales Programm für nachhaltige Entwicklung solle zudem bis auf die kommunale Ebene hinunter mit Leben erfüllt und verwirklicht werden. Auf örtlicher wie auf überörtlicher Bezugsebene solle für eine möglichst umfassende Beteiligung der Öffentlichkeit Sorge getragen werden. Kommunal kommen dafür alle Vereinigungen in Betracht (aber auch das einzelne Gemeindeglied), soweit sie sich für – allerdings im einzelnen noch nach örtlichen Gegebenheiten zu formulie-

rende – Ziele der *Agenda 21*, nunmehr einer *lokalen Agenda 21*, einsetzen.

Generell bergen ein Terminus wie *lokale Agenda 21* (*LA 21*), ebenso wie der Katalog der darauf bezogenen Begrifflichkeiten, zum Beispiel „Nachhaltigkeit“, „Beteiligung der Öffentlichkeit“, „Bürgerbeteiligung“, die Gefahr, daß sie ohne ständige Erläuterung als Worthülsen dienen, in die fast beliebig je nach Interessenlage sehr Unterschiedliches und unverbindlich Deklamatorisches hineingestopft werden kann.

Der Entstehungsprozeß in Saarbrücken

Saarbrücken ist 1992 in Rio für seine erfolgreichen Aktivitäten zur Reduktion des CO₂-Ausstoßes im öffentlichen Sektor mit einem Umweltpreis ausgezeichnet worden, den die damalige Umweltdezernentin Margit Conrad entgegennahm. 1994 trat die Stadt der internationalen *Charta von Aalborg* bei, in der sich die unterzeichnenden Kommunen zur Verwirklichung der *LA 21* verpflichteten und entsprechende langfristige Handlungsprogramme aufzustellen versprochen. Elf Jahre nach Rio und sieben nach Aalborg gibt es in Saarbrücken allenfalls in kleinen Teilbereichen ein solches Handlungsprogramm, z.B. den bereits erwähnten Radwegeplan. Mehrere Agenda-Gruppen arbeiten seit 2001 immer noch ohne endgültiges Ergebnis an einem sogenannten „Leitbild“ kommunaler nachhaltiger Entwicklung. Durch Quasi-Privatisierungen wichtiger Bereiche der Kommunalverwaltung könnte es in Saarbrücken aber schwierig werden, ein solches Programm durch kommunal-administrative Maßnahmen mit Leben zu füllen. Die Quasi-Unternehmen in Form städtischer Eigenbetriebe und städtischer Beteiligungen mit privatwirtschaftlich geschützter Intransparenz der Geschäftsvorgänge, aber mit Verlust- und Insolvenzabsicherung durch den städtischen Haushalt, machen die Durchsetzung konkreter Maßnahmen innerhalb des „Konzerns Stadt“ schwierig.

Bücher, Aufsätze, offizielle Verlautbarungen über Entstehung, Inhalt und Praxisrelevanz des Begriffes *lokale Agenda 21* nehmen ganze Bibliothekswände ein. Wer im Internet nach dem Begriff sucht, erhält für Deutschland derzeit etwa 49.100 Hinweise. Und dennoch, auch (kommunal-)politisch interessierten Bürgern ist er bislang meist eher fremd geblieben.

Mehrere Jahre nach dem Saarbrücker Beitritt zur *Charta von Aalborg* folgte eine städtische Einladung an die Bürgerschaft, am Prozeß der *IA 21* teilzunehmen. In einem einstimmigen Beschluß (erst im November 1998) verpflichtete sich der Stadtrat, „die Anregungen aus dem Saarbrücker Agenda-Prozeß ernsthaft zu prüfen und möglichst umzusetzen“. Dazu war dann seit 1999 auf den jährlich stattfindenden stadtweiten Agenda-Foren unter dem Motto *Zukunftsfähiges Saarbrücken* Gelegenheit. Diese Veranstaltungen sollten eine Plattform bieten für Vereinbarungen zwischen Teilen der Stadtverwaltung und den Teilnehmenden über Strukturen, Inhalte und Verfahrensregeln der *IA 21*. Rückblickend ist festzustellen, daß diese Agenda-Foren, obwohl mit viel Sorgfalt und Engagement organisiert,

Beim im *IA 21*-Prozeß engagierten Personenkreis handelt es sich um eine Minderheit von „gemeinwohlorientierten“ BürgerInnen. Partikularinteressen von Bürgerinitiativen, von Lobbys, Pressuregroups oder Interessenverbänden haben hier, im Gegensatz zu Partei-Klientelgruppen, nur dann einen Rückhalt, wenn ihre Ziele mit den Leitideen der *IA 21* vereinbar sind.

auf abnehmendes Interesse bei dem an sich schon kleinen Kreis engagierter BürgerInnen, aber auch bei Mitgliedern der Verwaltung und des Stadtrates stießen. Die Teilnehmerzahl von anfangs ca. 150 Personen verringerte sich. Trotz aller kompensatorischer Bemühungen nachgeordneter Verwaltungsstellen (z.B. durch organisatorische Hilfestellungen der zu Beginn des Prozesses im Oktober 1998 neu geschaffenen *nagS*, Benützungserlaubnis städtischer Räumlichkeiten und deren technischer Ausstattung,

Einsatz von Moderatoren, Bereitstellung von Getränken und Imbiß) setzte sich diese Abnahme fort. War der *IA 21*-Prozeß zu sehr an die Initiatorin, die Bürgermeisterin und Umweltdezernentin geknüpft?

Neben den stadtweiten Agenda-Foren entstand im Diskurs der Teilnehmenden eine Reihe von bislang acht Fachforen, die sich von der Sorge um zukunftsfähige Lebensstile, mehr Geschlechtergerechtigkeit (*Frauennetzwerk*), um Leben und Wohnen in der Stadt, um Arbeiten und Wirtschaften, um Stadt- und Landschaftsgestaltung, um Globalisierungsthemen („Saarbrücken in der Einen Welt“) leiten lassen, oder sich um spezielle Aspekte von Stadtteilen („Stadtteilforen“) und die Einbeziehung Jugendlicher (Jugendnetzwerk) küm-

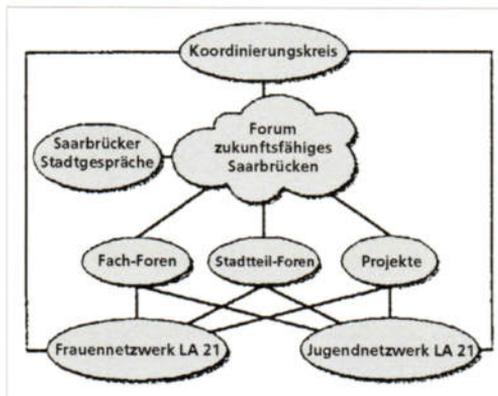
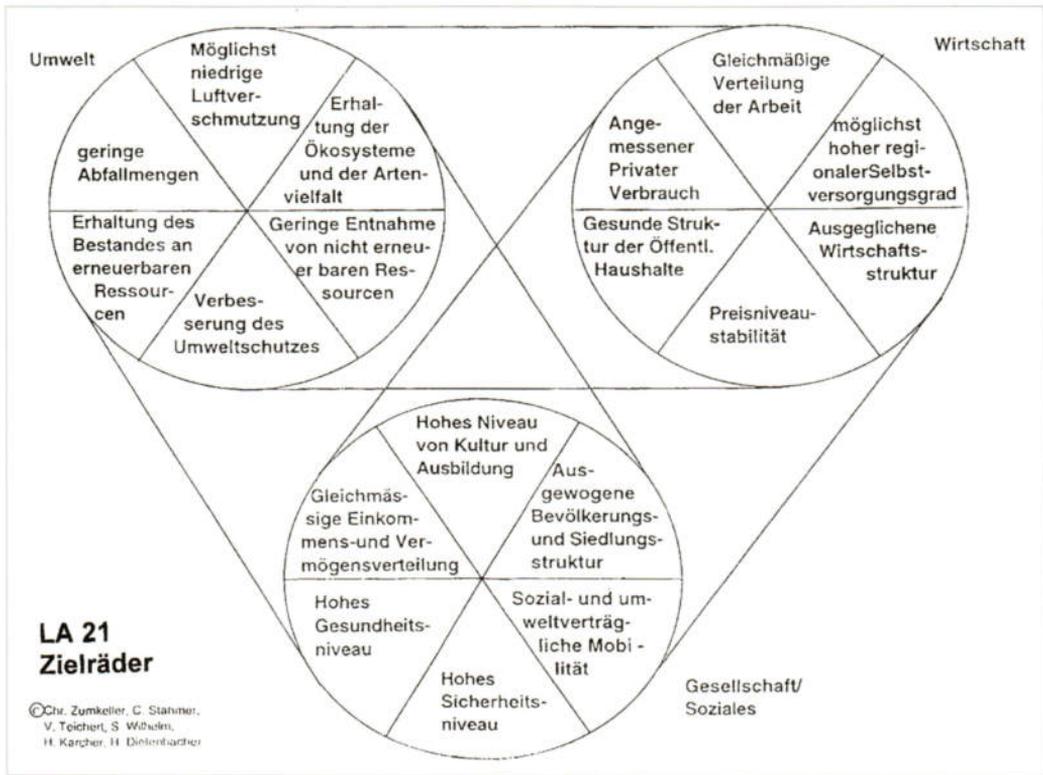
mern. Die ursprüngliche Teilnehmerzahl ist gegenwärtig fast überall um mindestens 50 Prozent geschrumpft.

Man sieht jedoch auch: Im inhaltlichen Kontext der *IA 21* handelt es sich bei dem im Agenda-Prozeß engagierten Personenkreis um eine Minderheit von BürgerInnen, für die die Charakterisierung „gemeinwohlorientiert“ in aller Regel zutrifft. Partikularinteressen von Bürgerinitiativen, von Lobbys, Pressuregroups oder Interessenverbänden hätten hier, im Gegensatz zu Partei-Klientelgruppen, nur dann einen Rückhalt, wenn ihre Ziele mit den Leitideen der *IA 21* vereinbar wären.

Vereinbarungen mit den Entscheidungsträgern in den Räten und Verfahrensregeln – Förderliches und Hemmendes

Der Beschluß des Saarbrücker Stadtrates vom November 1998, gemeinsam mit den BürgerInnen Hauptelemente einer Saarbrücker *IA 21* zu formulieren, war inhaltlich noch sehr allgemein gehalten. Zu erwarten war, daß ein vom Stadtrat bekundeter Wille zur Gestaltung eines „zukunftsfähigen“ Saarbrückens in dieser Allgemeinheit sicher auch in der Öffentlichkeit ganz überwiegend begrüßt würde. Welcher Stadtverordnete wollte da abseits stehen?

Wie die gemeinsame Arbeit von Entscheidungsträgern im Rat und der städtischen Bürgerschaft aussehen sollte, darüber sprach schon einige Monate zuvor Oberbürgermeister Hajo Hoffmann in seiner Funktion als Vizepräsident des *Deutschen Städtetages* auf einem Agenda-Kongreß in Bonn. Motor des Agenda 21-Prozesses seien die Gemeinden unter Beteiligung aller gesellschaftlichen Gruppen, von der Industrie über Gewerkschaften bis hin zu Dritte-Welt-Gruppen, wobei die engste Verknüpfung zwischen kommunaler Selbstverwaltung und der öffentlichen und privaten Wirtschaft vor Ort bestünde. Das Hauptaggregat dieses Motors sei der Rat als politisch legitimierte Volksvertretung. Sorgen, die Spielregeln der repräsentativen Demokratie könnten durch die umfassende Bürgerbeteiligung des *IA 21*-Prozesses ausgehebelt werden, teilte er dann nicht, wenn Agenda-Beschlüsse, auch die Zwischenergebnisse, jeweils vom Rat „abgesegnet“ würden.



oben: sog. Zielräder der lokalen Agenda 21
 unten: Organigramm der lokalen Agenda 21 in Saarbrücken

„Die wichtigste lokale Agenda 21-Initiative ist die Ratsinitiative!“

Sein stellvertretender Nachfolger im Amt, Bürgermeister Kajo Breuer (Grüne), äußert sich vier Jahre später vor dem Hintergrund der Konflikte bei der Umgestaltung des Beethovenplatzes in Saarbrücken in ähnlicher Weise: Die Bürgerschaft solle sich bei allem Engagement immer vergegenwärtigen, daß die letzte Entscheidung beim Stadtrat läge. Der Spagat zwischen demokratisch legitimer Politik und den Absichten engagierter

Agenda-Gruppen sei nicht immer leicht, wenn überhaupt zu leisten.

Doch zunächst zurück zu Dialog und Arbeitsweise zwischen Rat und LA 21 in Saarbrücken: Dem Stadtratsbeschluß über das Erstellen einer LA 21 vom November 1998 folgte im April 2000 ein weiterer über das Anhörungsrecht für Agenda-Gruppen in kommunalen Beratungs- und Entscheidungsgremien. Die Hürden, die den Gruppen hier aufgestellt wurden, sind hoch, der Weg bis zur Rede und Anhörung vor dem Stadtrat langwierig und beschwerlich: Eine Arbeitsgruppe innerhalb eines Fachforums oder ein Fachforum der LA 21 diskutiert ein Anliegen, einen Antrag auf Anhörung oder Rederecht und stimmt darüber ab. Falls das Anliegen dort für wichtig genug erachtet wird, gelangt es an einen „Koordinierungskreis“, in den jeweils eine Vertretung der Agenda-Fachforen und der im Stadtrat vertretenen Fraktionen entsandt werden. Dieser Koordinierungskreis entscheidet dann über die Gewährung eines Anhörungs- und/oder Rederechts im Stadtrat. Da der Koordinierungskreis unregelmäßig und in großen Abständen tagt (seit Gründung 1999 etwa sechsmal), sind die Chancen auf eine Anhörung mit aktuellem Bezug, z.B. zu einem bevorstehenden Stadtratsbeschluß, eher gering.

Diese Struktur hat also im Ganzen eine Filterfunktion. Sollte ein Redewunsch diesen Filter passieren, kann dann eine Vertretung der Agenda-Gruppe das Projekt oder die Idee dem Rat vorstellen; sie wird als Sachverständige gehört (gem. § 49 Abs. 3 *Kommunales Selbstverwaltungsgesetz*). Ausdrücklich ist formuliert, daß die Anhörung nicht in ein Mitberatungsrecht einmünden darf, ein Dialog in Form von Fragen und Antworten ist aber zulässig.

**Die Fallstudie:
Bürgerschaftliches Engagement zur
Umgestaltung des Beethovenplatzes
im Rahmen der lokalen Agenda 21 und
seine Ergebnisse**

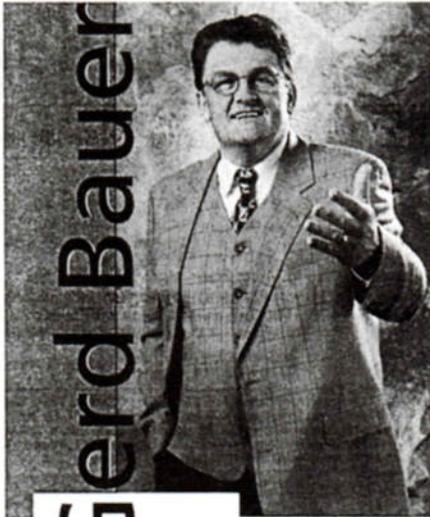
Anfangs traf der Wunsch, bei der Umgestaltung dieses bedeutenden zentralstädtischen Platzes eine Bürgerbeteiligung im Rahmen der *LA 21* zu organisieren, bei einigen Mitgliedern des Stadtrates (insbesondere bei B'90/Die Grünen) auf Sympathie und Wohlwollen. Bürgerbeteiligung, Unterstützung einer Saarbrücker *LA 21* und konkret die Umgestaltung eines Platzes waren Ziele im kommunalpolitischen Wahlprogramm der Grünen, die im Juni 2001 eine Kooperation mit der CDU-

Fraktion eingegangen waren. Für die Initiatoren der *Arbeitsgruppe Beethovenplatz (AG-B)* zeigte sich, daß der unmittelbare Dialog mit allen Ratsparteien eine schnellere Einbindung in die Entscheidungsprozesse bewirkte, als der Gang über den hürdenreichen Weg im Gelände der bestehenden Saarbrücker Agenda-Struktur. Außerdem ließ der Zeitdruck keine andere Wahl als den direkten Kontakt mit den Parteien. Das Thema „Umgestaltung des Beethovenparkplatzes“ fand schnell, wie schon einmal 1990, anlässlich eines Gestaltungswettbewerbs für diesen Platz, das Interesse der Medien. Die SAARBRÜCKER ZEITUNG und die Lokalredaktionen von Rundfunk und Fernsehen brachten mehrfach Beiträge zum Thema. In Leserbriefen kam überwiegend die Meinung von autofahrenden Innenstadtbesuchern zum Ausdruck, die gerne bequem unter freiem Himmel möglichst gleich vor der Laientüre parken möchten.

Die Beteiligungsgeschichte und ihre Ergebnisse in Stichworten
Auf Wunsch aller Ratsfraktionen fand im Jahr 1990 ein Ideenwettbewerb zur Umgestaltung des Platzes statt, dessen Ergebnisse nie realisiert wurden. Der Widerstand der gewerbetreibenden Anlieger und deren Resonanz in der Lokalpresse waren damals wichtige Einflußgrößen, die zum Abbruch des Projektes

Der Beethovenplatz – alle Jahre wieder ein Thema; CDU-Anzeige im WOCHENSPIEGEL vom 13./14.10.1999

— Anzeige —



Gerd Bauer

Trauerspiel Beethovenplatz

Liebe Mitbürgerinnen und Mitbürger,
kaum ist die Rot-Grüne Koalition perfekt,
zeigen sich die ersten „Ergebnisse“.

1. Der Beethovenplatz – bestgenutzter Parkplatz in der City – soll Grünanlage werden. Wenn ein privater Investor sich findet, darf er eine Tiefgarage bauen – dafür soll das Parkdeck Rathaus entfallen.
2. Wo parken die Autos, während die Tiefgarage gebaut würde?

Rot-Grün = Das Elend mit der Attraktivität unserer Stadt geht weiter – koste es, was es wolle!

Mr. Gerd Bauer

Dr. Gerd Bauer, MdL
Fraktionsvorsitzender im Stadtrat





Der Beethovenplatz um 1920

beitragen. Aufgrund neuer politischer Konstellationen im Saarbrücker Stadtrat wird das Projekt elf Jahre später wieder aktuell:

Februar 2001:

Das städtische Planungsamt erarbeitet eine Darstellung unterschiedlicher Lösungsmöglichkeiten für eine Parkierungsanlage und Gestaltung des Beethovenplatzes. Eine alternative Gestaltungsmöglichkeit ohne große Stellplatzanlage, jedoch mit einer ausreichenden Zahl von Parkmöglichkeiten nur für Anlieger/Anwohner wird nicht untersucht.

Verwaltungsvorschlag: Es wird der Bau einer Tiefgarage mit 255 Stellplätzen vorgeschlagen, die an der Sulzbachstraße einige großkronige Bäume zulässt: „Um zu einem städtebaulich und architektonisch optimalen Ergebnis zu kommen, wird die Auslobung eines Wettbewerbes durch die Euro Q-Park empfohlen.“ (Euro Q-Park, die international tätige Betreiberin von Parkhäusern, ist Pächterin des Beethoven-Parkplatzes und Interessentin für den Bau einer Tiefgarage). Eine Beschlusfassung im Stadtrat ist schon für den 3.4.2001 vorgesehen.

Als Reaktion auf diesen Verwaltungsvorschlag, der in den öffentlich zugänglichen Unterlagen des Bauausschusses ausführlich dargestellt wurde, gibt es eine Intervention von Bürgern, die eine Planungsbeteiligung im Rahmen der Saarbrücker LA 21 fordern und

einen Wettbewerb unter Federführung und Entscheidung eines Investors ablehnen.

März 2001:

Die Arbeit der Bürgergruppe AG-B beginnt, und wird in die Saarbrücker LA 21 aufgenommen. Gespräche mit allen Rathausfraktionen verlaufen vielversprechend. Der Verwaltungsvorschlag zur Planung einer Tiefgarage mit Gestaltungswettbewerb in der Regie der Euro Q-Park wird zunächst nicht weiter verfolgt.

3. April 2001:

Ergebnis der Intervention der AG-B ist folgender Stadtratsbeschluss: *Die Stadt Saarbrücken lobt zur Gestaltung des Beethovenplatzes einen Ideen- und Realisierungswettbewerb aus. Der Auslobungstext, über den spätestens in der ersten Sitzung des Ausschusses für Bau- und Planungswesen nach der Sommerpause entschieden werden soll, wird erstellt unter Beteiligung der Bürgerschaft im Rahmen des Lokalen Agenda-Prozesses.*

April – Juni 2001:

In zahlreichen Sitzungen im Rathaus, zu denen immer die Anlieger, u.a. die Vertretung der Synagogengemeinde, schriftlich eingeladen sind, bemüht die AG-B sich um eine Beteiligung unterschiedlicher Bevölkerungsgruppen. Die sich überwiegend artikulierenden gewerblichen Anlieger wollen eine Umgestal-



Der Beethovenplatz in den 50er Jahren

tung verhindern. Entsprechend gering ist ihr Interesse an einer konzeptionellen Mitarbeit. Mit Hilfe der *nagS* werden Analysen zur Parkplatznutzung im unmittelbaren Umfeld des Platzes erstellt. Dabei zeigt sich, daß im Umkreis von ca. zehn Minuten Fußwegdistanz vom Beethovenparkplatz auch in Spitzenzeiten des Bedarfs regelmäßig ca. 750 Stellplätze frei sind. Eine Bewohnerdemografie gibt Aufschluß über die Bevölkerungszusammensetzung am Platz selbst (z.B. 30 Kinder unter sechs Jahren) und im Umkreis von ca. 300 Metern. Daten zur Lärmbelastung aus der Dudweiler Straße werden zusammengestellt und weisen für dort Wohnende gesundheitsgefährdende Werte auf. Die *AG-B* erarbeitet einen Fragebogen, der mit Hilfe der *nagS* an ca. 2.500 Haushalte im Umfeld verteilt wird. Wichtigstes Ergebnis der Befragung: Bei einer Rücklaufquote von leider nur ca. 30% sprechen sich etwas mehr als 60% der Antwortenden gegen den Bau einer Tiefgarage aus. Nach Auswertung des Fragebogens wird am Auslobungstext gearbeitet. Bei der Zusammenstellung der Daten waren städtische Verwaltungsstellen (z.B. *Amt für Statistik und Wahlen*, *Stadtplanungsamt*, *nagS*) sehr hilfreich. Die von der *AG-B* ausgewerteten Fragebögen wur-

den bei *nagS* archiviert, die Ergebnisse schriftlich und in Pressekonferenzen veröffentlicht.

12. Juni 2001:
 CDU und B'90/Die Grünen vereinbaren eine *partnerschaftliche, vertrauensvolle Zusammenarbeit im Stadtrat*. In der Kooperationsvereinbarung heißt es u.a.: *der Beethovenplatz soll bis 2003 zum Platz mit hoher Aufenthaltsqualität umgestaltet werden. Bei Realisierung einer Tiefgarage erfolgt die Finanzierung nur aus privaten Mitteln.*

28. August 2001:
 In einer von der *AG-B* veranstalteten Podiumsdiskussion im Rathausfestsaal wird das Für und Wider einer Umgestaltung, aber auch die Art der Umgestaltung heftig diskutiert. Dabei zeigt sich deutlich, daß die gewerblichen Anlieger eine Umgestaltung völlig ablehnen, da sie für sich wirtschaftliche Nachteile befürchten. Wichtigstes Ergebnis: Der Bau einer Tiefgarage als Lösungsbeitrag der Gestaltungsprobleme wird in der Versammlung aus unterschiedlichen Gründen einhellig abgelehnt.

September 2001:
 Verabschiedung des Auslobungstextes in der



Der Beethovenplatz heute

AG-B und termingerechte Übergabe an die Fraktionen. Er formuliert folgende Gestaltungsgrundsätze zur städtebaulichen Funktion und zur zukunftsfähigen und nachhaltigen Wertigkeit des Platzes, die im einzelnen auch mit Kriterien konkretisiert werden:

Der Beethovenplatz soll in einer Weise umgestaltet werden, daß er einen hohen Aufenthaltswert besitzt. Er soll eine Doppelfunktion erhalten: Er soll als Quartiersplatz den BewohnerInnen des unmittelbaren Umfeldes zur Verfügung stehen, sowie als zentralstädtischer Platz ein Ziel für Besucher, Passanten und Kunden sein, das zum Aufsuchen, Spazieren und Verweilen einlädt. Die in der IA 21 formulierten Ziele von Zukunftsfähigkeit und Nachhaltigkeit sollen bei der Lösung der Wettbewerbsaufgabe folgendermaßen Eingang finden:

– Die Art der Platzgestaltung soll ein Beitrag zu dem Ziel sein, die noch vorhandene Wohnnutzung des Quartiers zu verbessern und damit einen Teil der noch vorhandenen Wohnfunktion der Innenstadt sichern (soziale Dimension der Aufgabe).

– Die Platzgestalt und die eventuelle Anordnung von Einrichtungen und Nutzungszonen auf ihm soll auch den wirtschaftlichen

Aktivitäten des Einzelhandels, der freiberuflich Tätigen und anderer Dienstleistungsbereiche entgegenkommen (wirtschaftliche Dimension).

– Die Art der Platzgestaltung soll einen objektiv feststellbaren Beitrag zur Verbesserung der Umweltbedingungen und des Kleinklimas (Temperatur, Luftfeuchtigkeit, Staubbindung, Lärminderung, Regenwasserversickerung) leisten (ökologische Dimension).

Die Fraktionen entscheiden sich nunmehr gegen ein Wettbewerbsverfahren. Aus Zeit- und Kostengründen wird als Alternative ein Planungsverfahren erwogen, bei dem die Stadt einige für geeignet gehaltene Planungsbüros zur Teilnahme an einem Auswahlverfahren auffordert und danach eines mit der Planung beauftragt. Die AG-B hält an einem offenen Wettbewerb fest, kann aber auch modifizierte Formen nicht durchsetzen (z.B. offenes Gutachterverfahren gemäß Vergabeordnung für freie Berufe). Ergebnis:

30. September 2001:

Stadtratsbeschluß: *Der Stadtrat fordert die Verwaltung auf, auf Grundlage der von der lokalen Agenda erarbeiteten (An-) Forderungen an den Beethovenplatz, die Arbeiten zur Um-*

gestaltung des Beethovenplatzes aufzunehmen.

Hierbei ist eine Planungsgruppe einzurichten, in der Verwaltung, Fraktionen, Lokale Agenda und Einzelhandel vertreten sind, um die Planung zu begleiten.

Die Verwaltung wird aufgefordert, schnellstmöglich ein geeignetes Planungsbüro – unter Einbeziehung eines/einer Freiraumplaners/Freiraumplanerin – zu beauftragen, das die Planung erarbeiten soll.

30. Oktober 2001:

Ein Antrag der SPD-Fraktion, den Beethovenplatz in seiner heutigen Gestalt und Funktion als bewirtschafteter Parkplatz vorerst zu belassen, wird mit den Stimmen von CDU und Grünen abgelehnt.

17. Dezember 2001:

Konstituierende Sitzung der Planungsgruppe (sog. Planungswerkstatt). Die AG-B kritisiert die freihändige Auswahl eines Planungsbüros und einer von ihr als nicht unabhängig angesehenen Moderation. Sie kann aber keine

Veränderung zu mehr Offenheit und Neutralität durchsetzen. Aus Gründen stark abweichender Planungsprioritäten, die sich größtenteils nicht auf den Platz beziehen, verläßt die SPD-Vertretung die Planungswerkstatt. In den Werkstatt-Sitzungen werden die Überlegungen und Vorentwürfe der vom Planungsamt der Stadt beauftragten Architekten und Landschaftsplaner vorgestellt und modifiziert. Die Vertretung der Gewerbetreibenden ist lediglich an der Parkplatzzfrage interessiert

und will die Zahl der Parkplätze um ein Vielfaches ausweiten (laut „Auslobungstext“ sind maximal 60 Plätze für Anwohner und Anlieger vorgesehen, der Bau einer Tiefgarage ist unerwünscht).

Die Sitzungen der Planungswerkstatt folgen in z.T. großen Abständen. Zwischenzeitlich wirbt die AG-B in der Öffentlichkeit und in den Medien für ihre Position. Besonders

die Medien sind interessiert und berichten mehrfach. Die Diskussionen mit Vertretern der Ratsparteien werden fortgeführt.

1. Oktober 2002:

Ergebnis der Planungswerkstatt: Verwaltung, Vertretung der Stadtratsfraktionen von CDU und B´90/Die Grünen und AG-B einigen sich auf einen Vorschlag der Architekten und Landschaftsplaner, der eine gewisse Lärmdämpfung aus Richtung Dudweiler Straße durch eine aufsteigende Treppenanlage und Wasserwände vorsieht. Zwei symmetrisch angeordnete Promenaden unter Bäumen entlang Lortzing- und Beethovenstraße rahmen einen klar abgegrenzten Grünraum mit harmonischen Proportionen ein. Eine Anordnung von Längsparken in den Straßen optimiert den Flächenverbrauch und ermöglicht dennoch 63 Parkplätze. Als Grünfläche, die auch eine funktionale Aufteilung in unterschiedliche Nutzungszonen ermöglicht, verbleiben ca. 6.500 qm. (s. auch Abb. S. 16) Die Synagoge kann ein würdiges Umfeld erhalten. Diese Planung wird von der Vertretung der Gewerbetreibenden abgelehnt. Schon während der Arbeit der Planungsgruppe und vor der abschließenden Sitzung der Planungswerkstatt sammeln die Gewerbetreibenden Unterschriften gegen die Umgestaltung. Sie beschließen, den öffentlichen Druck gegen das Projekt zu verstärken.

5. November 2002:

Gründung einer Anliegergruppe, *Bürgerinitiative ‚Erhaltet den Beethovenplatz‘* (gemeint ist ‚in seiner gegenwärtigen Nutzungsform‘) (BI), in der sich ganz überwiegend die umliegenden Einzelhändler, Ärzte und Rechtsanwälte organisieren. Schon seit den Sommerferien sammelt man etwa 3.500 Unterschriften von Personen aus Saarbrücken, dem Saarland, Rheinland-Pfalz und Lothringen.

21. November 2002:

Auf Initiative von CDU und Grünen, die angesichts des Widerstandes von gewerblichen Anliegern und Parkplatzbenutzern das Umgestaltungsprojekt erst einmal zurückstellen wollen, zieht die Verwaltung auf der Sitzung des Bezirksrates Saarbrücken-Mitte den Tagesordnungspunkt „Umgestaltung des Beethovenplatzes“ zurück, bei dem die Ergebnisse der Planungswerkstatt vorgestellt werden sollten.



Ute Poller (lokale Agenda),
Podiumsdiskussion
vom 25.11.2002;
Photo: © das bilderwerk



Podiumsdiskussion vom 25.11.2002; auf dem Podium vlnr.: Walter Poggenpohl (Verkehrsverein), Manfred Backes (CDU), Jost Krause-Widmann (Verein für Handel und Gewerbe), Dr. Wolfgang Nieveler (Bürgerinitiative ‚Erhaltet den Beethovenplatz‘), Dieter Gräbner (SAARBRÜCKER ZEITUNG), Enthymia Grassmann-Gratsia (SPD), Karl Simons (lokale Agenda), Dieter Grünewald (Grüne); Photo: © das bilderwerk

25. November 2002:

Die SAARBRÜCKER ZEITUNG veranstaltet eine Podiumsdiskussion zum Thema, auf der Parteienvertreter, Vertreter des Handels, der BI und – erst nach Intervention von *nagS* – auch der *AG-B* sowie das Publikum zu Wort kommen. Die CDU-Vertretung spricht sich nun, im Gegensatz zu ihrem Votum in der Planungswerkstatt, eindeutig für eine Lösung in Form einer Tiefgarage aus, der auch der Sprecher des *Vereins für Handel und Gewerbe* etwas abgewinnen kann. SPD und BI plädieren aus unterschiedlichen Gründen für den Erhalt des jetzigen Zustandes. Die Grünen betonen die Notwendigkeit einer parkartig gestalteten Oberfläche mit hoher Aufenthaltsqualität, sind aber beim Parkierungs-Konzept noch unentschieden. Die *AG-B* erläutert, warum große Parkierungsanlagen, auch unterirdische, an diesem Ort schädlich und nachweislich überflüssig sind und stellt sich klar hinter das Konzept der Planungswerkstatt.

9. Dezember 2002:

Einladung der CDU: Gespräch mit Vertretern des *Q-Park-Management*s, Grüne, BI und *AG-B*. CDU und Grüne erklären, wenn sich keine Einigung zwischen den unterschiedlichen

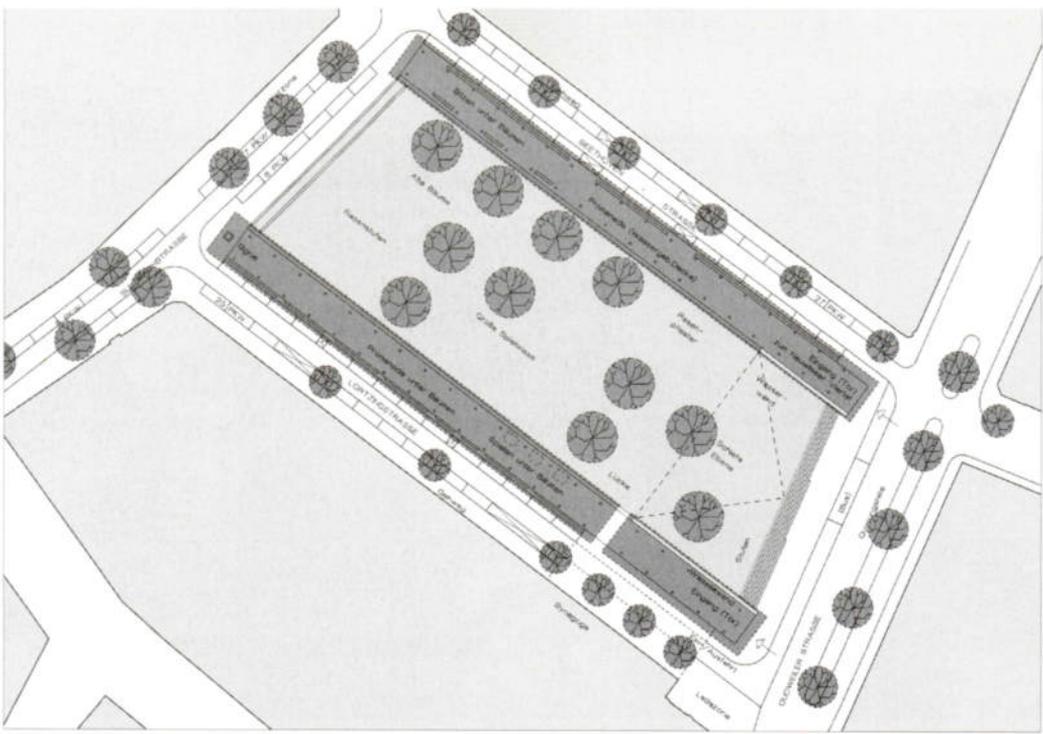
Bürgergruppen erzielen lasse, werde eine Tiefgarage gebaut. Der *Q-Park-Manager* stellt fest, kostenintensive Techniken zur Verkürzung der Bauzeit und/oder bauliche Maßnahmen zur Bepflanzung mit hochwüchsigen Bäumen wären Sache der Stadt. BI und *AG-B* hoffen auf eine Verständigung über die Stellplatzzahl.

Januar 2003:

Die *AG-B* arbeitet auf der Grundlage des Konzepts der Planungswerkstatt Kompromißvarianten mit 72 und 100 Parkplätzen aus. Bei der Variante mit 100 Plätzen müsste ein Drittel der im Konzept der Planungswerkstatt vorgesehenen Grünfläche entfallen.

15. Januar 2003:

Gespräch zwischen BI und *AG-B* mit der Vertreterin der Architekten. Von der *AG-B* werden die Nutzungsmöglichkeiten in bestimmten Zonen des Platzes auch für kleine Spezialmärkte für Saisonwaren (z.B. Blumen, Tannenbäume) als Käufer anziehende Belebung erläutert. Einigkeit gibt es aus unterschiedlichen Gründen lediglich in der Ablehnung einer Tiefgarage. Die Alternativentwürfe werden der BI vorgelegt und erläutert. Die Vorstellung



In der Planungswerkstatt mehrheitlich beschlossener Entwurf des Architekturbüros Wandel-Hoefer-Lorch, Saarbrücken zur Umgestaltung des Beethovenplatzes

gen über die Parkplatzzahl liegen aber sehr weit auseinander. Man will die Alternativentwürfe jedoch dem Plenum der BI vorstellen.

29. Januar 2003:

Das Plenum der BI lehnt die Alternativentwürfe der AG-B einstimmig ab.

11. Februar 2003:

Stadtratssitzung: Die SPD-Fraktion beantragt, den Beethovenplatz vorerst unverändert als Parkplatz zu belassen. Auf vorab eingereichten Antrag auf Rederecht, aber ohne den Gang durch die LA 21-Instanzen, erhält die AG-B Gelegenheit, die Ergebnisse der Planungswerkstatt und ihre Kompromißvorschläge den Stadtverordneten erstmals und sehr ausführlich zu erläutern sowie bildlich darzustellen. Dadurch werden auch diejenigen Stadtverordneten, die bislang nicht mit dem Thema befaßt waren, authentisch und mit allen inhaltlichen Begründungen zur Planungskonzeption im Sinne der LA 21 und über das Entwurfsergebnis der Planungswerkstatt informiert. Auch die BI kann ihre Argumente vorbringen. Deutlich wird, daß beide Gruppen den Bau einer Tiefgarage ablehnen. Dennoch plädiert der CDU-Sprecher in der Sitzung engagiert für eine große unterirdische Anlage. Der Spre-

cher der Grünen erklärt sich dazu nicht konkret, stellt aber die großen Anstrengungen der AG-B heraus, zu einem Einvernehmen mit der BI zu kommen. Die SPD ist für den Erhalt des jetzigen Zustandes und plädiert für eine Verlagerung der Planungsaktivitäten zur Umgestaltung eines anderen Platzes in Cityrandlage (Landwehrplatz). Eine Entscheidung ist nicht vorgesehen und ergeht auch nicht.

5. April 2003:

Die SAARBRÜCKER ZEITUNG berichtet über eine Pressekonferenz von CDU und Grünen am 4.4.2003: Das Tiefgaragenprojekt sei nun abgelehnt. Als Kompromiß habe man sich auf 140 Stellplätze auf dem Beethovenplatz und zusätzliche 60 Stellplätze in der Nähe geeinigt. Die BI war bei der Pressekonferenz anwesend, die AG-B war weder informiert noch eingeladen.

SPD, FDP und die BI beginnen mit dem Sammeln von Unterschriften zur Herbeiführung eines Bürgerentscheides gegen die Umgestaltung des Beethovenplatzes.

8. April 2003:

Stadtratssitzung: Die Fraktionen von CDU und Grünen bringen eine Tischvorlage ein, in der Kernpunkte zur „Umgestaltung des Beethovenplatzes zu einem Platz mit hoher Aufenthaltsqualität“ festgelegt sind.

- Erholungs- und Freizeitfläche von ca. 4.000 qm;

- Ca. 140 Stellplätze für PKW (davon mindestens 40 für Anwohner und ca. zehn für Gäste von Hotels, die übrigen als gebührenpflichtige Kurzzeitparkplätze bis max. 3 Std. Parkdauer);
- Schaffung weiterer 60 gebührenpflichtiger Kurzzeitparkplätze auf einer benachbarten Freifläche (neben dem ehemaligen Stadtbad mit fußgängersicherer Querung als Verbindung zum 200 Meter entfernten Beethovenplatz);
- Ein von der Verwaltung zu entwerfender Gestaltungsplan soll in einer weiteren Sitzung der Planungswerkstatt und im Bauausschuß beraten werden.

Der vorab eingereichte Wunsch nach einer Anhörung der *AG-B* wird in der Ratssitzung von Bürgermeister Kajo Breuer nunmehr mit dem Hinweis auf das nicht beachtete Rede-recht-Verfahren für Agenda-Gruppen und auf weitere Diskussionsmöglichkeit im Ausschuß für Bau- und Planungswesen abgelehnt. Ein CDU-Sprecher hebt die Verlässlichkeit seiner Fraktion hervor, die ihre Vereinbarungen mit den Grünen einhalte. Dies stünde in deutlichem Gegensatz zur Praxis der SPD-Fraktion, die vor Jahren ähnliche Vereinbarungen mit den Grünen gebrochen habe. Die Tischvorlage zur Umgestaltung wird mit allen Stimmen von CDU und Grünen gegen die Stimmen der SPD mehrheitlich als feste Vorgabe für detaillierte Gestaltungsüberlegungen in der Verwaltung und Planungswerkstatt beschlossen.

24. April 2003:

In einer erneut einberufenen Sitzung der Planungswerkstatt erläutert die Verwaltung ihren in der SAARBRÜCKER ZEITUNG und im Saarbrücker WOCHENSPIEGEL bereits veröffentlichten Entwurf mit 140 plus 60 Stadtbad-Stellplätzen. Die BI erklärt sich mit diesem Entwurf einverstanden. Zur Schadensbegrenzung legt die Agenda-Gruppe einen eigenen Entwurf mit 124 Stellplätzen vor, der noch ein Mindestmaß von Durchlässigkeit zwischen den Parkplätzen zur Grünfläche aufweist. Die Architekten sehen sich außer Stande, mit den neuen Vorgaben des Stadtrates einen auch nur einigermaßen sinnvollen Platz „mit hoher Aufenthaltsqualität“ zu schaffen. Der *Agenda-Kompromiß 100* sei gerade noch verschmerzbar, der Beschluß der Planungswerkstatt vom 1.10.2002 mit 63 Stellplätzen sei eine gute Lösung. Der Diskussionsbeitrag 124 der *AG-B* wird von der BI abgelehnt. Die Agenda-Grup-

pe droht mit Arbeitsniederlegung, wenn der 140er Stadtratsbeschluß nicht revidiert wird.

29. April 2003:

Nach ausführlicher interner Diskussion zieht die *AG-B* ihren schadensbegrenzenden 124er Vorschlag als weder städtebaulich vertretbar noch mit den Agenda-Kriterien verträglich zurück. Sie einigt sich darauf, als äußerste Grenze bei ihrem 100er-Vorschlag zu bleiben.

27. Mai 2003:

Der Stadtrat beschließt gegen die Stimmen der SPD mehrheitlich die Umgestaltung des Beethovenplatzes auf der Grundlage der Tischvorlage aus der letzten Stadtratsitzung und dem darauf fußenden Verwaltungsentwurf (140 plus 60 Stadtbad-Stellplätze).

Die *AG-B* erklärt in einem offenen Brief ihren Rückzug aus der Planung und den Agenda-Prozeß im Fall Beethovenplatz für gescheitert. Die Architekten geben den Gestaltungsauftrag an die Stadt zurück.

Die Stadtverwaltung kündigt den Vertrag mit dem Pächter des Beethovenparkplatzes zum 31.12.2003.

30. September 2003:

Der Stadtrat beschließt gegen die Stimmen von B'90/Die Grünen und in Abweichung von der Vereinbarung im Kooperationsvertrag zwischen CDU und Grünen, seinen Beschluß vom 27.5.2003 aufzuheben. Sodann wird mit den Stimmen von CDU und SPD, aber gegen die Stimmen der Grünen ein neuer Beschluß gefaßt, wonach der Beethovenplatz weiterhin vollständig als Parkplatz genutzt wird. Die CDU führt als Begründung für ihren Sinneswandel die angespannte Haushaltslage in Saarbrücken und den Widerstand eines Teils der Bürgerschaft an. Beide Tatsachen waren auch bei der Stadtratsentscheidung vom 27. Mai 2003 schon bekannt.

Zur Analyse der Beteiligungsprozesses

Verschiedene Voraussetzungen des Beteiligungsprozesses können als günstige Bedingungen angesehen werden:

Zunächst ist die vom Stadtrat beschlossene Umgestaltung einer städtischen Parkierungsanlage in einen innerstädtischen Platz mit hoher Aufenthaltsqualität eine Aufgabe, die sich sehr gut dazu eignet, in ihren konzeptionellen

Grundzügen von einer lokalen Agenda-Gruppe bearbeitet zu werden. Eine Gruppe von stadtgestalterisch interessierten SaarbrückerInnen wurde aktiv, um im Rahmen der *IA 21* inhaltliche Beiträge zum Planungsprozeß zu liefern und stieß damit zunächst auf eine wohlwollende Resonanz bei der Mehrheit der Stadtverordneten. Mit der Vorlage umfangreicher Daten zur lokalen Situation in unterschiedlichen fachlichen Themenbereichen bewies sie ihr Engagement und ihre sachliche Diskussionsbereitschaft. Der Bezug der *AG-B* zur Wohnbevölkerung und zu den Gewerbetreibenden im Umfeld war durch eine systematische Befragung, durch Einladungen zu Erörterungen und einer Podiumsdiskussion im Rathaus gewährleistet.

Der Weggang der zuständigen Dezernentin und der Verlust der SPD-Mehrheit im Stadtrat, Top-Down-Strukturen und Personenfixierung führte zu einer Krise des Saarbrücker IA-Prozesses.

Eine breitere Öffentlichkeit wurde durch intensive Medienkontakte und Medieninformation erreicht. Die *AG-B* pflegte den Kontakt zu allen Ratsfraktionen.

Der Auftrag des Stadtrates an die *AG-B*, Grundsätze für die Gestaltung zu entwerfen, könnte als Vertrauensbeweis (und nicht als

Hinweis auf eine bloße Spielwiese für die lokale Agenda) interpretiert werden, zumal dies von ihr erarbeiteten Gestaltungskriterien später als Grundlagen für die Entwurfsphase anerkannt wurden. Die engagierten Bürger stellten ihre Fachkompetenz und Verlässlichkeit unter Beweis, aber auch Eigenständigkeit, wie sich an der Kontroverse um die freihändige Vergabe des Entwurfsauftrags durch die Stadtverwaltung statt der Ausschreibung eines Wettbewerbs ablesen läßt. Der in der *Planungswerkstatt* ausgearbeitete Plan war in seiner Entwicklung aus den Leitideen der lokalen Agenda stimmig und mit Hilfe der beauftragten Architekten auch stadtgestalterisch attraktiv, technisch unkompliziert sowie zügig durchzuführen. Der Entwurf erschien der Mehrheit im Stadtrat auch finanziell realisierbar. Der Haushalt sah hierfür ausreichende Planungsmittel (natürlich auf Basis von Kreditaufnahmen) vor. Durch mehrere Kompromißvorschläge, die sie auch zeichnerisch darstellte, zeigte die *AG-B* ihre Bereitschaft zu einer einvernehmlichen Lösung mit der BI.

Dem stehen jedoch zahlreiche ungünstige Voraussetzungen gegenüber: Zunächst muß

festgestellt werden, daß die Entstehung des *IA 21*-Prozesses auf eine Initiatorin aus der Spitze der Stadtverwaltung zurückgeht. Diese konnte sich auf die gesicherte Mehrheit einer ihr wohlgesinnten SPD-Fraktion verlassen. Ihre Aktivität war mehrheitlich geschätzt, ihr Einfluß akzeptiert. Mittelfristig erweist sich eine solche hierarchische Struktur in *IA*-Prozessen (*Top-Down-Struktur*) als nachteilig. Da diese Konstellation zumeist mit einer festen Bindung an eine Person verbunden ist, kann es beim Wegfall dieser Bindungen leicht zum Bedeutungsverlust des von ihr Geschaffenen kommen. Verstärkt wird eine solche Entwicklung, wenn die sie ehemals stützenden Entscheidungsträger durch Verlust der Mehrheit selbst einen Machtverlust erleiden. So war mit dem Weggang der zuständigen Dezernentin Margit Conrad und dem Verlust der SPD-Mehrheit im Stadtrat eine Krise des Saarbrücker *IA*-Prozesses gerade wegen dieser *Top-Down-Struktur* und der Personenfixierung nicht überraschend. Zu vermuten ist, daß der Bedeutungs- und Prestigeverlust auch eine von mehreren Ursachen für das abnehmende Interesse von Bürgern an Agenda-Themen ist.

Ein anderer, das Scheitern der *AG-B* begünstigender Faktor mag folgender sein: Die Aktivitäten der *AG-B* lagen sehr nahe an Themenbereichen, die parteipolitisch seit Jahren umstritten sind. Eine große Fraktion (SPD) lehnte das Umgestaltungsprojekt insgesamt ab, arbeitete in der Planungswerkstatt nicht mit und versuchte, Gegner des Projektes außerhalb des vereinbarten Agenda-Beteiligungsverfahrens und entgegen der Beschluslage im Stadtrat zu mobilisieren. Erschwerend kam hinzu, daß die Befürworter des Plans zur Umgestaltung, insbesondere die CDU-Vertretung in der Planungswerkstatt und die Verwaltung, den Leitideen der *lokalen Agenda 21* fremd gegenüberstanden. Dies zeigte sich bei Kontroversen zunächst darin, daß oftmals auf die letzte Entscheidungskompetenz des Stadtrates verwiesen wurde. Und dies ist selbstverständlich und trivial zugleich. Denn dialogische Formen der Demokratie, bei der die Entscheidungsträger zunächst freiwillig auf Eingriffe verzichten, um in Kooperation mit Bürgern eventuell zu effektiveren und qualitativ besseren Problemlösungen zu kommen, blieben nicht nur Neuland, sondern wurden und werden eigentlich als unzumutbar empfunden.

Um die sehr weit auseinanderliegenden Vorstellungen zwischen Vertretern des Handels wie der gewerblichen Anlieger und der Mehrheit der übrigen Teilnehmer in der Stellplatzfrage zu überbrücken, wäre eine professionelle Moderation erforderlich gewesen. Sie hätte eventuell zu Zugeständnissen und Kompromissen beider Seiten schon bei Beginn der Arbeit in der *AG-B* und in der Planungswerkstatt führen können, auch wenn diese dann von den verschiedenen Beschlüssen des Stadtrats teilweise abgewichen wären. Eine professionelle Moderation wurde aber von der Verwaltung verweigert und mit fehlenden Finanzmitteln begründet. Sogar *nagS* sah keine Notwendigkeit, der *AG-B* eine Moderation zur Seite zu stellen, obwohl anfangs bis zu 30 Personen, darunter auch die Gewerbetreibenden und Repräsentanten der Synagogengemeinde, den Einladungen der *AG-B* folgten. Später, im fortgeschrittenen Planungsstadium, sah die *AG-B* zunächst keinen Grund, hinter das einmal erreichte Niveau der im Stadtrat verabschiedeten Planungsleitlinien zurückzufallen.

Die Zusammensetzung der Planungswerkstatt war nicht repräsentativ. Es fehlte als Pendant zu der Vertretung des Handels und der Gewerbetreibenden eine Vertretung der ortsansässigen Bewohner, die schlecht zu mobilisieren waren. In der Planungswerkstatt wurde der Widerstand bestimmter Pressuregroups gegen die Umgestaltung des Platzes (Inhaber von Geschäften, Büros, Rechtsanwalts- und Arztpraxen, Verein für Handel und Gewerbe, bisherige Parkplatznutzer) in ihrer Bedeutung unterschätzt. Man setzte vielmehr auf das aus den Ratsgremien vertraute Mehrheitsprinzip.

Die Unterschriftensammlung der Gewerbetreibenden bei ihren Kunden/Patienten und die Drohung einer Parkplatz-Lobby aus BI, SPD und FDP mit einem Bürgerbegehren zur Einleitung eines Bürgerentscheids erzwangen eine Revision des ursprünglichen Entwurfs durch die Kooperationspartner, der den verabschiedeten Gestaltungskriterien zuwiderlief. Diese Revision vom 8. April 2003 verwässerte den Agenda-Entwurf bis zur Unkenntlichkeit. Der Ausstieg der *AG-B* und die Rückgabe des Entwurfsauftrages der Architekten zeigen, daß die Grundsubstanz einer *lokalen Agenda 21* keine beliebig formbare Knetmasse ist.

Lokale Agenda und Formaldemokratie

Nach dem Beschluß des Stadtrats vom 30.9.2003, der – diesmal mit den Stimmen von CDU und SPD – Umgestaltungspläne vereitelte, muß festgestellt werden, daß die gewählten Entscheidungsträger sich als unzuverlässige Partner von Bürgergruppen erwiesen haben, die im Vertrauen auf getroffene Vereinbarungen und Verfahrensregelungen verantwortungsvoll und uneigennützig zum Wohlergehen der städtischen *res publica* arbeiten oder sich mit gleicher Haltung kleinräumig um ihren Stadtteil kümmern.

Sollte man den im Rahmen der *LA 21* noch engagierten BürgerInnen daher raten, möglichst parteipolitisch bislang nicht besetzte, unverfängliche Themen zu bearbeiten, um die Frustrationsgefahr gering zu halten? Diese Art Vermeidungsverhalten wäre nicht unbedingt gegen den Sinn der Agenda-Gedanken gerichtet, doch es bedeutete gleichsam eine Verharmlosung durch Selbstzensur und politische Enthaltensamkeit. Auch der Anspruch auf Bürgerbeteiligung bei lokalen Entscheidungen könnte aufgegeben werden. Allenfalls Kampagnen etwa für den Verbrauch von fair gehandeltem, schadstoffarmen Tee oder Kaffee oder ein bürgerschaftlich organisierter „Kampf“ gegen die Kastanien-Miniermotte wären noch ohne Verstrickung in parteitaktische Konkurrenzkämpfe möglich.

Im hier dargestellten Fall kommt man aber nicht umhin, die Verhaltensweise einer großen Zahl von Stadtverordneten als verwerflich zu bezeichnen: Es ist verantwortungslos und auch gefährlich, bürgernahe, dialogisch orientierte Formen der Entscheidungsfindung wie in den Agenda-Prozessen zunächst zuzulassen, um sie nach kurzer Zeit wieder durch mangelndes Interesse oder bewußte Abkehr zu entwerten. Es ist ebenso gefährlich, sich mit dem Agenda-Überbau aus Rio-Gedanken und Aalborg-Verpflichtungen für ein zukunftsfähiges Saarbrücken zu schmücken, um im politischen Alltag entgegenstehende Partikularinteressen von vermeintlich sympathisierenden Wählergruppierungen zu bedienen. Dieses

Es ist verantwortungslos und auch gefährlich, bürgernahe, dialogisch orientierte Formen der Entscheidungsfindung wie in den Agenda-Prozessen zunächst zuzulassen, um sie nach kurzer Zeit wieder durch mangelndes Interesse oder bewußte Abkehr zu entwerten.

Verhalten könnte leicht als unverbindliche Geschwätzigkeit einer politischen Klasse angesehen werden, deren einziges Ziel es ist, in formaldemokratischen Verfahren inhaltsleer und wortreich ihre Macht zu stabilisieren oder zu mehren. Die abnehmende Wahlbeteiligung (bei kommunalen Wahlen bis an die Marke von nur noch 45 Prozent) ist ein Anzeichen für die schwindende Legitimation der Parteien. Zurückgenommene Einladungen zur bürgerschaftlichen Beteiligung an Entscheidungen können zu weiterer Abkehr der Stimmbürger führen und die Legitimationskrise verstärken – ein parteitaktisch vielleicht noch harmloser Prozeß. Gefährlicher wird es, wenn sich aus Gruppen von Nichtwählern Protestbewegungen bilden, deren demokratische Grundeinstellung nicht sonderlich ausgeprägt ist.

Kann man der noch verbliebenen, in lokalen Agenda-Prozessen aktiven Bürgerschaft also etwas raten? Dies hätte angesichts der vielfältigen und komplizierten Einflußfaktoren, die hier beschrieben sind, etwas Anmaßendes. Die Teilerfolge der Anti-Kernkraft-Bewegung haben aber – auch schon vor der

Katastrophe von Tschernobyl – gezeigt, daß die Furcht der etablierten Parteien vor Machtverlust nicht nur der wichtigste Faktor für das Fortbestehen „herrschender Verhältnisse“ ist, sondern auch als Reformmotor wirken kann.

Deshalb wäre zunächst eine Zusammenarbeit von

Als Alternative zu den Wahlprogrammen der Parteien können die Leitmotive der Agenda 21 ein Bezugs- und Handlungsrahmen für den verantwortlich handelnden, eigeninitiativen *citoyen* sein.

Agenda-Gruppen mit programmatisch nahestehenden unabhängigen Verbänden, Vereinen und Gruppierungen förderlich. Darüber hinaus sollte nicht nachgelassen werden in dem Versuch, für die Anliegen der *LA 21* eine breitere Öffentlichkeit zu gewinnen mit dem Ziel, ihnen auch eine machtpolitisch bedeutsame Wirkung im lokalen Zusammenhang, in der *polis* zu verschaffen. Dabei wäre eine oftmals zu beobachtende, wenn auch verständliche Berührungsangst vor parteipolitisch-dominanten vordefinierten Politikfeldern, hier vor Lokalpolitik schädlich. Könnte es deshalb nützlich sein, die bürgerschaftlichen Bezüge zur Lokal-Politik als ergänzende oder auch konkurrierende Alternative zur Klasse der bislang politisch Entscheidenden zu verstehen?

Freilich ist die Konkurrenz in Form von parteifreien Wählergruppierungen im lokalen Bezugsrahmen seit langem bekannt. Doch selbst, wenn man solche Gruppierungen als Facetten einer langsam sich etablierenden „Bürgerschaft“ verstünde, sind die Einzelerfahrungen damit nicht durchweg positiv, auch wenn sie zunächst aus einer parteiendominierten hilflosen Zuschauerdemokratie herausführten. Die Selbstorganisation von Bürgern führt nicht automatisch zu Ergebnissen, die mit den oben genannten Agenda-Leitlinien vereinbar sind und so einen insgesamt förderlichen Einfluß auf die selbstorganisierte Ausgestaltung sozialer, wirtschaftlicher und ökologischer Politikfelder hätte. Nur allzu oft sind freie bürgerschaftliche (Wähler-)Vereinigungen Gruppierungen, die mit einer Anspruchshaltung die Bewahrung oder Gewinnung von Gruppenprivilegien und Partikularinteressen durchsetzen wollen. Auch Ein-Themen-Initiativen oder Protestbewegungen sind für eine auf Dauer angelegte Korrektur des Parteienmonopols nicht geeignet.

Es läßt sich aber zumindest modellhaft eine breite *Agenda 21*-Bürgerbewegung vorstellen, in der die zahlreichen, aber nebeneinander arbeitenden örtlichen Organisationen und Gruppierungen (z.B. von *Attac*, Anti-Kernkraft- und *Greenpeace*-Gruppen über Dritte Welt- und sozial engagierte Gruppen, Gewerkschaftsgruppen und Umweltverbände) ihrerseits als Lobby-Organisation von zahlenmäßigem Gewicht einigen Parteien als nicht zu unterschätzende Größe erschienen. Der einzelne Bürger würde wieder (oder erstmals) zum *citoyen*, indem er gemeinsam mit Gleichgesinnten eigenaktiv, selbstlos und verantwortlich für die Gestaltung des örtlichen Gemeinwesens einträte. Bezugs- und Handlungsrahmen (etwa als Alternative zu Partei-Wahlprogrammen) könnten dabei die Leitmotive der *Agenda 21* sein. Auch eine überregionale Vernetzung wäre denkbar, da sich in fast jeder größeren Gemeinde zumindest Handlungsansätze im Sinne einer *LA 21* finden. Auf örtliche Belange und Problemlagen angewandt, böte sich ein breites Spektrum sinnvoller Aufgaben. Wie dieses Lobby-Bündnis zu organisieren wäre, um von Parteien wahrgenommen und respektiert zu werden, ist eine Frage, deren Beantwortung angesichts zunehmender Distanz der Bürger von Parteiinstitutionen dringend geboten erscheint.

Wir können Ihnen diese Entscheidung nicht abnehmen und Ihnen Ihre politische Meinung vorschreiben

‚Studentenbewegung‘ und ‚1968‘ in Saarbrücken*

Von Alexander König

* Leicht modifizierte Fassung eines Vortrags, der unter gleichem Titel am Tag der offenen Tür der Universität des Saarlandes (UdS), 5.7.2003 gehalten wurde.

1 Vgl. Jan Ross, Kulturkampf, um 1968 und später, in: *MERKUR* 55 (2001), S. 331-337; Edgar Wolfrum, „1968“ in der gegenwärtigen Geschichtspolitik, in: *Aus Politik und Zeitgeschichte* B22-23 (2001), S. 28-36; Heinz Bude, Achtundsechzig, in: *Etienne François / Hagen Schulze* (Hrsg.): *Deutsche Erinnerungsorte, Bd. 2, München 2001*, S. 122-134, hier S. 134.

2 Gespräch von Jürgen Habermas mit Angelo Bolaffi, *L'ESPRESSO* (Rom), 25.1.1988, abgedr. in: *Jürgen Habermas, Die nachholende Revolution. Kleine Politische Schriften VII, Frankfurt am Main 1990*, S. 26.

3 Vgl. insbesondere Norbert Frei, *Ertrotzte Aufklärung. „Achtundsechzig“ als Nachgeschichte des Nationalsozialismus*, *DIE ZEIT*, 1.2.2001, S. 39 und Kurt Sontheimer, *Gegen den Mythos der 68er. Die Studentenrevolte war keine Nachgeschichte der NS-Zeit*, *DIE ZEIT*, 8.2.2001, S. 34.

4 Die Träger der ‚68er-Bewegung‘ werden in der neuesten historischen Forschung ideologisch mit der ‚Neuen Linken‘ in Verbindung gebracht. Vgl. Ingrid Gilcher-Holtey, *Die 68er-Bewegung. Deutschland-Westeuropa-USA, München 2001*, S. 11-24.

Spätestens seit der Diskussion um die Vergangenheit des amtierenden deutschen Außenministers Joseph Fischer in der Frankfurter Hausbesetzer- und Spontiszene der 70er Jahre rückt auch das Jahr ‚1968‘ wieder stärker in den Mittelpunkt des öffentlichen Interesses. Am umstrittenen Erinnerungsort ‚1968‘ scheideten sich – und scheiden sich bis heute – die Geister.¹ War für die einen mit dieser Jahreszahl ein gesamtgesellschaftlicher Aufbruch aus verkrusteten Strukturen, ja eine Demokratisierung – beziehungsweise mit den Worten von Jürgen Habermas eine „Fundamentalliberalisierung“ der politischen Kultur der Bundesrepublik² – und eine dauerhafte Auseinandersetzung mit der nationalsozialistischen Vergangenheit verbunden, betonten andere den Zusammenhang zwischen der Studentenbewegung und dem Phänomen linker Gewalt der 70er Jahre. Aus ihrer Perspektive war für eine Bewertung von 1968 weniger der Aspekt der Vergangenheitsbewältigung entscheidend, als vielmehr die sich aus anarchistisch-kommunistischen Wurzeln speisende Weltsicht

dieser Bewegung, die insbesondere von der Kritik an der kapitalistischen Gesellschaftsordnung getragen gewesen sei, eine Gesellschaftsordnung, der man – von Seiten der politisch links orientierten Studenten – nachsagte, daß sie zwangsläufig in den Faschismus führe.³

Aber: Gab es denn 1968 ausschließlich in diesem Sinne ‚68er-Bewegte‘, Mitglieder oder Sympathisanten des *Sozialistischen Deutschen Studentebundes (SDS)* mit Affinitäten zur Kritischen Theorie, zu Marx und Engels, zu Lenin und Mao? Äußert sich hier nicht eine Verengung des Blickwinkels, der hinterfragt werden müßte?⁴

Schaut man auf die Universität des Saarlandes in jenem Jahr, dann gewinnt man schnell ein differenziertes Bild. Die Hochschule im Stadtwald, welche als politische Gründung unter maßgeblichem Einfluß der französischen Militärregierung ein international-europäisches Gepräge erhielt,⁵ firmierte in Studentenkreisen als ‚Arbeitsuniversität‘,⁶ die in ihrer Verfassung von 1958 den Studenten – im Unterschied zu anderen Hochschulen in jener Zeit – weitreichende Mitbestimmungsrechte in den universitären Gremien, wie es in der Verfassung heißt „in ihren Angelegenheiten“, einräumte. Davon ausgenommen waren Personalfragen und die Wahl des Rektors.⁷ Dabei zeichnete sich die Universität des Saarlandes sowohl durch die räumliche Trennung von der Landeshauptstadt, die manche Kommunikationsschwierigkeiten mit der Bevölkerung mitbedingt haben mag,⁸ als auch durch eine gewisse Engräumigkeit und Überschaubarkeit aus. Vor allem studierfähige Saarländer nutzten das Angebot ihrer Landesuniversität, auch auf dem Hintergrund mangelnder Alternativen im Nahbereich. Insgesamt stellten im Sommersemester 1968 die Saarländer ungefähr die Hälfte der Studentenschaft bei knapp unter 7.000 Studierenden.⁹ Im studentischen Parlament waren sie indes auffällig unterrepräsentiert. Von 30 Abgeordneten kamen 1967 nur sieben aus dem Saar-

land.¹⁰ Ein Grund hierfür mag die Tatsache gewesen sein, daß der größte Teil dieser Studenten als Heimschläfer täglich zwischen der Universität und ihren Heimatorten pendelte. Nur ein geringer Teil wohnte in Saarbrücken.¹¹ Für die saarländischen Studenten waren dies ungünstige Voraussetzungen für ein ausgedehntes hochschulpolitisches Engagement, die Mitgliedschaft in einer der Hochschulgruppen oder für die Teilnahme an studentischen Aktivitäten, die über die regulären Vorlesungs- und Seminarbesuche hinausgingen. Die Mitgliedschaft in einer der politischen Hochschulgruppen, in einer Korporation oder einem studentischen Verband war eher die Ausnahme. Kaum mehr als 150 Studenten waren in politischen Hochschulgruppen organisiert; für die Burschenschaften und studentischen Verbindungen liegen keine Zahlen vor. Es kann aber gesagt werden, daß sie noch 1967 im studentischen Parlament den Großteil der Abgeordneten stellten und auch 1968 auf dem Campus dominierten.¹²

Das Jahr 1968 stand in Saarbrücken im Zeichen der Hochschulreform. War in anderen Universitätsstädten der Streit um die politische Partizipation der Studenten und die Forderung nach einer drittelparitätischen Repräsentanz in den Gremien bereits voll entbrannt, kamen aus der studentischen Exekutive in Saarbrücken zu-

Eckehard Gerke und Gert Brüggemeier entrollen bei der Podiumsdiskussion Hochschule in der Demokratie an der UDS von ihren Sitzplätzen aus einen Banner, um gegen die Haltung der studentischen Vertretung zur Hochschulreform zu protestieren, SAARBRÜCKER ZEITUNG 3./4.2.1968, S. 1



nächst keine Initiativen, um auf diese Besserstellung der Studenten hinzuwirken. Da an der Saarbrücker Universität eine funktionierende Selbstverwaltung bestand, an der die Studenten ausreichend beteiligt schienen, und zudem die Studienreform vorangetrieben wurde, sah man seitens der offiziellen Studentenvertretung keinen direkten Handlungsbedarf. Das „Saarbrücker Modell“ weise – so der Präsident der Studentenschaft Folkert Mindermann vom *Ring Christlich-Demokratischer Studenten (RCDS)* zu Beginn des Wintersemesters 1967/68 – eine „fortschrittliche Demokratisierung“ auf. Ihm sollte vielmehr Vorbildcharakter für eine Reformierung der Hochschulen im Bundesgebiet zukommen.¹³

Auf der anderen Seite regten sich in der Saarbrücker Studentenzeitung *SPECULUM* Stimmen, die für das Jahr 1968 an Bedeutung gewinnen sollten. Der erst im Sommersemester 1967 aus Berlin nach Saarbrücken gekommene Franz Kirchberger, der 1968 das Amt des Präsidenten übernehmen sollte, monierte in einem Artikel die allzu starke Kooperationsbereitschaft der Studentenvertretung sowie das ‚entpolitisierte‘ Klima auf dem Campus. Dem Großteil der Saarbrücker Studenten attestierte er hinsichtlich der hochschulpolitischen Debatte, daß die „Saaruniversität ihre sozialen Verhaltensnormen mehr aus der allzeit produktiven benachbarten Industrie“ beziehe als „aus dem revolutionären Berlin“. Die Saarbrücker Studierenden würden sich unfähig zeigen, ihre ureigensten Interessen wahrzunehmen.¹⁴

Insofern gingen die Initiativen zu einer Hochschulreform in Saarbrücken zunächst von der Universitätsleitung aus, die seit dem Wintersemester 1967/68 in den Händen des liberalen Rechtsphilosophen und Strafrechtlers Werner Maihofer lag. Er setzte zu Anfang des Jahres eine Reformkommission aus Ordinarien, Nichtordinarien, Assistenten und Studenten ein, die sich zunächst mit einer Teilreform der Verfassung der Universität beschäftigen sollte; Vorgabe war eine qualitative Re-

5 Rainer Hudemann, Zu den politischen Rahmenbedingungen der Gründung der Universität des Saarlandes, in: *Ders./Armin Heinen (Hrsg.), Universität des Saarlandes 1948-1988. 40 Jahre Universität des Saarlandes, Saarbrücken 1989*, S. 7-20 und Armin Heinen, Sachzwänge, politisches Kalkül, konkurrierende Bildungstraditionen. Die Geschichte der Universität des Saarlandes 1945-1955, in: *ebd.*, S. 21-62.

6 Vgl. aus der Retrospektive der ehemalige Chefredakteur der Saarbrücker Studentenzeitung *SPECULUM* und spätere Chefredakteur der Wochenzeitung *DIE ZEIT* Robert Leicht, Saarbrücker Reminiszenzen, online 6.1.2003: <http://www.asta.uni-sb.de/asta/champus/online/0601/diverses/leicht.html> oder zeitgenössisch z.B. Student, Universität, Gesellschaft, *Rede des Präsidenten der Studentenschaft Wolf-Rüdiger Braun anlässlich der Immatrikulationsfeier am 26.4.1967*, in: *SPECULUM* 13 (1967) 4, S. 4.

7 Verfassung der Universität des Saarlandes, Art. 3 und Art. 6, *Universitätsarchiv Saarbrücken (UAS)*. An dieser Stelle sei dem Leiter des Universitätsarchivs Dr. Wolfgang Müller für tatkräftige Unterstützung und instruktive Rechercheinweise gedankt.

8 Wolfgang Müller, Herrmann Krings, Saarbrücker Reminiszenzen, in: *MAGAZIN FORSCHUNG* (1995) 1, S. 55-58.

9 Statistik der Studenten der Universität des Saarlandes, Sommersemester 1968, *Saarländische Universitäts- und Landesbibliothek (SULB)*.

10 SAARBRÜCKER ZEITUNG, 9.7.1967, S. 3.

11 SAARBRÜCKER ZEITUNG, 23.2.1966, S. 9.



„Gib Gas! Womöglich ist es ein Dutschkist!“

Karikatur „Gib Gas! Womöglich ist es ein Dutschkist!“, SAARBRÜCKER ZEITUNG, 12.2.1968, S. 2

präsentation der universitären Gruppen.¹⁵ Dies stand in Frontstellung zu einer – insbesondere vom SDS vehement geforderten – quantitativen, drittelparitätischen Vertretung, die von Seiten der Ordinarien als Gefahr für die Freiheit von Forschung und Lehre eingestuft und als rätedemokratisches Element scharf angegriffen wurde.¹⁶ Was sich in der lokalen Presse wie im SPECULUM als überwiegend harmonisches Zusammenwirken von Professoren- und Studentenschaft darstellte, wurde de facto Anfang Februar 1968 auf einem *Teach-in* unter dem Titel *Hochschule in der Demokratie* erstmals relativiert.

Während sich Maihofer vehement gegen eine drittelparitätische Lösung aussprach, da sie eine egalitäre Nivellierung der verschiedenen Funktionen und die Leugnung der unterschiedlichen Verantwortungen innerhalb der Universität bedeute,¹⁷ artikulierte erstmals eine Gruppe von Studenten Protest gegen die Situation auf dem Campus. Mit Hilfe eines Transparents mit der Aufschrift *Wehret den Anfängen! Ordinarien legen die Axt an die Wurzeln des Saarbrücker Modells. Wir fordern: STOP MAIHOFFER NOW! Notgemeinschaft unpolitischer Studenten der Universitas Saraviensis!* wandten sich die Studenten Gert Brüggemeier und Eckehard Gerke, der spätere Vize-

präsident der Studentenschaft, ironisierend gegen das ‚unpolitische‘ Klima auf dem Saarbrücker Campus.¹⁸ Obwohl die eigentliche Intention also nicht gegen Maihofers hochschulpolitisches Programm gerichtet war, prägte nicht zuletzt die mißverständliche Aufschrift die Reaktion im Saal.

Maihofer sah in der Aktion eine „Primitivität“ und verweigerte jede weitere Stellungnahme vom Podium aus. Das Publikum pflichtete mit donnerndem Applaus bei und ein Zuhörer rief: „Das ist ja wie in Berlin“ – so der Bericht der SAARBRÜCKER ZEITUNG.¹⁹ Die überregionale, sich insbesondere seit dem 2. Juni 1967 eruptionsartig entladende Protestwelle, vor allem an der Berliner *Freien Universität (FU)*, sowie die medial vermittelte Berichterstattung über Konvent- und Vorlesungsstörungen, Krawall und Demonstrationen, *Go-ins* und *Sit-ins*, die man auf eine kleine, sich überwiegend linksradikal gebende Minderheit zurückführte, formte gleichsam die Wahrnehmung dieses Vorfalles. Hinzu kam, daß man sich – eingedenk der Tatsache, daß das Stereotyp vom bärtigen Revoluzzer mit ungepflegtem Aussehen à la Fritz Teufel auch in der SAARBRÜCKER ZEITUNG gepflegt wurde – vor Studenten insgesamt glaubte, in Acht nehmen zu müssen. Denn allein über Äußerlichkeiten war die politische Gesinnung nicht eindeutig zu erschließen.

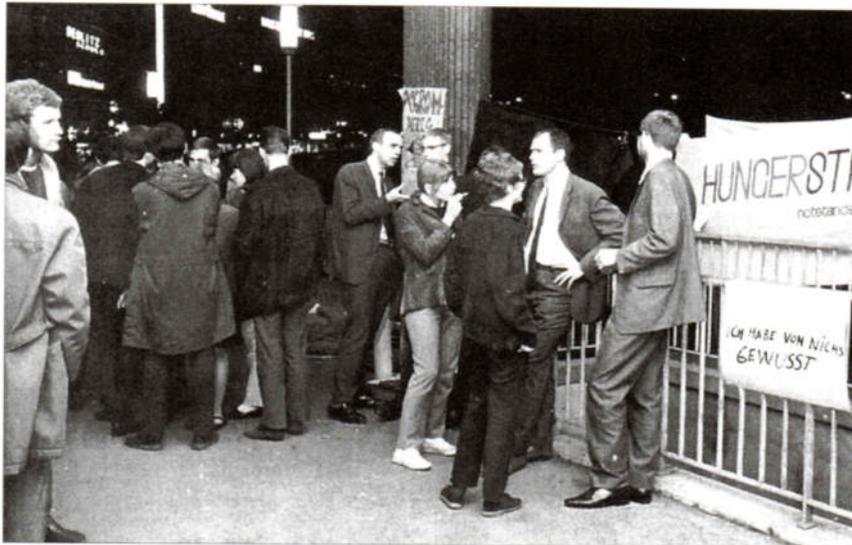
Als wenige Wochen später Franz Kirchberger, der keiner Hochschulgruppe angehörte, als mittlerweile gewählter Präsident der Studentenschaft die paritätische Strukturierung der universitären Gremien forderte, wurde auch in Saarbrücken die Frage der Hochschulreform als Konfliktfeld gegenteiliger Interessen und Konzepte von Professoren- und Studentenschaft virulent.²⁰ Allerdings zielte Kirchberger nicht auf eine offene Konfrontation, sondern versuchte – unter anderem durch den Austritt der Saarbrücker Studentenschaft aus dem zunehmend nach links driftenden *Dachverband der deutschen Studentenschaften VDS* zum März 1968 – auf eine Entideologi-

12 Alexander König, ‚Studentenbewegung‘ an der Saarbrücker Hochschulen 1966-1970, *Staatsexamensarbeit am Lehrstuhl für Neuere und Neueste Geschichte der UdS*, Prof. Dr. Rainer Hudemann, Saarbrücken 2003, S. 44-59.

13 Saarbrücker Modell, *Ansprache des Präsidenten der Studentenschaft*, Folkert Mindermann, gehalten anlässlich des Festaktes zu Beginn des Akademischen Jahres 1967/68, in: *SPECULUM 13* (1967) 6, S. 5.

14 Franz Kirchberger, Berliner Modell – Saarbrücker Modell, in: *SPECULUM 13* (1967) 7, S. 8.

15 SAARBRÜCKER ZEITUNG, 6.1.1968, S. 1; Robert Leicht, Zur Lage der Universität. Bericht über ein Gespräch mit dem Rektor, in: *SPECULUM 14* (1968) 1, S. 2-3.



oben: Demonstration an dem von der deutschen und französischen Polizei abgeriegelten Grenzübergang Goldene Bremm; der aus Frankreich ausgewiesene Daniel Cohn-Bendit spricht.

unten: Aus Protest gegen die Notstandsgesetze treten ab 27. Mai 1968 mehrere Studierende an der Berliner Promenade in den Hungerstreik.

sierung der Reformdiskussion hinzuwirken, die insgesamt durch die Thesen des SDS hochgradig besetzt war. Im Blickpunkt stand ein Arrangement mit der Universitätsleitung, der durch diesen Schachzug Konzessionen abgerungen werden sollten.²¹ In der Frage des politischen Mandats, d.h. inwiefern die Studentenschaft als Zwangsverband überhaupt berechtigt sei, zu allgemeinpolitischen Inhalten, also etwa zum Vietnamkrieg oder zu den Notstandsgesetzen Stellung zu beziehen,

folgte Kirchberger der Tradition seiner Vorgänger. Ein solches Mandat habe die studentische Vertretung nicht inne und sei deshalb nicht zu Stellungnahmen berechtigt, die über den universitären Rahmen hinausreichen. Allerdings machten es das Attentat auf Rudi Dutschke am 11. April, die Ereignisse an der Pariser Sorbonne und die bevorstehende Verabschiedung der Notstandsgesetze im Mai 1968 der studentischen Vertretung, Kirchberger und seinem Vizepräsidenten Gerke (der

16 Stellungnahme des Verbandes Deutscher Studentenschaften (VDS) zur Godesberger Rektorenerklärung, abgedr. in: Hans-Adolf Jacobsen / Hans Dollinger (Hrsg.), Die deutschen Studenten. Der Kampf um die Hochschulreform, München 1969, S. 300-315, hier S. 304.

17 Aufzeichnung der Podiumsdiskussion Hochschule in der Demokratie vom 1.2.1968, gesendet am 16.4.1968, Rundfunkarchiv des SAARLÄNDISCHEN RUNDFUNKS (RASR). Dank an Bert Lemmich vom SAARLÄNDISCHEN RUNDFUNK für seine Hilfe bei der Recherche im SR Archiv.

18 Leserbrief von Gert Brügge-meier und Eckehard Gerke, SAARBRÜCKER ZEITUNG, 10./11.2.1968, S. 34. Auf der Rückseite des Transparents war zu lesen: „WEGENER [als konservativ geltender Professor für Volkswirtschaft an der Uds] for rector – MINDERMANN for president.“

19 SAARBRÜCKER ZEITUNG, 2.2.1968, S. 2.

20 SAARBRÜCKER ZEITUNG, 16.2.1968, S. 9.

21 Franz Kirchberger, Ausbruch aus dem VDS, SPECULUM-Sonderdruck, Erklärung zur Hochschulreform, UAS Flugblattsammlung

Störer des *Teach-in* vom Februar) fast unmöglich, sich gänzlich aus der allgemeinen politischen Diskussion auszuklinken. Auch in Saarbrücken nahmen im Zuge der Entwicklungen die insbesondere von den ‚linken‘ politischen Hochschulgruppen SDS, *Sozialdemokratischer Hochschulbund (SHB)* und *Liberaler Studentenbund Deutschlands (LSD)* initiierten studentischen Protestaktivitäten zu, Frequenz und Teilnehmerzahlen stiegen deutlich an.

Herausgegriffen sei die Solidaritätsdemonstration der studentischen Exekutive am 13. Mai für die Studenten der Pariser *Sorbonne* vor dem französischen Konsulat. Vizepräsident Gerke stellte sie ganz unter die Hochschulreform, die der eigentliche Grund für den Protest der französischen Kommilitonen gewesen sei. Indes wurde der wiederholte Versuch einzelner Studenten, rote Fahnen auszurollen, mehrmals verhindert.²² Rote Fahnen – dies war zwar lediglich das Symbol der internationalen Arbeiterschaft, 1968 waren sie jedoch zugleich Zeichen des SDS und standen für Aufruhr und Krawalle. In Teilen der Öffentlichkeit hatten sie längst eine Umwertung erfahren.²³ Mit dieser Gruppierung direkt in Verbindung gebracht zu werden, wäre

den Intentionen der Saarbrücker Studentenvertretung abträglich gewesen.

Andererseits mobilisierten insbesondere SDS, SHB, LSD und *Europäisch-Föderalistischer Studentenverband (EFS)* ab Mitte Mai angesichts der bevorstehenden Verabschiedung der Notstandsgesetze. In diesem Kontext riefen sie zum Vorlesungsstreik auf. Ein *Teach-in* mit Maihofer und anderen Professoren wurde abgehalten, an dem auch Kirchberger teilnahm, da die Studentenschaft über die Entwicklungen informiert werden sollte. Die Wahl zwischen Vorlesung und *Teach-in* stellte er in das Ermessen der einzelnen Studenten. Eine Positionierung in seiner Funktion als Präsident der Studentenschaft und die Inanspruchnahme eines politischen Mandats stellte seine Anwesenheit bei einer solchen Veranstaltung noch lange nicht dar, denn so Kirchberger: „Wir [die Studentenschaft], als *Zwangsverband*, können Ihnen diese Entscheidung [zwischen Vorlesung und *Teach-in*] nicht abnehmen und Ihnen Ihre politische Meinung vorschreiben.“²⁴

In eine ähnliche Zwickmühle geriet der Präsident der Studentenschaft, als sich der von der französischen Regierung ausgewiesene Student Daniel

²² Flugblatt von Eckehard Gerke, Aufruf an alle Studenten, vom 12.3.1968, Archiv der Arbeiterjugendbewegung (AdA)

SHB BV 8/16; SAARBRÜCKER ZEITUNG, 14.5.1968, S. 9.

²³ Gottfried Korff, Symbolgeschichte als Sozialgeschichte? Zehn vorläufige Notizen zu den Bild- und Zeichensystemen sozialer Bewegungen in Deutschland, in: Bernd Jürgen Warneken (Hrsg.), *Massenmedium Straße. Zur Kulturgeschichte der Demonstration*, Frankfurt am Main / New York 1991, S. 17-36, hier S. 23f.

²⁴ Flugblatt von Franz Kirchberger, Notstandsgesetzgebung vom 14.5.1968, AdA SHB BV 8/16.

Franz Kirchberger ruft am 25.10.1968 mit einem Megaphonwagen zur ‚Ersatzfeier‘ auf, aus: Wolfgang Müller, *Die Universität des Saarlandes. Impressionen aus über 50 Jahren*, Erfurt 2002, S. 107.





Der Aufruf zur Demonstration gegen die Jahrverfassung am 22. November 1968 mobilisierte ca. 1.500 Studierende. Aufschrift des vorderen Transparents: „Kein Diktat des Ordinarienkonzils. Keine Scheinreform. Wir streiken!“, aus Müller, a.a.O., S. 107.

Cohn-Bendit sowie Karl-Dietrich Wolff vom SDS in Saarbrücken ankündigten, um die Wiedereinreise am Grenzübergang *Goldene Bremm* demonstrativ zu erzwingen. Kirchberger handelte ähnlich wie bei der zweiten Lesung der Notstandsgesetze: Teilnahme in der Aula an einer Informationsveranstaltung über die Lage in Frankreich – mit dem geschickten, an das europäisch-internationale Selbstverständnis der Universität anknüpfenden Hinweis, derart „für die Freizügigkeit eines europäischen Studenten zu demonstrieren“²⁵ – ja, politische Positionierung – nein. Vielmehr vermittelte Kirchberger an der Grenze zwischen dem Präfekten von Forbach und Cohn-Bendit.²⁶

Einen Höhepunkt der Mobilisierung mit 2.200 Demonstranten in der Saarbrücker Innenstadt stellte indes der von EFS, LSD, SDS und SHB initiierte Protestmarsch gegen die Verabschiedung der Notstandsgesetze dar, der zum Eklat zwischen dem Saarbrücker Politologen Christian Graf von Krockow und der Landesregierung führen sollte. Krockow hatte auf der Abschlußkundgebung am Theater zur Fortführung der Auseinandersetzung

um die Notstandsgesetze auch nach ihrer Verabschiedung durch den Bundestag aufgerufen: „Was ist zu tun? Kritische Diskussion und Protest, wie engagiert auch immer, sind nur sinnvoll, wenn sie nicht Sache des Augenblicks bleiben. Wer von hier weggeht mit dem Gefühl, seiner Pflicht genügt zu haben – der hätte gar nicht erst zu kommen brauchen ... Was bleibt, ist daher einzig das ständige, nicht nachlassende Bemühen um kritische Bewußtseinsbildung und ist der mühevollen, langen Marsch durch die Institutionen; angefangen, doch nicht endend am Ort unserer eigenen unmittelbaren Verantwortung, in der Universität.“²⁷

An der Tatsache, daß dies vor ‚roten Fahnen‘ geschah, nahm insbesondere die SAARBRÜCKER LANDESZEITUNG Anstoß. Vor diesen „Fetzen des Aufruhrs“ habe Krockow zu französischen Zuständen aufgerufen.²⁸ Auf der Landespresskonferenz nötigte daraufhin ihr Chefredakteur von Thadden Ministerpräsident Franz Josef Röder, zu diesem Vorfall Stellung zu beziehen. Dabei soll der Regierungschef – wie sich noch Wochen später sein persönlicher Referent Leo Kerwer erinnerte – gesagt ha-

25 Flugblatt von Franz Kirchberger; Information für die Studentenschaft der Universität des Saarlandes. Solidarität für Daniel Cohn-Bendit, UAS Flugblattsammlung

26 SAARBRÜCKER ZEITUNG, 25./26.5.1968, S. 1 und 2; SAARBRÜCKER LANDESZEITUNG, 25./26.5.1968, S. 1.

27 Christian Graf von Krockow, Text zur Rede auf der Kundgebung vor dem Stadttheater Saarbrücken am 29.5.1968, Landesarchiv Saarbrücken (LAS) StK Nr. 1965. Dankend sei an dieser Stelle Dr. Michael Sander vom Landesarchiv Saarbrücken erwähnt.

28 Kommentar von Franz-Lorenz von Thadden [damaliger Chefredakteur der SAARBRÜCKER LANDESZEITUNG], Rundheraus: Nein!, SAARBRÜCKER LANDESZEITUNG, 30.5.1968, S. 1.

29 Vermerk von Leo Kerwer vom 25.6.1968, LAS StK Nr. 1965.

30 SAARBRÜCKER ZEITUNG, 12.6.1968, S. 2; SAARBRÜCKER LANDESZEITUNG, 13./14.5.1968, S. 4; SPECULUM / Republikanischer Club, Unfranzösische Zustände oder die Auseinandersetzung des Grafen Krockow mit dem hiesigen Landesvater, Sonderdruck Juni 1968.

ben: „Dafür haben wir niemand nach Saarbrücken geholt und dafür bezahlen wir die Herren nicht ...“²⁹

Die Berichterstattung der regionalen Zeitungen über diesen Vorfall löste innerhalb der politisch engagierten Studentenschaft ein kleines Erdbeben aus.³⁰ Krockow bat um seine Entlassung, die politischen Hochschulgruppen begannen sogleich Unterschriften zu sammeln, um eine Aussprache mit Röder auf dem Campus zu erwirken – jedoch ohne Erfolg. Zugleich hatte dieser Vorfall auch Auswirkungen auf die studentische Exekutive, obwohl der Protestzug nicht auf sie zurückging. Kirchberger und Gerke überwarfen sich mit den im studentischen Parlament vertretenen linken politischen Hochschulgruppen, die eine Ehrenerklärung für Krockow im Senat erwirken wollten und auf diese Weise erneut die Frage eines politischen Mandats aufrollten. Beide traten von ihren Ämtern zurück, führten aber kommissarisch die Geschäfte der studentischen Exekutive weiter. Zusätzlich riefen sie zur Bildung einer *Arbeitsgruppe für Hochschulreform* auf,³¹ die einen eigenständigen Vorschlag zur Reform der Verfassung der Saar-Uni entwickelte.³² Er wich vor allem in der Frage der Struktur der Gremien vom sogenannten *Jahr-Entwurf* ab, benannt nach dem Rechtswissenschaftler Günther Jahr. Der *Jahr-Entwurf* sah ei-

Karikatur Übernahme der Produktionsmittel, SAARBRÜCKER ZEITUNG, 20.1.1969, S. 2.

31 Flugblatt von Eckehard Gerke und Franz Kirchberger, Der Fall Krockow. Entgegnungen auf Unwahrheiten und Unwahrscheinlichkeiten, LAS StK Nr. 1965; SAARBRÜCKER ZEITUNG, 15./16.6.1968.

32 Arbeitsgruppe für Hochschulreform, Reformentwurf zur Organisation der Universität, in: SPECULUM 15 (1969) 1, S. 8-11.

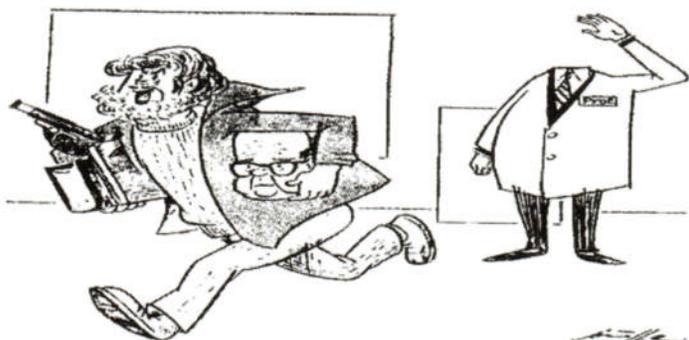
33 SAARBRÜCKER ZEITUNG, 29./30.6.1968, S. 16; Konzil der Universität des Saarlandes: Erläuterungen zur Vorlage einer Neufassung der Universitätsverfassung, in: Universität des Saarlandes. Reformvorlage, Saarbrücken 1968, S. 1-10, SULB.

34 Flugblatt von SDS, SHB, Hochschulgruppe der Deutschen Jungdemokraten, o.D., o.T., UAS Flugblattsammlung.

35 Das Marburger Manifest zur Politisierung und sogenannten Demokratisierung der Hochschulen der Länder der Bundesrepublik Deutschland vom Juni 1968, abgedr. in: Jacobsen / Dolinger (Hrsg.), a.a.O., S. 202-205.



ne viertelparitätische Repräsentanz im Konzil vor und die Teilnahme der Studenten an der Rektorenwahl. Berufsangelegenheiten sollten indes an Ausschüsse weitergegeben werden, über deren Zusammensetzung die Fakultätsräte zu befinden hatten. Dieser Entwurf wurde zunächst auch von der studentischen Exekutive mitgetragen.³³ Letztlich gingen die darin fixierten reformerischen Impulse Kirchberger und Gerke jedoch nicht mehr weit genug. Erstens bot der *Jahr-Entwurf* die Möglichkeit, daß keine studentischen Vertreter in Personalfragen – eben je nach Zusammensetzung der Ausschüsse – gehört werden mußten. Zweitens diskreditierte das von 1.500 Professoren unterzeichnete *Manifest zur Politisierung und sogenannten Demokratisierung der Hochschulen und Länder der Bundesrepublik Deutschland*, das auch nach Aussage eines Flugblattes, unter anderem der Hochschulgruppen SDS und SHB, von fast einem Viertel der Saarbrücker Ordinarien mitgetragen wurde,³⁴ den Reformwillen der Universitätsleitung. In dem Manifest wurde ein Mitbestimmungsrecht der noch Lernenden in Fragen der Forschung und Lehre rigoros abgelehnt.³⁵ Drittens überholte die Entwicklung in anderen Ländern, zum Beispiel



Übernahme der Produktionsmittel

in Hessen, die Reformen in Saarbrücken. Dort waren die Forderungen der Studenten nach Drittelparität umgesetzt worden.³⁶ Die Situation auf dem Saarbrücker Campus eskalierte zunehmend, die Fronten zwischen Studentenschaftsvertretung und Professoren-schaft verhärteten sich in der Frage der Universitätsreform.

Zu Beginn des Wintersemesters sah die Universitätsleitung einen reibungslosen Ablauf der Rektoratsfeier gefährdet und sagte die Festivität kurzerhand ab. Mit einem *Happening* versuchte die studentische Exekutive nun aktiv eine breitere Masse von Studenten für die Hochschulreform in Saarbrücken zu mobilisieren, es galt demokratische Mitbestimmung zu erstreiten. Sie plante erstmals in Aktionseinheit mit den Hochschulgruppen eine Ersatzfeier, in der sie sich als Ordinarien verkleiden sollten. Ein größerer Teil der Studenten geriet im Anschluß in Bewegung. Auch der Ältestenrat, bestehend aus Reinhard Klimmt (SHB), Folkert Mindermann (RCDS) und Hans-Joachim Trapp (LSD), meldete sich nun zu Wort und erklärte, daß eine andere Gangart von Seiten der offiziellen Studentenschaft eingeschlagen werden sollte: „Das Resultat einer semesterlangen Beratungsperiode, in der die Saarbrücker Studentenschaft in Gegensatz zu anderen westdeutschen Studentenvertretungen jegliche Provokation und Störungen vermieden hat, liefert den Beweis, daß Gewaltlosigkeit die Hochschule eher zu ändern verspricht als alle Methoden rationaler Diskussion und Verständigung.“³⁷

In diesem Klima stellte die Flucht des Konzils nach Homburg am 18. November einen entscheidenden Einschnitt im Prozeßverlauf der Reformdiskussion dar. Aus Angst, daß die Verabschiedung des *Jahr-Entwurfs* gestört oder sogar verhindert werden könnte, verlegte die Universitätsleitung kurzfristig den Tagungsort ins Anatomiegebäude in Homburg. Die studentische Exekutive wurde erst wenige Minuten vor Beginn der Sitzung informiert, was die Situation weiter ver-

schärfte. Hinzu kam, daß eine Busblockade der Studenten, die die Abfahrt der Professoren verhindern sollte, durchbrochen wurde und es zu Handgreiflichkeiten vor dem *Trigonum Vesalii* kam.³⁸ Die studentische Vertretung rief darauf zum Streik und zum Demonstrationszug nach Saarbrücken auf. 1.500 Studierende zogen daraufhin am 22. November durch die Innenstadt.³⁹

Interessant ist in diesem Zusammenhang, daß sich das Selbstverständnis der studentischen Exekutive maßgeblich änderte. Auf der einen Seite sprach der neu gewählte Präsident der Studentenschaft, Eckehard Gerke, nun von einer „inneruniversitären APO“, die sich in Saarbrücken formiert habe.⁴⁰ Auf der anderen Seite taucht in *SPECULUM* erstmals der Begriff der Bewegung in Anwendung auf die Lage in Saarbrücken auf.⁴¹ Damit hatte sich eine kollektive Identität unter diesem politisierten Teil der Studentenschaft herausgebildet.

Aus diesem Grund erscheint es legitim, in jener Zeit von einer Studentenbewegung an der Saarbrücker Universität zu sprechen, die sich wesentlich als Protestbewegung gegen die Jahr-Verfassung verstand und Züge einer – um die Typologie von Joachim Raschke aufzugreifen – „machtorientierten Bewegung“ annahm.⁴² Ihren Höhepunkt erreichte sie in der Besetzung des Rektorats durch die Hochschulgruppen SHB und SDS am 11. Dezember 1968.⁴³ Die studentische Exekutive wurde nun auch von einem Großteil der Ordinarien unter die „Radikalen“ subsumiert.⁴⁴ Selbst- und Fremdwahrnehmung als Bewegung waren auf diese Weise zur Deckung gekommen. Als Anfang des Jahres 1969 die neue Verfassung durch die Unterschrift des Kultusministers in Kraft trat, bewertete man auch in der Öffentlichkeit die vermeintliche „Übernahme der Produktionsmittel“ durch die Studentenschaft in Saarbrücken als gescheitert.

36 Referenten-Entwurf eines Gesetzes über die Universitäten des Landes Hessen (Universitätsgesetz) vom 20.9.1968, in: Jacobsen / Dollinger (Hrsg.), a.a.O., S. 87-97.

37 Flugblatt von Reinhard Klimmt u.a., Beschluß des Ältestenrates vom 18.10.1968, UAS Flugblattsammlung.

38 SAARBRÜCKER ZEITUNG, 19.11.1968, S.1; Wilfried Bergmann, Universität im Umbruch: Bruderkrieg an der Hochschule. Wie die Studenten es sehen – Furcht vor dem Schwinden des revolutionären Potentials, SAARBRÜCKER ZEITUNG 23./24.11.1968, S. 3; Flugblatt von Ulrich Hutschenreuter u.a., Information für die Studenten der Medizinischen Fakultät, UAS Flugblattsammlung.

39 SAARBRÜCKER ZEITUNG, 20.11.1968, S. 1 und 2; SAARBRÜCKER ZEITUNG, 23./24.11.1968, S. 1.

40 Eckehard Gerke, Was nun?, in: *SPECULUM* 14 (1968) 6/7, S. 2.

41 Vgl. Karl Schneider, Saar-Uni in Aufruhr. Kritische Würdigung der Hintergründe, in: *SPECULUM* 14 (1968) 6/7, S. 3-4.

42 Joachim Raschke, Soziale Bewegungen. Ein historisch-systematischer Grundriß, Frankfurt am Main / New York 1988, S. 110.

43 SAARBRÜCKER ZEITUNG, 12.12.1968, S. 1.

44 SAARBRÜCKER ZEITUNG, 13.12.1968, S. 3.

... nach der Schicht

Das Festival *SchichtWechsel 2003* auf dem Prüfstand

Von Angela Mense

Es lebe das BWLer-Latein! „Zukunftsstandort“, „Tourismus Masterplan“, „Industriekultur“ oder gar „Labor der Zukunft“. Staunend steht der Laie vor diesen Glimmerlichtern des Neudeutschen. Das ist es also, was findige Politiker und Manager aus den Ruinen der Industrie hervorgezaubert haben. Der Oberbegriff: „Strukturwandel“ – noch so ein Wort. Unter diesem Label befördert man alte Industrieanlagen zum Weltkulturerbe, baut leere Industriehallen in Konzert- und Theatersäle um, bietet die labyrinthischen Gänge eines Bergwerks als Erlebnis-Museum an und errennt ein paar Verkehrsverbindungen zur Straße der Industriekultur. Das Ruhrgebiet hat es vorgemacht, das Saarland zieht nach.

Oder auch nicht. Zumindest den ehemaligen Bergarbeiter, Vertreter einer traditionsbewußten Steigerfamilie, gilt es – nebst diversen anderen Skeptikern –, von der Notwendigkeit des Strukturwandels erst zu überzeugen. Dafür gibt es die „Kultur der Industriekultur“. Die schlägt „Brücken zwischen gestern und morgen“, so die *Industriekultur Saar GmbH* auf ihrer Homepage. Und während der Kumpel noch vergangenen Zeiten nachtrauert, wird andernorts fleißig seiner „Arbeiterkultur“ gedacht. Beispielsweise bei – man beachte die neue Schreibweise – *SchichtWechsel*, dem Kulturprojekt der *Industriekultur Saar GmbH*. Die von Juli bis September diesen Jahres stattfindenden Veranstaltungen der Kulturreihe hinterließen dabei einen zwiespältigen Eindruck: viele beeindruckende Einzelereignisse, aber wenig Gesamtprofil.

SchichtWechsel 2003 war eine Mischung aus Popkultur im weitesten Sinne und Szenekultur im engeren. Unsere Frage also: Wie

kommt eine Programmation zustande, die sich nicht entscheiden kann, ob sie nun Populäres oder Experimentelles anbieten soll? Die Antwort: Auf der Homepage von *Industriekultur Saar* wird erklärt, was die Kultur der Industriekultur im industriekulturellen Raum veranstalten wird: „Installationen, Environment, Performance, Aktion, Licht, Sprache, Klang, Bild, Konzeptkunst, Video/Film/Foto sowie die neuen Plattformen des Internet. Alles ist möglich!“ Grenzenlosigkeit ist auch ein Konzept. Was wollen die Veranstalter und künstlerischen Leiter, Armin Schmitt und Klaus Schön, damit erreichen?

Mit *SchichtWechsel* soll, so Armin Schmitt, „nicht nur der ehemalige Arbeiter, sondern die gesamte Bevölkerung, insbesondere die jungen Menschen“ angesprochen werden: „Wichtig ist uns aber, daß gerade die ehemaligen Arbeiter, die der modernen Kultur oft reserviert gegenüberstehen, nicht ausgesperrt bleiben und wir Veranstaltungen anbieten, mit denen auch sie sich identifizieren können.“ Ein weiterer Grund ist ein sogenannter „Paradigmenwechsel“, den Schmitt wie folgt beschreibt: „*SchichtWechsel 2003* war nach zweijähriger Pause ein Neuanfang. Die Leute waren doch darauf fixiert: ‚SchichtWechsel, das ist Völklingen.‘ Zwischen 1990 und 2000 wurde die Veranstaltung in erster Linie mit dem Weltkulturerbe identifiziert. Mit der Ausweitung beziehungsweise Dezentralisierung der Veranstaltung auf die Gruben in Götterborn und Reden sowie die Alte Schmelz in St. Ingbert wurde es notwendig, auch die Bevölkerung in und um die neuen Standorte anzusprechen. Das war eine Herausforderung, galt es doch, neben dem traditionellen Publikum weitere Adressatengruppen anzusprechen und zu interessieren. Die neuen Spielstätten mußten zunächst einmal im Bewußtsein verankert werden.“

Da haben sich die Veranstalter viel vorgenommen. Alt und Jung, Industriearbeiter und Kultursnob, Tradition und Moderne, Bergmannskapelle und Klanginstallation – scheinbar Unvereinbares soll vereint werden. Wie soll das gehen?

Mit der *Sommerfabrik*, die im August in der Völklinger Hütte, im Bergwerk Reden und in der *Alten Baumwollspinnerei* in St. Ingbert stattfand, scheint viel erreicht. Da konnten Kinder und Jugendliche ab zehn Jahren in einwöchigen Workshops unter professioneller

Anleitung das Erlernen, was längst als „Kunst“ etabliert ist, aber immer noch nach „verboten“ klingt: Rap, Hip Hop, Graffiti, Breakdance, Rockmusik, Percussion, aber auch Tanztheater und Bildende Kunst. Außerdem können sich die künstlerischen Leiter für die Zukunft vorstellen, „daß eine Schülergruppe ein Projekt durchführt, daß im Rahmen von SchichtWechsel der Öffentlichkeit vorgestellt wird. Ziel muß sein, das Interesse der jungen Leute für die Industriekultur zu wecken. Die Wirkung sollte nachhaltig sein.“

Nachhaltig in ihrer Wirkung auf die Öffentlichkeit war der Auftritt der Gruppe *Gotan Project* bei SchichtWechsel – bislang das einzige Konzert der Tango-Interpreten in Deutschland überhaupt. Normalerweise füllen sie Säle in Tokio, Tel Aviv, Warschau und New York. Das Konzept des *Gotan Projects* hört sich verlockend an: Die Gruppe um den Franzosen Philippe Cohen Solal, den Argentinier Eduardo Makaroff und den Schweizer Christoph H. Müller – alles exzellente Musiker – mischt Tango-Musik mit elektronischen Beats. Diese nahmen in St. Ingbert dem so sinnlich aufgeladenen Tanz alle Erotik und beschallten die *Mechanische Werkstatt* der *Alten Schmelz* mit cool designter Disco-Musik. Der Kunstnebel gehörte ebenso zur Inszenierung wie eine halbdurchsichtige Leinwand mit projizierten Video-Bildern, hinter denen die Musiker wie Schemen olympischer Götter zu erahnen waren. Bis der Vorhang *deus ex machina* das Geheimnis effektiv lüftete.

1.300 verkaufte Karten (SAARBRÜCKER ZEITUNG) und/oder an die 2.000 Besucher (Festi-

Gotan Project – Tango-Electro, 27. September, Alte Schmelz, St. Ingbert



valleutung) belegen den Erfolg. Dennoch – oder gerade deswegen – schien das Event nicht recht in ein Festival zu passen, das sich verstärkt mit experimentellen Kunstformen auseinandersetzt und in diesem Sinne die Avantgarde fördert. „Wir haben diese Band eingeladen“, erklärt Schmitt, „weil sie eben auch experimentell arbeitet und so den Prozeß der Moderne repräsentiert, in dem unter anderem die modernen Medien verstärkt die Künstler beeinflussen und verändern.“ Und Klaus Schön ergänzt: „Außerdem ist Tango ja auch eine Musik, die aus der Arbeiterkultur entstand und die hier durch Eingriff technischer Sounds ebenfalls die Veränderung der Arbeiterwelt vermittelt. Zudem muß experimentelle Kunst nicht immer Nischenkultur sein. Das kann durchaus auch populär sein, was wir schon deswegen begrüßen, weil damit eine große Mehrheit für die angesprochene Problematik (den oben erwähnten Prozeß der Moderne, d. A.) sensibilisiert wird.“

Die erfreuliche Tatsache, daß die „Avantgarde“ bei SchichtWechsel mehr Publikum bekommt, hat allerdings einen Haken: Manche Veranstaltung, die von der Intimität der Szenekultur lebt, werden durch hohe Publikumsfrequenz und Medienpräsenz erdrückt. Das fiel vor allem bei *in[zwischen]* in der *Alten Baumwollspinnerei* in St. Ingbert auf, wo ähnlich wie bei den *KammerStücken* verschiedene Performances über den Raum verteilt waren. Das Konzept hatte schon im April diesen Jahres ein fast gleiches Team – unter anderem mit Tänzern des *Saarländischen Staatstheaters* – unter dem Namen *A wrinkle of time* ausprobiert. Das war damals allerdings ein Insider-Tipp, und entsprechend gemütlich und gleichzeitig feierlich ging es dort zu. Bei *in[zwischen]* saßen die Kameras den verdutzten Performern quasi auf dem Schoß, plappernde Besucher störten das Ritual. Nichtsdestotrotz, betont Schön, sollten bei SchichtWechsel kleine, intime Veranstaltungen ebenso ihren Platz haben wie große, populäre: „Wir wollen diese Szene ganz bewußt stützen. Und wenn zu einer Veranstaltung wie *in[zwischen]* plötzlich mehr als 200 Leute kommen, werden wir auch nicht nein sagen und nur 50 reinlassen. In der großen Halle der *Baumwollspinnerei* hat das sehr gut funktioniert. Anders ist es bei Veranstaltungen, bei denen die Rezeption durch zu viele Besucher gestört wird. Ein typisches Beispiel dafür ist die Installation *Echtzeit 24*



Perform Performing – Theater-Tanz von Jochen Roller,
25./26. September, Bergwerk Göttelborn

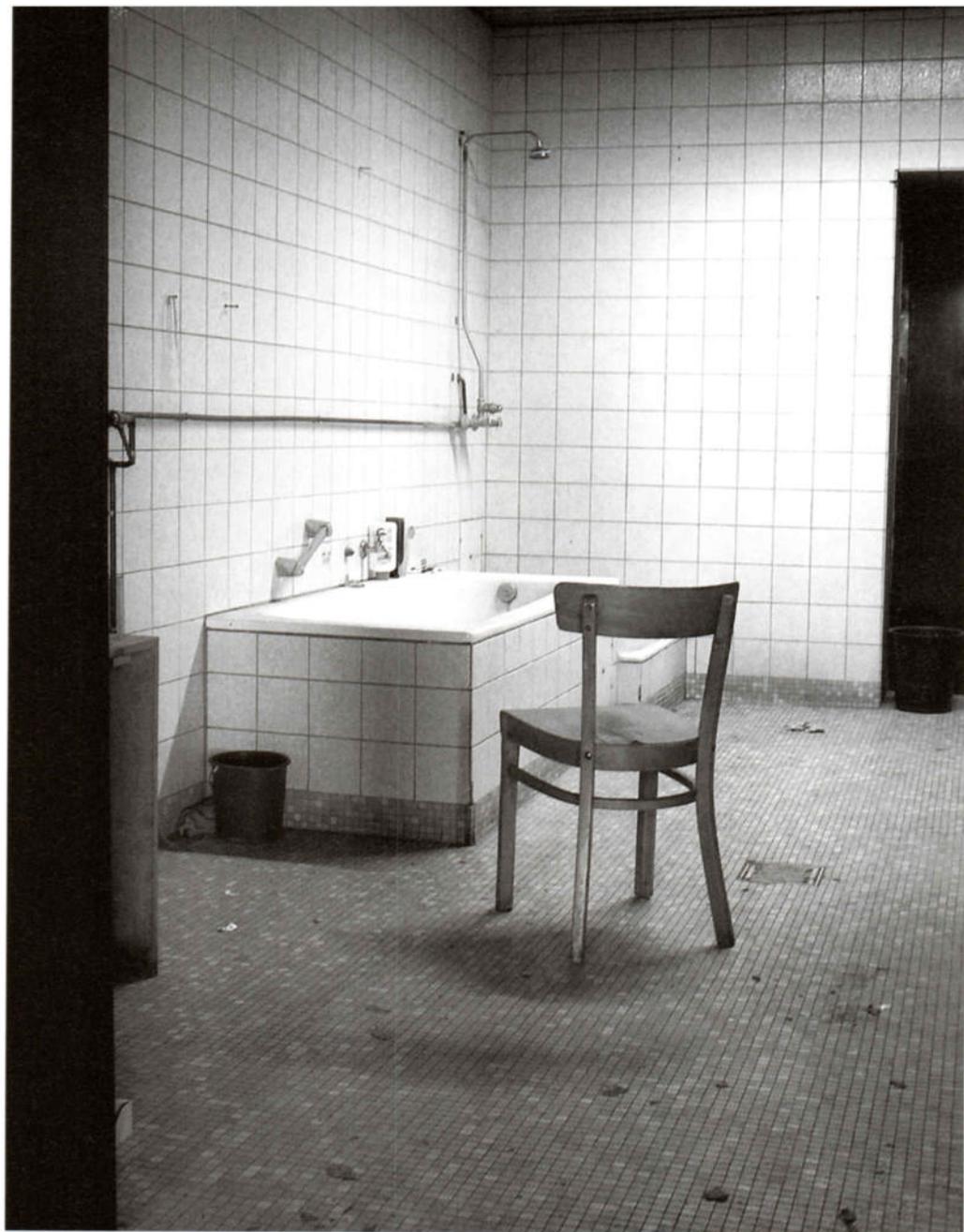
von Hans-Peter Kuhn im Eindicker 4 der Grube Göttelborn. Die verträgt nur ganz wenige Besucher; höchstens drei bis vier gleichzeitig. Der kreisrunde Betonraum verstärkt die Akustik, was ideal war für die Licht- und Klanginstallation Kuhns. Nur, das hat man bei der Vernissage deutlich gemerkt, als 100 bis 150 Gäste kamen, da hat man den eigentlichen Charakter des Werks gar nicht richtig wahrnehmen können. Deswegen sollte man auch nicht immer an die Quote denken, wichtig ist die Qualität.“ Wegen der Qualität wurden beispielsweise zur Theaterwanderung *Union der festen Hand* im Bergwerk Göttelborn jeweils nur 150 Besucher zugelassen. „Wenn es aber mehr waren“, so Schön, „mußte das Publikum im Gänsemarsch durchlaufen. Es gibt ja auch Theaterstücke für nur einen Zuschauer und die sollten auch die Möglichkeit bekommen, aufgeführt zu werden.“

Steht ein Festival wie SchichtWechsel damit nicht vor dem Dilemma, eine sogenannte „Nischenkultur“ fördern zu wollen aber gleichzeitig von einer großen öffentlichen Resonanz abhängig zu sein? Kommt daher das fehlende Gesamtprofil? Eine Verdrehung der Tatsachen, natürlich: Gerade die Vielfalt der Veranstaltun-

gen bestimmt das Profil, gerade diese Vielfalt macht, so die künstlerische Leitung, den „besonderen Reiz“ von SchichtWechsel aus. Und wer will hier einen Kunst-Snobismus betreiben! Schmitt: „*Es ist eine wichtige Funktion von Kunst, daß sie Menschen zusammenführt. Es geht ja nicht immer um die Vermittlung von hehren Botschaften. Für uns hat es schon immer eine große Rolle gespielt, daß das Publikum sich wohlfühlt.*“ Unterhaltung ist wichtig. Aber man muß ja nicht gleich die schlechten Gewohnheiten der Unterhaltungsindustrie übernehmen.

Wie steht es beispielsweise mit dem Starkult, den eine Gruppe wie *Gotan Project* betreibt? Ein Starkult, von dem sich Performances wie *in[zwischen]* oder die *KammerStücke* bewußt entfernen, indem die Künstler inmitten des Publikums auftreten und dieses in das Geschehen mit einbeziehen? „*Selbst wenn bei SchichtWechsel das Experiment eine wichtige Rolle spielt*“, rechtfertigt sich Armin Schmitt, „*haben wir keine Berührungsängste mit der Popkultur. Wir werden auch in Zukunft Popkonzerte anbieten, denn wir wollen auch junge Leute ansprechen.*“ Aber vielleicht ist es doch auch ein Zugeständnis an ein Publikum, dem man in Sachen Rezeption ambitionierter Kultur Nachholbedarf attestiert.

Ein gewisses Defizit ließ sich nicht nur bei *in[zwischen]*, sondern auch bei den *KammerStücken* im Bergwerk Reden feststellen. Hier wurde der industriekulturelle Raum – sprich die drei überirdischen Stockwerke des Bergwerks – mit 22 unterschiedlichen Performances möbliert: Ein Sopranist zog sich singend vor einer Badewanne bis auf die Haut aus, ein Streichquartett spielte Beethoven, im Nebenraum gab's eine Klangperformance, Bewegungskünstler traten in Badekabinen in Aktion. Die Badekabine hat dem Operraum voraus, daß sie Zuschauerraum und Bühne zugleich ist. In Reden verwunderte sich das Publikum allerdings mit züchtigem Abstand vor der Badezimmertür über den nackten Sopranisten. Dann hastete es weiter zum Pianisten Lutz Gillmann, der in einem nach Geschmack Eric Saties eingerichteten Raum dessen *Musique d'ameublement* interpretierte. Im Nebenraum performte die Klangkünstlerin Nadine Milzner ihren *Widerhall* und, und, und. „Da verpasse ich ja alles!“ klagte eine Besucherin. Was man ihr hätte sagen sollen: Geh' rein, schau dich um, nimm Platz und dir



Badewanne – Detail-Ansicht Bergwerk Reden

die Zeit, denn du bist Teil der Performance. Du mußt nicht alles sehen, denn dafür wird zu viel angeboten. Der Künstler ist kein Star, das Publikum keine kreischende Masse, die Bühne ist begehbar, der Zuschauerraum geht in dem Ganzen auf. Das versteht man unter einer zeitgemäßen künstlerischen Auseinandersetzung mit Welt.

Es ist klar, daß das Publikum seine Zeit braucht. Begrüßenswert ist deswegen eine Veranstaltung wie *Moving Brass*, eine Volkswanderung von Göttelborn nach Burbach, auf

die die künstlerische Leitung einigermaßen stolz ist. Denn mit *Moving Brass*, der „industriekulturellen Wanderung mit Volksfest-Charakter“, habe man es vollends geschafft, das vermeintlich Unvereinbare zusammenzuführen: Traditionelles beziehungsweise Volkstümliches mit der Kunst der Avantgarde. Mit 200 Teilnehmern aus allen Generationen war die Resonanz groß, das Programm so heterogen wie das Festival insgesamt: Da erzählten Bergleute den Kindern von ihrer Arbeit unter Tage. An den verschiedenen Stationen spielten

Bergmannskapellen traditionelle Blasmusik. Auch mit experimenteller Musik wurde das Publikum konfrontiert: „Die Leute waren begeistert und haben applaudiert“, so Schön. „Und das waren eben auch der Bergmann und die Hausfrau von nebenan. Viele Besucher fragten schon nach dem nächsten SchichtWechsel.“ Aber, damit wir das Konzept nicht falsch verstehen, betont Schmitt: „Wir wollen keine Fortsetzung der Dorffeste. Das ist uns zu wenig. Wir wollen versuchen, an diesen besonderen Orten auch populärere Veranstaltungen mit besonderem Charakter zu entwickeln. Wir knüpfen lediglich an bestehende Traditionen an, wie beispielsweise an das Vereinsleben, das vor allem im 19. Jahrhundert als Reaktion auf die sozialen Veränderungen entstanden ist oder an die Blasmusik, die in der Arbeiterkultur tief verwurzelt ist.“

So war es nur konsequent, das Ende des Erlebnistages mit einem Zusammenspiel von Blasmusik und moderner Performance zu begeben: *Brass Attack* hieß die vom Kölner Künstler Rochus Aust entworfene Choreographie für drei saarländische Blaskapellen in der Burbacher AW-Halle. Leider wurde mit der Willkür erzwungener Avantgarde der Marsch geblasen. Aust hatte für die Musiker eine recht undurchsichtige Choreographie erkünstelt.

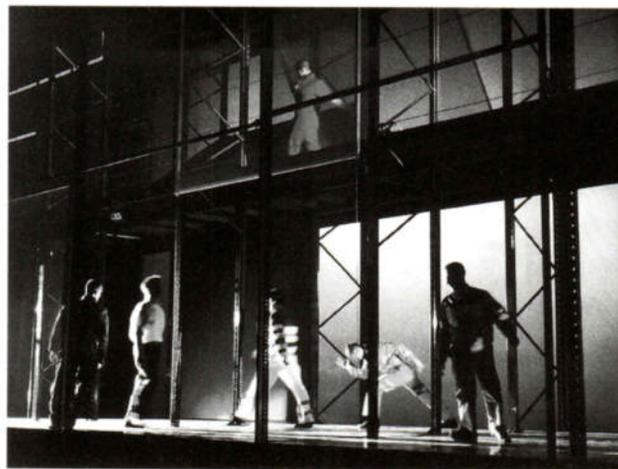
Auch die künstlerische Leitung ist indigiert. „Die Kritik an Brass Attack müssen wir zugestehen“, so Schön. „Wir hatten schon vorher mit dem Kölner Künstler zusammengearbeitet und haben ihm daher anlässlich von SchichtWechsel 03 eine Auftragsarbeit gegeben. Das Ergebnis hat uns nicht überzeugt. Wobei man dazu sagen muß, daß Aust die Kapellen so choreografierte, daß durchaus eine gewisse Spannung entstand, die leider letztendlich ins Nichts verlief.“ Da steckt man natürlich nicht drin, muß man zugeben.

Überzeugend ist allerdings das auf Integration aufbauende Gesamtkonzept von *Moving Brass*. Ein Einzelfall? Auch wenn solch komplexe Veranstaltungen wie *in[zwischen]* und die *Kammerstücke* so manchen Besucher überforderten, so war doch immer für jeden Geschmack etwas dabei. Seien es die Tom Waits-Interpretationen des Barsängers Achim Lüttel in Reden oder die Free-Jazz-Einlagen in St. Ingbert. Oder wie Armin Schmitt erzählt: „Ein ehemaliger Bergarbeiter hat während den Kammerstücken seiner Begleitung kenntnisreich und stolz das Bergwerk erklärt, ohne

sich viel darum zu kümmern, was links und rechts an künstlerischer Aktion gerade stattfand. Die Lesung nebenan war für ihn zunächst einmal nebensächlich. Es war einfach eine anrührende Szene der (Wieder-)Entdeckung.“ Die Veranstaltung *in[zwischen]* hat einige Zuschauer dazu inspiriert, auch mal auf was draufzuhauen. Die Tontöpfe und Kinder-rasseln von Bernd Wegeners *Klangfeld* beispielsweise wurden noch Stunden nach seiner Performance von Neugierigen ausprobiert. Und wem das alles zuviel wurde, der konnte sich an einem langen, weiß gedeckten Tisch ausruhen, der an jedem Veranstaltungsort in einer Ecke stand – sozusagen als Leitmotiv.

Aber wie hat SchichtWechsel es überhaupt geschafft, die Anwohner ins stillgelegte Bergwerk zu locken? Schmitt: „Hier in Göttelborn haben wir Konzept und Ziele von SchichtWechsel allen Vereinen ausführlich vorgestellt. Neben der allgemeinen Öffentlichkeitsarbeit haben wir die Anwohner direkt angesprochen, beispielsweise durch Rundschreiben an alle Haushalte und persönliche Einladungen an alle Göttelborner zu einem Filmabend, der als Prolog der Theaterproduktion *Union* der festen Hand in der Schachthalle 3 stattfand. Schließlich haben wir auf örtliche Ressourcen zurückgegriffen. Und nicht zuletzt arbeiteten wir eng mit dem Team der Göttelborner Kaffeeküche zusammen, einer der letzten Gruben-Kantinen im Saarland ...“ „... die sich im übrigen“, ergänzt Schön, „auch um die Publikumsbewirtung und um das Catering der

Body Work – Raum-Tanztheater von Frédéric Flamand und Jean Nouvel mit der Compagnie Charleroi/Danses – Plan K, 12./13. September, Alte Schmelz, St. Ingbert



Künstler gekümmert hat. Sie hat durch ihre gute Verpflegung und herzliche Bewirtung bei den Technikern und Künstlern der Union der festen Hand einen nachhaltigen Eindruck hinterlassen. Die schwärmen heute noch von dem guten Essen von Frau Knichel, der Wirtin der Kaffeeküche. Und die wiederum war glücklich darüber, daß mit den Künstlern wieder Leben in die stillgelegte Grube eingekehrt ist.“ Schließlich kamen die Leute selbst auf die SchichtWechsler zu. Während der Aufbauarbeiten und Proben in Reden kamen Anwohner und fragten einfach nach, was denn da los sei. Die seien, so Schön, auch tatsächlich zur Veranstaltung gekommen: *„Einige der Ortsansässigen fanden manche Stücke vielleicht ein bißchen seltsam, bewerteten es aber insgesamt sehr positiv, daß auf der Grube überhaupt wieder etwas passierte.“*

Es bleibt indes eine letzte Frage: Welche Rolle spielen die ehemaligen Industriestandorte? Die Industrie-Kultur Saar GmbH erklärt auf ihrer Internet-Seite den industriekulturellen Raum als „Protagonisten“ kultureller Veranstaltungen. Klar, die Industrie-Architektur ist ja nicht mal häßlich. Hinter Werksmauern verbarg sich jahrzehntelang so manch architektonische Perle, während überwucherte Betriebsgelände romantische Assoziationen wecken können. Daher die Bezeichnung „Industrie-Kathedrale“ für die Jahrhunderthalle in Bochum oder „Dornröschen“ für das Bergwerk Reden im Saarland. Aber „Protagonist“? Seien wir doch lieber bescheiden und geben zu, daß der industriekulturelle Raum für die meisten Kultur-Konsumenten nichts anderes ist als eine aufregende Kulisse für neuere Kunstformen – genauso wie ein Opernhaus aus dem 19. Jahrhundert mit Kronleuchtern und plüschbezogenen Sesseln zu Spitzentanz, Tütüs und Ballett-Eleven paßt.

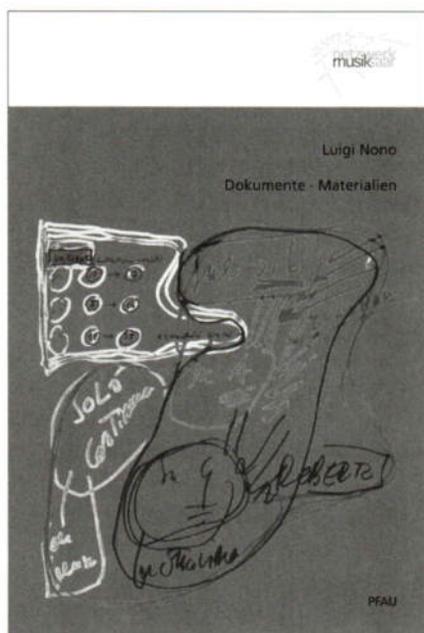
In dieser Hinsicht scheint die Einstellung der SchichtWechsel-Macher durchaus gesünder: *„Eine wesentliche Funktion von SchichtWechsel ist es“,* so Schmitt, *„die stillgelegten Areale zu beleben, sie der Öffentlichkeit zugänglich zu machen und auch den Prozeß einer zukünftigen Neunutzung zu befördern. Aber damit kein falsches Bild entsteht: Es ist nicht unser Ziel, überall neue Spielorte zu schaffen. Die Etablierung weiterer Spielorte in Industriedenkmälern kann nicht funktionieren, weil es hier gar nicht so viele Kulturinteressierte gibt. Man kann natürlich versuchen,*

auch Leute außerhalb des Saarlandes anzusprechen. Das ist aber nicht einfach, die kulturelle Konkurrenz ist groß. Uns geht es vor allem darum, den strukturellen Wandlungsprozeß, der unter anderem von der Industriekultur Saar GmbH organisiert wird, zu begleiten. Wir hoffen, daß diese Orte der Industriekultur, die sich zur Zeit in einem Transformationsprozeß befinden, wieder zu lebendigen Orten werden, von denen neue Impulse, gewerbliche und kulturelle, in die gesamte Region ausgehen. Wir sind überzeugt, daß Kulturprojekte in diesem Prozeß eine wichtige Rolle spielen müssen, um überhaupt auf diese großartigen Areale hinzuweisen.“

Für die Zukunft wünschen sich Schmitt und Schön mehr Zusammenarbeit mit lokalen Gruppierungen vor Ort, in dem Stile der Initiative Völklinger Hütte. Da führen ehemalige Hüttenarbeiter durch das Industriegelände und gestalten Volksfeste, die sogenannten Hüttenfeste. *„Eine aktive Bürgerinitiative fehlt in Göttelborn noch“,* bedauert Schmitt. *„Die Rahmenbedingungen sind hier auch völlig andere als in Völklingen. In Göttelborn wurde allerdings nach der Schließung der Grube ein Bergmannsverein gegründet, in dem viele ehemalige Bergmänner organisiert sind. In Kooperation mit diesem Bergmannsverein und anderen ortsansässigen Vereinen wollen wir in Fortführung von Moving Brass im nächsten Jahr ein Gruben- oder Turmfest unter dem Göttelborner Förderturm realisieren.“* Ansonsten: mehr Kinder- und Jugendarbeit, Neuproduktionen und Kooperationen auch mit internationalen Partnern. Und vor allem sollen diese Projekte längerfristig, vielleicht über Jahre hinweg laufen. SchichtWechsel soll dabei nur die Spitze des Eisberges sein: *„Es ist eigentlich nicht viel damit gewonnen, wenn eine Künstlerin oder ein Künstler eine Arbeit abliefern, die nicht auf Dauer den industriekulturellen Ort bereichert oder neue Perspektiven für die Zukunft eröffnet.“*

In diesem Sinne kann man beipflichten: Das Saarland hat ebenso wie das Ruhrgebiet eine Menge Spielwiesen, auf denen sich die Avantgarde und die Gesamtbevölkerung gleichermaßen austoben können. Erstaunlich genug, daß SchichtWechsel der Spagat gelingt, und ein gutes Omen für die Fortführung des Festivals dazu. Ob dabei jedoch in besonderer Weise an die vergangenen Industriezeit erinnert wird, das ist eine andere Frage.

Pfau-Verlag
 Postfach 102314
 D 66023 Saarbrücken
 Fon +49 681 4163394
 Fax +49 681 4163395
 e-mail: info@pfau-verlag.de



Luigi Nono Dokumente · Materialien

hrsg. von Andreas Wagner
 im Auftrag von Netzwerk Musik Saar
 192 S., Abb., br., 2003
 ISBN 3897272407, EUR 6,50

Wie kaum ein zweiter Komponist nach 1945 steht Luigi Nono (1924–1990), dessen Geburtstag sich am 29. Januar 2004 zum achtzigsten Mal jährt, für eine Verbindung von musikalischer Avantgarde und gesellschaftspolitischem Engagement. Nono selbst tritt dem Leser auf unterschiedliche Weise in mehreren Erstveröffentlichungen gegenüber. Als Interviewpartner von Enzo Restagno hat er 1987 die wohl ausführlichsten autobiographischen Äußerungen gemacht, wobei er auf eindringliche Weise seine Entwicklung als Komponist und politisch engagierter Künstler darstellte. Dieser Text liegt hier erstmals in deutscher Sprache vor. Ein bislang unpubliziertes Uraufführungsgespräch zu Nonos Streichquartett «Fragmente – Stille, An Diotima» ermöglicht einen ganz unverstellten Blick auf das bei weitem am stärksten rezipierte Werk Nonos. In weiteren Beiträgen, u.a. von Erika Schaller (Archivio Luigi Nono) und Interviews mit Heinz-Klaus Metzger, Rainer Riehn, Max Pommer und Nuria Schoenberg Nono wird ein Spektrum höchst unterschiedlicher Formen der Auseinandersetzung mit Luigi Nono entfaltet.

www.pfau-verlag.de

Autoren(theater)Tage

... nennt sich eine selten schöne Einrichtung, die auf Theatergänger, wir haben's überprüft, einen zauberischen Reiz ausüben kann.

... gibt's, so oder anders geschrieben, inzwischen fast in jeder Stadt, die sich noch ein Theater leistet. In Saarbrücken, wo die Autoren-Theater-Tage eben Autoren(theater)Tage heißen, hat man im letzten Jahr damit begonnen, eine kleine Zahl neuer, bisher nicht aufgeführter Stücke in einen Wettbewerb zu schicken. Zwei Tage lang finden in der *Alten Feuerwache* sogenannte szenische Lesungen von Mitgliedern des Schauspielensembles statt, mal bis auf Klappstühle ganz ohne, mal mit spärlichster, pure Assoziationen oder doch schon Regieanweisungen zum Stück aufnehmender Szenerie. Der zauberische Reiz liegt darin, daß man, abgedunkelte Ränge, Spot auf der Bühne, als Zuschauer dabei sitzt wie sonst der Regisseur in den Proben oder beim Vorsprechen: Die Schauspieler haben ihre Rollen zwar (kennen-) gelernt, könnten sie vielleicht schon ansatzweise spielen, spielen sie aber nicht, sondern lesen, ein Spiel kaum andeutend, aus dem Textbuch. So muß es sein, denkt man sich als Zuschauer, wenn aus den Worten eines Textes nach und nach Theater wird. Eine schöne Sache.

... liefern dabei nicht unbedingt, ja, sogar eher nicht, großartige neue Stücke, obwohl aus einer horrenden Zahl von Bewerbungen, dieses Jahr sollen es – man höre und staune – einhundert gewesen sein, ausgewählt werden kann. Das macht aber nichts. Ein Preis von 5.000 Euro ist ausgelobt und zusätzlich winkt eine Aufführung in der folgenden Saison am Saarbrücker Theater. Die Gewinner von 2002 können derzeit schon – *Après Soleil* von Peter Stamm (dt. EA) – und dann im nächsten Frühjahr – *Die Stiftung* von Christoph Keller (UA) – besehen werden. Große Würfe sind es nicht. Die Gewinner des diesjährigen, abermals geteilten Preises – *Das Riesending von Pringewitz* von Thilo Reffert, eine nette Komödie nach dem britischen Filmerfolg *Ganz oder gar nicht*, und *Mieschers Traum* von Gerhard Meister, ein künftiges Folterwerkzeug für Schulklassen – werden wohl auf der hiesigen Bühne folgen. Man muß es nicht gesehen haben. Dem zweitägigen Lesemarathon selbst allerdings muß man deutlich mehr Zuschauer wünschen, denn überleben sollte er schon, und besser werden kann er auch noch.

... haben uns nämlich erwartungsgemäß auch in diesem Jahr trotz allem wieder erhebliches Vergnügen bereitet. Ja, die Stücke waren überwiegend furchtbar, und wir fragten uns, ob wirklich 94 Einsendungen schlechter sein können, als die ausgesuchten. Macht aber nichts. Die Juryauswahl war eher deprimierend, weil absehbar, weil so unsäglich brav, weil nur auf eine möglichst dem imaginierten Saarbrücker Publikum zumutbare Aufführung der Gewinner schielend. Auch das macht nicht wirklich was. Ganz knapp hat die Jury die Kurve noch gekriegt, und dem besten neuen Stück wenigstens den neuen, mit 1.000 Euro dotierten Preis der SAARBRÜCKER ZEITUNG zugesprochen. Aufführen wäre bißchen viel verlangt, deutete der Generalintendant an. *Vielleicht, na, schon ziemlich sicher, machen wir ein Hörspiel draus*, versprach der Hörspielchef des SAARLÄNDISCHEN RUNDFUNKS. Da sind wir aber froh, daß wir eine Zeitschrift haben und zumindest den Text des Stückes hier abdrucken können. Den Namen Sigrid Behrens solle man sich schon mal merken, schrieb THEATER HEUTE kürzlich. Das Stück *Unter Tage* sei ein zartes poetisches Gebilde, das auf einer Bewußtseinsbaustelle spielt, die Autorin entkomme der allfälligen Selbstverliebtheit und Marktgängigkeit, urteilte die FAZ. Da können wir nur ergänzen: Lesen! Und nächstes Jahr: Hingehen!

Achim Huber

Unter Tage

Ein Gruppenmonolog

Von Sigrid Behrens

Personen:

Hans

Undine

Georg

Ludwig

Alle um die 30. Georg und Ludwig sind Zwillinge.

Der Bühnenraum ist eine Baustelle / ein Brachland / eine große Halle. Darin: eine Betontreppe, ein Baugerüst, ein Sandhaufen, eine Schubkarre, ein Wasserhahn, Betonsäcke etc. Undine hat eine große Handtasche; die darin befindlichen Gegenstände (Telephon, Topfpflanzen, Strickzeug, Toaster, Gießkanne, Fön etc.) wandern zwischen Betontreppe und Handtasche hin und her. Auch in den Taschen der Kleidungsstücke ist Platz für diese Gegenstände; ihr tatsächliches Volumen spielt dabei keine Rolle.

Die einzelnen Szenen folgen aufeinander wie zwölf Stunden. Der Bühnenraum wird zu keiner Zeit verlassen.

Prolog

Hans Am frischen Morgen. Die Bettdecke abwerfen, die Wohnung sich umwerfen zum neuen Tag. Es ist schon zu spät. Das Gähnen zerkauen, schieben in die Backentaschen; die Zunge hilft. Die Müdigkeit kneten, bis dass sie weicht. Den warmen Mund öffnen. Den Morgen versuchen in Form einer Frucht, den Morgen die Frucht aufplatzen lassen, ihn essen aus der hohlen Hand als reifes, orangenes Ding, rostig auf der Zunge. Der Morgen wie Blut. Dazu die Sonne hinter dem Fenster, hinein durch den Vorhang, das Licht riecht gut. Der Tag ist Winter. Die Kleidung ist warm.

Undine Atem rauscht durch den Raum. Warmes Wasser in der Hand. Neue Farben lesen, Ordnung schaffen. Im Gegenlicht: die blaue Tasse in der Hand, zum blauen Buch,

zum blauen Bild, zur blauen Schleife im Haar. Das Wasser im Becken ist schon zerflossen, das Wasser rinnt und wäscht das Gesicht, das Wasser ist immer so warm, wie man will.

Georg Im Sitzen stehen. In Eile zögern. Die Schuhe am Fuß, und davon zwei. Die Schuhe über Strümpfen, die Füße immer unten. Die Füße vom Boden herunter holen, vom Dach hinunter wandern lassen, raus auf die Straße. Die Füße bleiben drinnen. Die Schuhe halten das Pflaster. Die Wohnung verlassen wie ein warmes Loch. Dort lüften. Hier laufen. Die Wohnung vergessen wie einen Verwandten, sie wartet und bleibt zu Haus. Das Pflaster glänzt eisig. Es wird gepfiffen. Es ist nicht zu sehen.

Ludwig Das Tagwerk vollbringen und leermachen, wenn es geht. Die Hände bewegen, wenn man sie braucht. Die Dinge bewegen, um die es geht. Dazwischen den Mund füllen, warm hinter der Hand, in den Mund die reife Frucht des Tages, das Rostige zwischen die Lippen. Die Müdigkeit begrüßen. Zähes Gähnen unter den Zähnen. Ein Gedanke an die Verwandte zu Haus, das eigene Zimmer. Ein Gruß auch dem Bekannten nebenan, es ist der Falsche; ein Lächeln für den, der es verlangt, ein Gedanke an einen warmen Raum, an einen Blick zum Fenster hinaus.

Hans Dann zurück, quer durch die Nacht. Die Lichter zählen, als gehörten sie zum Weg. Die Beine aufgezogen, den Mantel zugezogen, die Mütze in der Stirn. Dahinter nichts. Darunter der Abend.

Undine Das eigene Schweigen gesammelt, heimgetragen in den Taschen. Auspacken. Einräumen. Die Schleife zum Wasser, die Tasse ins Haar, das Buch an die Wand, das Gesicht in den Rahmen. Beruhigt sein, den Blick auf nackte Füße. Den Vorhang zu. Und am Ende sich besehen im Spiegel. Die Stirn runzeln. Die Achsel kratzen. Das Gähnen ausspucken wie einen Kern. Das Licht löschen, das dennoch bleibt. Das Bett ist das Fenster ist der Blick in die Nacht. Die Nacht ist immer da.

1. h

Hans Ich will beschäftigt sein.

Ludwig Wollen wir doch alle.

Hans Es geht ja auch um viel. Man muss ja auch leben von was. Schließlich will man sich ja auch was gönnen, später mal.

Ludwig Stimmt. Da sind wir uns einig.

Hans Man braucht ein Tagwerk, von dem man sich abends erholen kann. Wo Luft und Liebe nicht reicht.

Ludwig Was heißt hier Liebe. Wovon sich erholen.

Hans Das heißt, dass man nicht schwierig sein darf. Ist ja alles schon schwierig genug. Keine Illusionen heißt das, von wegen Arbeit, die glücklich macht und so, all das ...

Ludwig Spars dir einfach. Das gibts nur anderswo. Da kannste lange suchen, sehr lange.

Hans Weißt du, mit dem, was man finden kann, wär ich schon ganz zufrieden: mit was Schlichtem, das müde macht und Einkommen bringt -

Ludwig Für'n Anfang ...

Hans - Hauptsache: Auskommen. Und abends dann Wegkommen. Das dürft schon reichen, find ich, ja, wenn mans finden kann.

Ludwig Oder muss.

Hans Das ist doch dasselbe, oder? Das ist doch ...

Georg (*führend*) Hallo, können wir jetzt mal? Ja?! Gut. So, jetzt hier entlang, Achtung! der Boden, hier soll dann der Keller hin, naja, wenn mans so nennen kann, nach hinten dann die Südfassade, der Hof ... Seht ihr, hier ist schon fast das Fundament zu erkennen, ganz schön groß, was. So, und unsre Aufgabe wär nun, hier den Betonguss für die Tiefgarage ... (*zu Hans*) He, was soll denn das! Du hast da was in der Hand, das seh ich doch sofort.

Hans Ich weiß nicht, was du meinst.

Undine Lass' ihn doch.

Ludwig Gibts einen Fahrstuhl?

Georg (*zu Undine*) Ich habs doch gesehen, aus dieser Tasche hat ers genommen, und die hast du in der Hand, die Tasche, das ist nicht seine. Oder was.

Hans Ich hab nichts in der Hand.

Undine Das spielt keine Rolle. (*zu Georg*) Ich lasse andere Leute in meine Taschen greifen, wann ich es will, ja. Das geht dich nichts an. (*zu Hans*) Noch kenne ich dich nicht, doch das wird kommen. (*reicht ihm die geöffnete Handtasche*) Bitte, bediene dich.

Ludwig (*im Gehen, zu Georg*) Is ja witzig.

Georg Bitte?! Haltlos is das! Gut, wer ist das nicht, aber wie soll man so arbeiten. Kannste ja gleich vergessen. Mann, fängt ja gut an. (*setzen sich zusammen auf die Betontreppe*)

Hans (*zu Undine, ratlos*) Naja, wenn du

meinst. (*greift in die Handtasche, zieht ein Telefon heraus. Geht zur Wand und steckt es in die dort befindliche Buchse*) So. Kann ich jetzt gehen?

Undine Nein, jetzt fängt es erst an. Es geht um uns. Du hast blaue Augen, Hans. Das gefällt mir gut. Bitte ruf' mich an, die Nummer steht auf dem Apparat. (*entfernt sich*) Ich muss dir doch nicht erklären, wie das geht?

Hans Nee, ich ... Warte. (*geht zur Wand, an die er das Telefon angeschlossen hat*) Das ... Ja, da steht sie ja. Dann werd ich mal. (*wählt die Nummer. Nach einigen Klingelzeichen explodiert die Treppe, auf der Georg und Ludwig sitzen*)

Georg Dass man hier nicht mal in Ruhe sitzen kann!

Ludwig (*klopft sich den Staub von der Kleidung*) Is ja witzig.

Undine (*holt ein Mobiltelefon aus ihrer Tasche*) Ja bitte, ich bin da.

Hans Hallo? (*Pause*) Äh ... Hören Sie. Ja, ich weiß nicht, ob es in Ihrem Sinne ist, doch ich werde Ihnen jetzt eine kleine Vertraulichkeit mitteilen. (*Pause*) Also: ich habe Ihnen mehr aus der Tasche gezogen, als Sie es sich vielleicht vorstellen können.

Undine Ja?

Hans Ich habe mir von Ihrer Liebe genommen.

Undine Das ist schön. Das trifft sich gut. Dann ist ja alles klar. Freut mich, dass wir uns so rasch haben einig werden können.

Hans Bitte schön, von Einigkeit ist nicht die Rede.

Undine Eben, so soll es sein. So muss es bleiben, soweit, ja. (*legt auf, zu Hans rufend*) Du kannst jetzt wiederkommen.

(*Hans kommt, mit dem Telefon in der Hand, reißt es im Gehen achtlos aus dem Anschluss, steckt es umständlich zurück in die Handtasche*)

Hans Hat Spaß gemacht. Du. Können wir ruhig öfters spielen.

Undine Ja, Hans, wenn du meinst; später dann. Jetzt muss das reichen, für den Anfang.

(*Undine entfernt sich und stellt im Gehen die Handtasche auf den Boden.*)

Hans Wer hätte das gedacht. Wenn das nichts ist, ich - Später werd ich dann sagen können: Das war auch ein Anfang, und gar kein schlechter.

(*Hans holt einen Toaster aus seiner Jackentasche hervor; steckt ihn in die Telefonbuch-*

se. Wenig später kommen zwei Toastbrote aus den Öffnungen gesprungen. Währenddessen ist Ludwig auf das Baugerüst gestiegen und setzt sich oben auf eine der Planken; Georg nimmt sich Undines Tasche und setzt sich damit zurück auf den übrig gebliebenen Rest der Treppe, wo er verschiedenste Gegenstände daraus hervorholt und auf die Stufen legt.)

Ludwig Weißt du, Hans, das macht man eigentlich anders.

Hans Was soll das denn heißen.

Ludwig Na, diese Geschichte könnt man ganz anders aufziehn. Ein echtes Unternehmen, wenn man wollte.

Hans Versteh ich nicht.

Ludwig Naja, schau dir mal die Toastbrote an.

Hans Willst du eins? (*wirft ihm eines das Gerüst hinauf*)

Ludwig Pass auf: man steckt zwei Leute in eine etwas zu heiße Geschichte. Da bleiben sie dann, bis sie es nicht mehr aushalten, das Weite suchen und wieder am Boden landen. Wie alles.

Hans Wie das Toastbrot.

Ludwig Auch. Nur besser, weißt du, real, so müsste man das aufziehn. Wenn es ums Leben geht, ja, dann muss man das verbinden können: die Arbeit und die Liebe. Es ist nur eine Frage von Tarnung, dann fällt's kaum auf. (*beginnt, am Toastbrot zu kauen*)

Hans Ah.

Ludwig Ich meine, stell dir vor: Man nimmt so ein Gebäude – wie dies hier, oder eher: wie das, was es mal werden soll – ein, sagen wir: Bürogebäude. Groß. Viele Stockwerke. Chefetage, verstehst du. Jaja! Aber jetzt! (*springt vom Gerüst*) Also. Es ist kein Bürogebäude, sondern ein Parkhaus. Das weiß nur keiner, weil die Leute es benutzen wie ein Bürogebäude, weil die glauben, sie gehen zur Arbeit. Natürlich müssen auch die Dinge dazu herumstehen – Schreibtische, Computer, Sekretärinnen. Das Parkhaus besteht aus lauter Parkplätzen, die aussehen wie Büros! Klein, aber fein. All diese Menschen weggeparkt. Großartig. Keiner fühlt sich abgeschoben, alle sind verstaubt.

Hans Und ich?

Ludwig Kommt gleich. Also, alle sauber einrangiert, Parkhelfer überall – du zum Beispiel – als Vorzimmerdamen verkleidet. Alles schön sauber. Man lobt das Gebäude für seinen schönen Empfangsbereich. Die Leute

sind stolz darauf, hier zu arbeiten. Jaja. Das geht dann ne ganze Weile gut, und darum gehts. Bis es irgendwann zu eng wird. Unglaublich eng. Ganz viel Emotionen. Dann gibts Ärger: Die Putzfrauen haben nichts zu putzen. Die Grünpflanzen müssen nie gegossen werden. Der Fahrstuhl hat keine Türen. Die Chefetage merkt, dass sie keinen Chef hat. Und so weiter. Und dann – alles drunter und drüber. Ein Höllenlärm. Alle schreien sich um Kopf und Kragen, das Gebäude wird als Parkplatz enttarnt, die Leute fühlen sich beschissen, sind sie ja auch – verlassen das Gebäude, suchen sich nen Anwalt, fluchen, werden nie wieder gesehen. Perfekt. Und das Ganze beginnt von vorn.

Hans Ja schön, aber ...

Ludwig Da staunst du, was.

Hans Und weiter?

Ludwig Wie: weiter?! Mensch Hans, du kapierst ja gar nichts – Stell dir das doch mal vor, so ein Kreislauf, immer neu, ein gut getarnter Teufelskreis: glückliche Arbeit, passende Menschen, fast wie ein Leben, täuschend echt! Emotionen, verstehst du? Unser Gebäude hält alles zusammen! Da wächst was! Alles frisch! Und jetzt kommts: du und Undine. Zwei Grünpflanzen im Flur.

Hans So meinst du das.

Ludwig Aber genau so.

Georg (*von hinten, von der Treppe*) Lass doch die Frauen aus dem Spiel.

Hans (*ohne auf Georg zu reagieren*) Dann muss ich Undine finden.

Ludwig Den richtigen Rahmen musst du finden. Das ist die halbe Miete, verstehst du das.

Hans Ich werd Undine finden.

Ludwig Aber nur dort könntest du sie behalten.

Hans Ich werd sie finden.

Ludwig Gut, das wirst du. Und verlieren wirst du sie, sobald der Laden hochgeht.

2. h

Georg (*sortiert weiter die Gegenstände auf der Treppe*) Sag mal, Undine, als du kamst: wie war das.

Undine Das fragst du so. So plötzlich. Seit wann interessierst dich das.

Georg Ach, so ne Laune. Weißt du. Sag mal.

Undine So wie heute.

Georg Nichts weiter?

Undine Stell Dir vor: Der Tag ist Winter. Es ist das Licht der Tage, die sich beschränken auf wenige Stunden, es ist das Licht das schlägt, weil es stark sein muss in Eile. Die Sonne schlägt ins Gesicht und allem die Augen nieder. Die Fenster noch hohl. Die Sonne besteht auf harte Ränder und schnitzt an den Gebäuden herum, die Sonne schmeißt harte Kanten in den Raum. Alle suchen Schatten, obwohl alle frieren. Alle drücken feste Handschuhe auf die Augen. Einer stöhnt. Die Welt ist blind.

Georg Aha ...

Undine So war das.

Georg Und wie sahst du aus? Du. Wann ist es passiert?

Undine Ich war wie eine, die dort steht an der Straße, ich tat dasselbe wie die anderen, ich wie eine ganz normale Frau: drücke meine Augen zu, halte mich bedeckt wie jeder, der friert, halte meine Zunge verschlossen im Mund, und spreche wie alle kein Wort. So etwa, damals, ich. Es ist immer dasselbe, verstehst du. Ich bin fast verschwunden.

Georg Nee, das kam doch viel später! Hat Hans mir erzählt. Hat er gesagt.

Undine Ich bin die ganze Zeit schon dabei. Stehe an der Haltestelle, siehst du, schau mir zu, wie ich an der Haltestelle auf den Bus warte. Neben mir die anderen nehmen mich wie eine von ihnen, wie eine, die wartet, dass der Bus kommt und damit der Schritt in den Tag. Ich bin ungesichert, nur sieht man es nicht. Ich habe mich aufgelöst in meine Eingeweide, mein Mantel ist gekonnt ausgestopft von mir, zu sehen als dicker, zäher Klumpen; mein Inneres ist zum fetten Brei geworden, er macht fremde Augen satt und mich verschwinden.

Georg Mir ist schlecht.

Undine Das sagen viele.

Georg Aber ich mein es!

Undine Es lässt sich auf Dauer nicht vermeiden.

Georg Is ja blöd. Sowas. *(Pause)* Ja, und dann? Dann bist du geblieben? Einfach so?

Undine Was heißt einfach. Es war kein Plan.

Ludwig (zu Undine) Wenn ich dich so anschau, dann fällt mir einiges ein zu deinem Plan.

Undine Es war kein Plan, es war ein Um-

stand.

Ludwig (zu Georg) Wir könnten uns einfach eine Geschichte ausdenken für sie. Unter Umständen, wie die Geschichte vor der Geschichte. Zum Beispiel: dass sie gekommen ist aus einer anderen Stadt, wegen des Freundes, der auch kam aus der anderen Stadt, weil er studiert hat. Und diese andere Stadt wäre kleiner und weit weg. Oder: Sie ist gekommen zum Besuch und geblieben zum Bleiben. Dann hätte sie sich eingewöhnt und das Landleben abgelegt, und eine andere Stadt wäre das Land, und sie hätte lange gelogen. Und sie hätte ihn gar nicht gekannt.

Georg (kichert) Wie auch.

Ludwig Oder: dass sie gekommen ist aus dem verlorensten Winkel des gesamten Landes. Sie wäre aufgewachsen irgendwo und hätte nun sehen wollen, wie es sich lebt in großen Häusern. Sie wäre fremd und doch begehrt. Dann würde sie einen Freund finden, der sie nicht kennt. Dem sie hin und wieder was erzählt. Von ihrer Herkunft. Von den Bergen. Vielleicht ein Tal. Dass es tief ist, das Tal, sagt sie dann, und sehr dunkel, und spricht vom Meer. Von dem sie kommt, von dem sie geflohen ist, weil es -

Undine Das willst du erzählen?

Ludwig - weil man sie gehen ließ, weil sie die Wahrheit sagt, und weil der Plan -

Georg (kichert) Sag: der Umstand.

Undine Nichts, gar nichts wirst du erfinden! Sage ich!

Ludwig Ist ja gut. Wie du willst. Das weißt du besser.

3. h

(Ludwig zeichnet mit Kreide Linien auf den Boden.)

Georg Was machst du denn da?

Ludwig Fürs Freibad. Den Grundriss. Ich will ein Freibad. Hier die Tribüne -

Georg Aber hier gibts doch gar keinen Himmel.

Ludwig Das macht nichts. Geht auch ohne.

Hans FKK oder wie.

Georg Aber wir hatten doch...

Hans Die Fliesen sind schön. Schön blau, oder?

Georg Und der Fahrstuhl?

Ludwig Fürn Freibad doch nicht.

Georg Aber die Tiefgarage?!

Ludwig Jetzt sei doch nicht so unflexibel. Denk doch mal, ein Freibad, wie erfrischend. Da drüben dann die Sonnenbank, wie aufm Luxusdampfer, wie an Deck, ganz heiß, der helle Wahnsinn. 10.000 Watt. Wir brauchen über 10.000 Watt von oben, Spots, weißt du. Alles hell erleuchtet. Großartig.

Georg Ich find ne Tiefgarage aber besser! Ich will nen Parkplatz, jeder seinen eigenen! Ich will mal was für mich allein!

Hans Aber schwimmen kann man doch nur allein.

Georg Mann! Nicht so was Verschwommenes, klare Grenzen will ich! Deins und meins, verstehst du? Dass es tief nach unten geht, klar? Da kann ja jeder kommen, Mensch, Ludwig.

Hans Naja, is doch beides kühl, irgendwie ...

Ludwig Was soll denn das. Dann grab dir doch dein Loch und stell dich rein! Dann such dir doch den passenden Ort für so was! Mach doch einfach, Platz ist genug. Aber hör auf mit dem Gejammer.

Georg Aber du kannst doch gar nicht schwimmen.

Ludwig Na und? Darum gehts doch gar nicht.

Georg Ja, und worum gehts dann?

Ludwig Emotionen. Darum.

Georg Das ist alles?

Ludwig Ich finde, das reicht.

4. h

Undine Ich wähle meine Arbeit nach den Stunden, die sie mir nimmt. Wenn man mich wählen lässt. Zum Beispiel jetzt, ein Tagwerk habe ich, das ich teile mit Hans, und wir beide nennen es Arbeit, um uns damit vertraut zu halten. Es ist eine Arbeit, die uns hinter Bänder klemmt, es ist eine Handlung, die uns ver Ausgaben lässt den gesamten Tag, und Einnahmen machen für später. Wir sortieren Verpacktes. Wir trennen Verschicktes nach seinem Inhalt, beschauen die Absender, lesen in der Zukunft, schauen nach dem, wohin es geht. Wir sitzen in der Großen Post. Uns gleitet manches durch die Finger. Unsere Hände glänzen von innen. Die Arbeit hat man uns geliehen.

Hans *(versucht gerade, den Toaster in seine Jackentasche zu stecken, was aussichtslos ist)* Und jetzt zum Beispiel sind wir fertig,

Feierabend haben wir, wollen feiern, ich jedenfalls, und frag Undine: Ob du mitkommst.

Undine Ich habe nicht zugehört. Hans schweigt. Ich sage: ja, doch mehr aus Gewohnheit, ich nicke ja und denke nein und laufe sorgsam hinterher, Hans ist erstaunt, Hans weiß nicht, was tun, deshalb geht Hans voraus und markiert feste Schritte. Wir gehen an einen Ort, an dem man trinken kann. Das sind die Orte, die man aufsucht, wenn man fertig ist mit seinem Tagwerk, wenn man eines hat.

Hans Ja, und wir haben eins. Hat lang gedauert. Wir haben eins, wir sind zufrieden, wir wollen uns nicht beschweren, nicht wahr, wir habens ja schwer genug, was, Undine? Und jetzt die Belohnung. Weißt du.

Undine Der Ort hat uns umfungen. Die Luft ist stickig und verraucht, das Licht ist trübe und warm gemeint. Mir ist heiß. Hans bestellt. Die anderen lachen laut. Hans zögert. Hans will mir etwas sagen. Hans hält ein Paket im Mund mit falscher Adresse, Hans möchte mir etwas schicken, doch ich bin verzogen. Ich trinke mein Getränk. Absender Hans zögert weiter. Ich schaue durch das beschlagene Fenster. Hans öffnet langsam den Mund.

Hans Weißt du, sag ich, und dreh unruhig den Bierdeckel zwischen den Fingern, überleg so dies und das zu seiner Aufgabe, von dem Deckel jetzt, zum Beispiel was es zuerst gab, den Deckel oder das überlaufende Bier, nur so Ideen, naja ... brech dem Deckel eine Ecke ab und dazu die Gedanken, sage also: Tja. Und: Weißt du. Das geht so nicht, sage ich, wir sind zum Sortieren da. Du schiebst die Sendungen hin und her, das wollen die nicht. Das musst du ändern. Sonst verschwindet noch was. Oder du fliegst raus. Es geht um dich, weißt du.

Undine Jetzt geht es um eine Warnung und um Hans, der weiter neben mir sitzen will, als Begleitung zum Getränk und wenn er nachschaut, was sich schickt. Ich sage: ja. Ich dachte, Hans hätte verstanden. Ich beende mein Getränk und gähne, damit Hans weiß, dass ich gehen will. Hans ist höflich.

Hans Ja, dann. Du weißt ja.

Undine Ich bin schon gegangen.

5. h

(Hans steht bei der Treppe, bei den Gegenständen; hantiert mit einem Fön herum, als sei er eine Pistole, die er auf andere richten

und sich in den Hosenbund stecken kann. Der Fön passt wie alle Geräte in die multifunktionale Telephonbuchse.)

Hans Früher hab ich ja studiert. Das war, als ich noch jünger war. Das war, als ich mir abgewöhnt hatte, meinen Geburtstag zu feiern, gab Feste genug, und außerdem wars egal, weil ich ja der gleiche blieb, so und so. Jetzt feier ich wieder, um zu trauern. So kanns gehen. Zum Kotzen. Klar hab ichs anders gewollt. Mit Spaß hat das nichts zu tun. Aber wie das so ist: man gräbt sich über die Jahre und durch die Bücher, man gräbt sich vor zum eigentlichen Kern der Sache, von den Büchern jetzt, von sich auch, pellt sich dabei auf wie eine Zwiebel, eine Haut nach der anderen runter, und am Ende liegen sie einem haufenweise vor den Füßen, und du bist nackt. Da stehste dann. Alles selbst gemacht. Jede Wunde selber aufgerissen. Was soll das? Kalt und nackt aus freien Stücken, da wird man angreifbar durch jedes Wort, und seis ein *Danke*. Das lässt sich niemand träumen. Das gibt kein Alptraum her. Ich bin mir meine nächste Wunde! Und alles um mich herum ist Salz. Aber ein kluges Köpfchen, steckt viel drin. Reif geworden. Akademisiert. Atomisiert. Ich halts kaum aus.

Und dabei hatt ich mich so schön sorglos aushalten lassen, von den Eltern und vom Dasein. Hatte mir nichts einfallen lassen für die Zeit danach, ich dachte ja, die Leserei macht sich bezahlt. Dass sich das alles lohnt, wie auch immer. Alles ist leicht, wenn man studiert. Relativ gesehen. Aber jetzt, danach, dann kommts. Jetzt seh ich frierend meinen Abschluss vor mir liegen, eine alte, völlig nutzlose Haut, die mich nicht schützen will. Kein schöner Anblick, wenn ich mich im Spiegel betrachte, Mann ist mir kalt. Steh da und bin fix und fertig, und wer soll das bezahlen? Die Große Post zum Beispiel. Die zahlts mir heim. Sitz da so, tagaus, tagein, versaue mir das Kreuz, vergreife mich an tausenden von Versendungen, und hoffe immer wieder, da ist auch mal etwas für mich dabei. Von wegen. Alles Nebenschauplätze. Alles zieht an mir vorüber, wirklich alles; Formen und Namen sind völlig austauschbar, nur meiner passt nie rein. Das muss man sich mal vorstellen, diese Massen von Umschlägen, Paketen, Eilzusendungen, alles Sondermüll, ein einziger Haufen nachlässiger Angaben, wie ich das hasse: falsche Adressen, fehlende Absender, und das Ganze ungenü-

gend frankiert. Kein Wunder, wenn da nichts rüberkommt, ist ja auch nicht zu lesen. Kein Fünkchen Sendungsbewusstsein. Nur die Drucksachen, das sind Inseln der Erholung in diesem reißenden Strom.

Ich bin immer müde. Aber sie wird bezahlt, diese Müdigkeit; damit bleibt Geld für später, und ich bin beschäftigt. Auch ne Arbeit. Im Übrigen ist das ein Anfang, und vielleicht gar kein schlechter. Schließlich hab ich so Undine kennen gelernt, sind wir uns begegnet, Undine und ich. Saßen fast nebeneinander von Anfang an, ich konnte sie mit einem Auge anschauen, während das andere auf dem Fließband lag. Sie war grad neu in der Stadt, hat nicht studiert hier wie ich, hat wirklich das Geld gebraucht, hatte sonst nichts in der Hand. Und nichts verstanden hat sie, die hat diese Arbeit genommen wie aus echter Lust, die war ihr alles, wie ein Leben, nur nicht sinnvoll, was sie da macht, irgendwie anders. Total anders. Irgendwie toll. Und Sehnsucht hat sie gehabt, Undine. Ich auch. Ich auch, immer mehr, nach ihr. Hab sie angerufen, hab gesagt: Undine, hab ich gesagt, geh nich wieder fort. Du kannst bleiben, bei mir, oder ich helf dir anders. Lass mich doch. Ich sehne mich so. Ich will mehr als nur ein Tagwerk, verstehst du, ich will dich dazu noch in der Nacht.

Undine Vergiss' die Nacht, Hans, die kann ich nicht teilen.

Hans Aber ich! Ich will teilen. Ich will dich, zum Beispiel.

Undine Was weißt du schon.

Hans Was weißt du schon.

6. h

Undine Es ist ein System. Es hat mit Farben zu tun und mit den Buchstaben, die man mir gibt. Ich bin flexibel; ich nehme, was ich bekomme. Ich ordne: die Städte; Orte, die zusammengehören; gleich klingende Namen; identische Farben. Ich schaffe Blickwechsel im Briefmarkenformat. Ich lege Umschläge zum Mosaik, ich baue Passformen, ich achte auf Größen, ich prüfe das Anliegen, ich überschlage den Wert. Herrscht die Ordnung, so gebe ich weiter, dann steht das System, ich bleibe ruhig sitzen. Stimmt es nicht, so werde ich unruhig. Laufe das Fließband hoch und runter, suche, was mir abhanden kam, gehe zu Hans, dann muss er helfen. Hans denkt mit,

obwohl er nicht will. Hans hilft, obwohl er nicht versteht.

Ich mache aus der Arbeit mein Anliegen, lege meine Ohren an das Rauschen des Fließbandes, übernehme seinen Rhythmus, lasse mich einlullen. Ich bin die Spule, das Band ist der Faden, es fließt und dreht und die Puppe wird fester. Das Band zieht meine Stunden mit und füllt den Tag; wer Übung hat, kommt damit zurecht. Es wird angeschaltet am frühen Morgen und zieht sich durch den langen Tag, nur so bleibt keine Zeit zum Verschleißen, sagt die Frau, die das weiß. Sie sagt: *Besser wäre die ganze Nacht.* Sie sagt: *Der Stillstand, ich sage Ihnen.* Sie hat gesagt: *Da braucht man Zugriff, für die Arbeit. Den richtigen. Fließend Lesen reicht da nicht, man muss im Fluss lesen können. Können Sie das.* Sagte sie. Sie fragte nicht, denn sie ist der Chef, sie reichte mir ein flüssiges Lächeln und nunmehr täglich ihre Hand. Ich hole mein Tagwerk daraus hervor, ich falle nicht mehr auf, ich bin geübt im Händeschüteln. Wie alle: die Übung in den Händen. Wir kümmern uns um das, was ankommen soll am anderen Ort. Wir sind alle in der Lage, mitzufahren mit dem Fluss. Er bringt uns sein Schwemmgut und nimmt es fort, wenn wir ihn lassen; wir sind immer stärker. Der Fluss nimmt nie ab. Es gibt keine Witterung, es gibt nur Feiertage. Es gibt keinen Stillstand, es gibt nur Wiederholung, das ist wichtig, da verliert man sich.

7. h

Ludwig (untersucht die explodierte Treppe) Wir brauchen mehr Platz.

Georg Was hast du gesagt?

Ludwig Na, dass wir mehr Platz brauchen. Es fehlt ne Stufe. Die Sachen, die müssen ja irgendwo hin, siehst du?

Hans Genau, und dass man mal in Ruhe sitzen kann. *(zu Georg)* Hast du doch vorhin selbst gesagt, stimmts, Ludwig, hat er doch.

Ludwig Stimmt genau. Und die Tribüne dann, die muss ja auch noch, muss ja alles gemacht werden, hilft ja nichts.

Georg (mit Blick auf die untere heile Stufe) Man kann doch einfach tiefer stapeln.

Hans Man, wenn ich das schon höre! Tu nicht so, als sei dir das völlig egal. Das geht uns jetzt echt alle was an.

Georg Du bist aber engagiert.

Hans Bitte?!

Georg Leg die Sachen doch einfach auf den Boden, das ganze Zeug. Oder? Ludwig, setz dich doch einfach wieder aufs Gerüst. Geht doch auch. Und für die Tiefgarage brauchen wir doch gar kein –

Hans Jetzt reichs aber mal! *(zu Ludwig)* Mach das ja nicht! *(geht zum Baugerüst und beginnt, die Planken abzubauen)* Wenn ich das schon höre: das ganze Zeug. Das sind echt wichtige Sachen ja, das hat alles was mit uns zu tun, das weißt du bloß noch nicht. Mensch Georg, du bist echt ein Ignorant.

Georg Jetzt entspann dich aber mal.

Hans Entspannen? Ich bin doch nicht wie ihr! Diese Gleichgültigkeit kotzt mich echt an, ja, hier geht was kaputt und es ist euch egal! Soweit kommts noch, das muss man anpacken, sonst gehts noch so weiter und am Ende ist hier gar nichts mehr, am Ende laufen wir alle wieder nackt rum und fressen Staub, geht doch auch, jaja, klar Mann, super. Typisch, echt typisch.

Ludwig Hat jemand den Betonmischer gesehen?

Hans Ich will was aufbauen, ja! Irgendwie muss doch mal was bleiben, für später, oder? Nur eine klitzekleine Spur, irgendwas, das zeigt, dass du deinen kümmerlichen Arsch mal über diese Welt bewegt hast –

Georg Das interessiert doch keinen.

Hans Stimmt! Es interessiert kein Schwein! Das ist doch gerade das Problem!

Ludwig Naja, Problem ...

Georg Gibt Schlimmeres ...

Hans Ich will aber, dass es jemanden interessiert! Ich will, dass es nicht egal ist, ob ich etwas mache oder nicht. Nicht alles, auch nicht immer, okay, aber jetzt, jetzt gerade in diesem Moment will ich das, verstehst du. Ich will einfach ... – einfach ... *(versucht, mit den Holzbrettern die zerstörte oberste Treppenstufe für den Betonguss nachzuformen; währenddessen setzt Undine sich auf ein heiles Stück Treppe und räumt die Gegenstände in die Tasche zurück)* Mensch Undine, das passt jetzt wirklich nicht!

Ludwig Also ich find es total in Ordnung, wenn nichts bleibt, wie es ist. *(holt eine Gießkanne aus einer seiner Taschen und füllt Wasser hinein, um es dann, wie an einem Blumenbeet, über die Treppenstufen auszugießen)*

Hans (für sich) ... einfach – irgendeinen Ausblick will ich. Was nach vorne geht. Oder

wenigstens in die Richtung. Muss doch möglich sein, verdammt.

Ludwig (mit der Gießkanne) Das macht man so, für den Betonguss, nachher. Schön feucht alles, nicht, Georg, guckst du bisschen zu? Georg, das is wichtig jetzt! Geh doch mal den Sand holen, ja, oder sonst was, mach doch mal.

Georg Jaja, ich hol mal'n Besen. (*abseits der Treppe*) Also manchmal weiß ich echt gar nichts mehr. Ich seh ja ein, dass es nicht einfach ist mit uns jungen Leuten. Wir tun immer so ganz. So vollständig. Mit Halbheiten kannst da gleich zu Hause bleiben. Wir sind wie freie Radikale, kein Wunder, dass uns keiner mag. Immer diese Ansprüche, alles oder nichts, am besten alles. Alles Gerede. Immer auf der Suche, das sind wir. Als wüssten wir, worum es geht. Von wegen. Nichts wissen wir, wir glauben nur. Mann, woran wir alles glauben! An ganzheitliche Leidenschaft. An nachhaltige Selbstverwirklichung. An Hemmungslosigkeit. An Reibungslosigkeit. An Farbechtheit von Rosarot. Alles naturidentisch, sehr schön, nur nicht zu haben. Nicht von uns. Nicht hier, nicht heute. Dazu fehlt uns einfach was. Wir sind so distanziert, wir sind zum Ganzen gar nicht in der Lage. Immer die halbe Portion, höchstens. Wir sind weich, unextrem, unmoralisch, wir tun nur so bestimmt. Tatsächlich stehn wir irgendwo dazwischen, immerhin: schön warm. Sieht sogar aus, als stünden wir uns nahe. Wenn nur einer wüsste, wie das geht.

Und dabei liegt die Bestimmung des Menschen in seinem Gegenüber, hab ich gehört. Von wegen. Gar nichts steht sich gegenüber und nichts passt zusammen, das ist unsere Bestimmung. Jeder ist einsam und bleibt auch, das kann man sich dann noch so schönreden als ein Alleinsein, das sich teilen lässt. Klar, auch dabei kann man sich treffen, nur finden nicht. Jeder bleibt schön in seiner Gummizelle, woran soll man sich da reiben? Ist doch wahr! Ich glaub keinem, der sich anpasst. Es gibt einfach keinen Treffpunkt für solche Sachen, das funktioniert nicht. Is eben so. Der Rest ist Gerede. Das mit den Kompromissen nehm ich ja auch keinem mehr ab. Erst dieses Topf-und-Deckel-Gerede, dieses Passformgehabe, und am Ende habens alle im Kreuz. Und dann kommts: Verschrtenromantik! Von wegen es war eine schöne Schlacht damals, ich hab mich gespürt bei meinem

ganz persönlichen Stalingrad, hat mir nur das Genick gebrochen. Ja und? Geschichtsklitterung! Ich bin für eine beileidsfreie Zone. Alles Probeläufe, diese Begegnungen. Reinste Attitüde. Keiner meints wirklich ernst, es macht keinen Spaß, es ist nicht schön, und am Ende gibt es Regen, ja bitteschön, in Stalingrad hats nur geschneit, da träumen wir doch von! Also, Abstand bitte, genießen wir die zeitgenössische Eiszeit, Nieselregen muss da reichen. Von wegen Kampf der Giganten. Zwergeparade, Weicheier allesamt, völlig amorph und ohne jede Bestimmung, vom Gegenüber ganz zu schweigen - aber Leidenschaft, dass ich nicht lache. Wir sind die zwischenmenschliche Endmoräne, da wächst kein Gras mehr! Hingebungsvoll bis zur Selbstaufgabe, schon klar. Salbungsvoll, jaja, alles verschmiert, klemmt trotzdem fest, hält alles an, jede Wahrung. Undine! Sag du doch mal was.

Undine (kommt mit der vollen Tasche, stellt sie auf den Boden) Was soll ich sagen.

Georg Naja, wie du das siehst.

Undine Ich sehe viel zu wenig.

Georg Aber du bist hergekommen. Du wirst doch nen Grund gehabt haben.

Undine Keinen Grund, eine Notwendigkeit. Ich bin gekommen, weil ich die Nacht gesucht habe, die niemals kommt.

Georg Ach, so war das also. Versteh ich nicht. Und die Liebe, was is mit der Liebe?

Undine Was soll das sein.

Georg Das ist wenn ... na, wie ichs gesagt hab, das bestimmte Gegenüber. Wenns klappt. Wie - wie die zwei Toastbrote vorhin, weißt du, so ne heiße Geschichte. Setzt alles in Bewegung, und am Ende springt man ab, mit Glück ohne Brandwunden. Weißt du? So ganz voller Hoffnung, und alles, na, alles rosarot. Wenn man sich selbst verwirklicht -

Undine Ich bin mir schon wirklich genug.

Georg Gut, dann eben - wenn man sich, also, zwei Menschen ... ach, was weiß ich, frag mal Hans.

Undine Darum geht es doch nicht.

Georg Wie wenn - alles hell erleuchtet. 10.000 Watt. Ein Feuerwerk der Gefühle, weißt du. So.

Undine Ich weiß: Hier bleibt es hell. Die Laterne vor meinem Fenster, sie leuchtet rund um die Uhr. Ich will nicht mehr zurück dorthin, wo die schwere Nacht mich umfängt. Ich möchte schwimmen in der Dunkelheit, die keine ist. Das ist Liebe. Alles blau. Niemals den

Blick in die Sonne richten, aber keine tiefe Nacht.

Georg So meinst du das. Das meinst du also. Das mein ich aber nicht! Ach sei doch nich so.

Undine Ich glaube schon.

Georg Ja, und was sagt Hans dazu?

Undine Der hat nichts zu sagen. Der kennt mich doch gar nicht.

8. h

Georg (*legt die wieder hergestellte Treppe, auf der Ludwig sitzt*) Klar hätt ich auch gern ne Freundin. Wie der Hans, ja. Eine Liebe. Hätt ich gerne.

Ludwig Und Undine? Was hältst du von Undine?

Georg Ach, zu kompliziert. Die will ja was. Die will ja mehr. Was ich will, muss einfach gehen. Ich bin mir schon kompliziert genug. Irgendwann muss auch mal Schluss sein, irgendwann muss man auch mal wissen müssen, wohin man gehört. Ich weiß, wo ich stehe. Da kann sich jemand daneben stellen, meinetwegen, aber zur Seite rück ich nicht. Keinen Zentimeter. Das mit den Zugeständnissen ist jetzt vorbei, weißt du. Da bin ich anspruchsvoll.

Ludwig Es müsste eben anders gehen. Man müsste diese ... Perspektive ausschalten, diesen Ausblick, den es nicht gibt. An den ich glaube.

Georg Echt?

Ludwig Ja. Nee, nicht wirklich. Besser einfach schnelles Glück in kurzer Zeit, für heute jetzt, einfach Pokern, ohne lang zu fackeln. Es wird einfach zu lang gefackelt, weißt du, und am Ende brennt alles ab. Es wird zu lang gezögert, und dann wird alles kalt. Kurz und schmerzlos, finde ich. Oder?

Georg Naja. Schon. Nee, du. Nee.

Ludwig Ganz schön kompliziert, was.

Georg Ach, das ist das Alter.

Ludwig Es ist auch das mit dem Leben, weißt du. Es ist auch das mit der Stadt. Was ist das bloß.

Georg Wie?

Ludwig Ich mein: Auch diese Stadt ist nur ein Ort. Da gibts andere. Was sich hier sammelt, hat sich einfach gefunden, wie die Füße das Pflaster, lässt man ihnen freien Lauf. Geht auch ganz anders, vielleicht.

Georg Naja ...

Ludwig (*dozierend*) Es ist doch so: Die Stadt besteht aus hohen Häusern, hoch in der Mitte, tiefer hin zum Rand; dann franst sie aus, wird flach und flacher, versickert in Industrieparks und Gehöften. Da radiert der Winter an den Häusern, gleicht Grund und Boden an mit freien Flächen, verwischt Konturen. Und was dort bleibt, sind die Füße der Stadt. Im Ganzen eine Pyramide. Ist das ein guter Ort? Das frag ich mich.

Georg (*müde*) Aha.

Ludwig Ja! Und in der Mitte sitzt Undine. Thront auf der Spitze, hoch oben im Turm, im Zentrum der Stadt, wo fehlende Stockwerke verboten sind. Da ist Höhe ein Muss, denn höher, das hält warm. Weil warme Luft nach oben steigt, weißt du.

Georg Was meinst du eigentlich? Meinst du, es ist überall dasselbe, es ist überall und nirgends nicht auszuhalten, meinst du das? Oder ganz anders? (*schaut sich um*) Undine! Undine, komm mal. Wo wohnst du eigentlich?

Undine Hoch oben im Turm, im Zentrum der Stadt, wo fehlende Stockwerke verboten sind. Wie in dem Haus, in das ich geschwemmt wurde.

Ludwig Hab ich doch gesagt.

Georg Wann denn?

Undine Eines Tages. Eine Anzeige hatte mich verwiesen, ich mich als passend bewiesen und dann die Wohnung mich geschluckt. Mit Haut und Haaren eingezogen, mehr hatte ich nicht dabei -

Georg Gemütlich?

Ludwig Lass' sie doch mal aussprechen.

Undine Ich habe mir eine Wohnung gesucht und dann das, was man braucht in großen Städten. Man muss den Wasserhahn öffnen, zum Beispiel: ich lasse Flüssigkeiten rieseln durch meine Hände in mein Gesicht. Auch diese Wohnung ist nur ein Ort. Ein Nest, das mich nicht schützen will, in das ich mich ablege, um mich nach der Decke zu strecken, nach der Heizung zu greifen und den Sternen vor dem Fenster.

Ludwig Du bist ganz schön romantisch, was.

Undine Nein, ich bin ganz schön verzweifelt. Lange Wege führen aus der Stadt heraus, keine führen mich hinein. Überall stehen Bänke, die genau so gut sind wie der Stuhl am Küchentisch. An mir hängt der Mantel, klebt an meinem Rücken wie warm. Ich passe mich an.

Ludwig Naja, dann kennst du dich ja aus.

Georg Was meinst du eigentlich? Du bist der Topf und die Stadt ist der Deckel? Du meinst: Du bist- also, du suchst die Stadt und die Stadt ist das Licht? Wie ne Grünpflanze, du, ganz abhängig? Meinst du das? Oder was.

Undine Auch diese Stadt ist nur ein Ort. Ich lege mich auf nasse Straßen und verschwinde mit dem Pflaster. Das Licht der Straßenlampen spiegelt sich in meinen Augen. Ich bin mir Sender und Empfänger zugleich. Das meine ich, zum Beispiel.

9. h

(Während die Zwillinge die Handtasche auf die Treppe stellen, sucht Hans unbeholfen den Raum nach Undine ab, die auf sein Rufen nicht reagiert.)

Undine Ich wähle meine Arbeit nach den Stunden, die sie mir nimmt. Je mehr Stunden, desto besser. Ich möchte in die Arbeit gehen am Ende der Nacht und sie beschließen nach Abbruch des Tages, ich möchte das Sonnenlicht, wenn es das gibt, hinter Vorhängen verborgen sehen. Ich bin höflich. Keiner wird es merken.

Hans Undine?

Undine Beleuchtet von abgezählten Lampen liegt dann sachlich der Raum vor uns. Die Fenster sind hoch, wie die Halle, gefüllt von angerauhtem Glas, das keiner putzen muss. Das Tageslicht sucht andere Öffnungen, den Türen nicht gewachsen, ohne Ehrgeiz für diese Fenster. Steigen wir die Treppe hinab, so fallen wir ins Bergwerk hinein; Pakete schwer wie Blei auf dem eisernen Fließband, die Vorarbeiter haben es nicht ausgeschaltet, und was an erster Schickung kommt, dreht sich im Kreis, wie wir, ehe wir kommen. Wir die Frührschicht. Ich die Früh- und Spätschicht, ich ganz und gar; denn warum nicht sich müde machen lassen, in den Stuhl gedrückt, wozu. Ich, Schicht, bin pünktlich, gelehnt an die Treppe. Hans ist nicht da, das kann passieren, denn Hans ist nur halb, -

Hans Undine, wo bist du?

Undine - also setze ich mich an meinen Platz, warte auf das Signal für alle, die Frührschicht komplett. Doch im Warten kommt der Chef, der sonst nie kommt; im Rücken spüre ich die Frau, die hier bestimmt, wer sitzen darf, sie sitzt mir im Nacken, wo sonst nur das Gähnen, sitzt dort und schaut und schweigt zunächst und meint es wichtig. Dann sagt sie:

Sie haben doch die Post bekommen. Sie wissen, meine Sendung. Ich sage nichts und warte, denn welche Post, was meint sie nur. Sie kündigt mir fristlos mein Gehen an, das meint sie; *Sie tun uns nicht gut, Sie sollen jetzt gehen.* So geht es immer. Und hinter ihr ein zweiter Schatten, der gierig sich vorstreckt und Blicke wirft nach meinem Platz. Es ist immer dasselbe. Der Schatten lacht. Gut, sage ich. *Nichts für Ungut,* sagt die Frau, und zieht das passende Lächeln aus ihrem Mund, wischt damit über meinen Platz und mich hinaus ins Freie. Ich steige hinaus, aus dem Bergwerk hervor, hebe den Tag auf meine Schultern, lasse alles hinter mir liegen, um Tonnen erleichtert, ich weiß nicht wovon.

10. h

Undine Ohne Geld gibt es keinen Ort zum Bleiben. Ohne Mittel hat es keinen Zweck. Die Wohnung ist fort, wie das Tagwerk verflossen. Ausgespuckt, es ging ganz einfach, wie die Gänge durch die Straßen, so dass die Tage offen bleiben gegen alles, der Plan verwundbar, wie ich es immer bin, der Plan, der nie einer war. Ein Kokon, das war die Wohnung. Ein Nest, das war ihr Sinn. Ich bin umständlich. Hans hat blaue Augen.

Hans Aber. Nicht doch. Undine. Ich liege doch warm neben dir, ich hab einen glatten Rücken. Das Licht hab ich schon ausgeknipst, weil ich müde bin nach solchem Tag. Die Arbeit, weißt du. Mein Rücken, kannst du ihn massieren? Du liegst doch hier an meinem warmen Rücken und schaut in die Nacht, und ich frag mich, wann du wiederkommen wirst, wenn ich dich gehen lasse.

Undine Ja, Hans. Ich liege an deinem Rücken und ziehe die Wärme zu mir herüber, für später. Schau: Das Wasser ist immer so warm, wie man will. Die Nächte nie. Das Wasser ist nur in den Städten gezähmt und nur dort, wo es aus der Leitung sprudelt. Nichts ist hier gefährlich. Nichts wirklich. Und wir füreinander erst recht nicht. Aber was weißt du schon, ich kann es dir nicht sagen. Bis du eingeschlafen bist. Dann stehe ich auf, streiche über den glatten Rücken, über diesen friedlichen Berg, der mich schützen will. Hast du gesagt. Hast an meinen Panzer geklopft und es mir erzählt, etwas von Schützen und Fürsorge.

Hans Undine, so lang schon.

Undine Was heißt das, lange. Ich kenne

keine Zeit, wie soll ich wissen, wie sie funktioniert.

Hans Aber wir beide –

Undine Du oder ich, einer muss anfangen, aufzuhören.

Hans Aber wir haben, Undine, wir sind doch – Mensch! Undine! Das ist doch Wahnsinn.

Undine Genau das ist mein Fehler. Das kannst du nicht wollen. Du weißt, dass nichts mich einnehmen kann jenseits der Nacht. Du hast gewartet, bis es dunkel war, du hast die richtige Zeit gewählt, das war dein Vorteil. Ich habe dich einfach verwechselt.

11. h

Hans Mein Ausblick ist ein Fenster, und ich schaue daraus hervor. Sagen wir: ich stehe in der Küche mit dem Kaffee in der Hand, am Morgen ist es und ich bin schon müde. Ich sehne mich nach Schlaf, doch woher soll der kommen; die Leere hat mich wach gemacht, ein Gefühl, als gäbs was zu erzählen. Dass jemand mir was zu erzählen gibt, von mir, oder sonst was, vielleicht. Es ist wie immer: ich allein, die Wohnung groß. Ich friere. Glaube, dass man sich finden kann im Gespräch, man tauscht Worte und wird warm. Träume von Zuständen, die ich gar nicht kenne. Der Kaffee ist warm und nützt mir nichts. Das Telephon daneben schweigt sich aus. Mein Gegenüber bestimmt. Und dann sag ich: *Undine*, aber sie hört mich nicht. *Undine*, immer wieder. Und sag zu ihr, dass wir ruhig weg können, wenn sie will, und dass sie bleiben könnte, wenn sie könnte. Warum nicht *Wir*, sage ich, immer wieder *Warum, nicht, wir*.

Undine Doch Undine hört nicht, denn ich bin schon fort. In seinen Händen hält er den Mantel, den ich eben noch trug. In seinem Kopf. In seinem Mund hält er meine Lippen, die er eben noch küsste. Sie sind salzig. Hans ist allein. Der Kaffee ist kalt. Hans fragt sich, ob es mich gibt.

12. h

(Die Zwillinge sitzen wieder auf der Treppe, bei der Tasche; stellen mithilfe der Gegenstände die folgende Szene nach, ruhig, ganz mit sich beschäftigt. Von Hans und dem, was er sagt, nehmen sie keinerlei Notiz; ihr Gespräch und seine Einwürfe laufen parallel.)

Georg Es ist dunkel. Undine sitzt zum Beispiel auf einer Bank. Ein ruhiger Ort für diese Stadt. Eine stille Bank, abgestellt für die Anwohner der Stadt.

Ludwig Für die Ruhe der Anwohner.

Georg Wobei die Ruhe dieser Stadt so fern ist wie das Land.

Ludwig Das Meer.

Georg Richtig, das Meer. So weit entfernt.

Ludwig Genau so.

Georg Daneben ist die Kreuzung stark begrünt, doch weil es Winter ist, sieht man kein grün, sondern braun und grau mit etwas Deckweiß. Auch hier blüht nichts, so wie nichts blüht jenseits der Stadt.

Ludwig Sagen wir: Sie sitzt. Es ist keine Stunde zum Sitzen, es ist dunkel, kalt und fast Winter, es ist nicht gemütlich in dieser Feuchtigkeit, aber Nacht und deutlich hell von den Laternen, aus den Fenstern, aus den Autos. Kalter Dunst liegt auf allem. Ihr Mantel ist sorgfältig zugeknöpft. Ihre Hände tragen Handschuhe. Darin hält sie ein Buch, auf das sie schaut im Licht der Straßenlampe.

Hans Undine?

Georg Und jetzt. Zum Beispiel: Ein Mann kommt vorbei. *Was lesen Sie*, fragt der Mann. Er sagt: *Es ist doch viel zu dunkel*, fragt er. *Nein*, sagt sie, *Es ist noch immer zu hell*. *Sehen Sie*, und deutet auf ihr Gesicht, *Sehen Sie in meine Augen*. Der Mann beugt sich hinüber und schaut ihr ins Gesicht, der Mann versinkt in ihrem Blick und der ist grau und braun und grün und schwarz. Ihr Blick ist das Meer. Er sieht in ihre Augen und erschrickt, *Oh*, sagt er, *Sie sind ganz nass*, und: *Ich verstehe*, sagt er, während er sich neben sie setzt. Er versteht nichts.

Hans Undine?!

Georg Sie macht ihm Platz auf der Bank, die Bank ist groß genug für zwei, und er schaut auf das Buch, auf das vorher sie geschaut hat. Es ist ein Buch über das Wetter. Es beschreibt Zyklen und Wolkenformationen, Tiefdruck und Hochdruck und Kaltfront und Winde; es ist aufgeschlagen auf der Seite über das Wasser. Jetzt schaut der Mann auf den Kreislauf im Jahr, wie aus dem Meer der Regen aufsteigt und niederfällt, auch über dieser Stadt. Im Schema ist es genau beschrieben. Seine Augen werden nass. *Ach so*, sagt er, und: *Wohnen Sie hier?*

Hans Undine, bist du da?

Ludwig Ich meine, sie antwortet nicht.

Georg Ich weiß; sie sagt stattdessen: *Ich muss jetzt gehen*, und lächelt aus ihrem Gesicht heraus. Er findet sie schön. Er ist nicht der erste.

Ludwig Im Gegenteil.

Georg Und plötzlich geht es ganz schnell. Sie schlägt den Kragen ihres Mantels hoch, -

Hans Undine!

Georg - versenkt ihre Hände mit den Handschuhen in den Manteltaschen, -

Hans Hör zu, Undine: Haben wir uns schon gesprochen?

Georg - ihre Augen in den Häuserschluchten.

Hans Undine, mir scheint, ich hätt deine Stimme nie gehört.

Ludwig Sie geht und der Regen kommt, kalt ist er und fast schon Schnee, -

Hans Undine, es ist, als dröhnte meine Stimme zu laut in diesem Kopf, wenn ich dich rufe!

Georg - verschwindet hinter dem nächsten Lichtkegel, -

Hans Mir scheint, ich sprech unter Wasser!

Ludwig - steigt vielleicht in eine Pfütze, -

Hans Mir scheint, der Blick zu dir schwimmt, der Schrei nach dir raubt mir den Atem, Undine, hörst du mich?

Georg - und schwimmt mit der Nacht, -

Hans Wie soll ich dich sehen?!

Georg - einfach so.

Hans (Pause) Undine?

Undine Es ist viel zu dunkel. Du kannst mich nicht sehen.

Ludwig (die Gegenstände in die Tasche zurückräumend) Sagen wir, der Mann schaut lange.

Georg Ja, wir werden sagen, er macht das Buch zu. (die Tasche explodiert)

Anmerkung der Autorin:

Dieses Stück ist in Unkenntnis der Erzählung Undine geht von Ingeborg Bachmann entstanden; dies gilt insbesondere (und verblüffender Weise) für die Personen Undine und Hans. Es mag also jedem, der die Erzählung kennt, freistehen, eine Verwandtschaft zwischen beiden festzustellen, wenn schon diese nicht bezweckt war.

© Sigrid Behrens

Aufführungsrechte: Drei Masken Verlag, München

Sigrid Behrens

geboren 1976 in Hamburg, als Deutsch-Französin zweisprachig aufgewachsen. 1996 bis 2003 Studium der Kunst und Germanistik in Hamburg und Genf. Regelmäßige Beteiligung an Ausstellungen, Lesungen und Musik/Theaterprojekten; Arbeiten im typografischen und gestalterischen Bereich. Mitglied im Hamburger Forum Junger Autorinnen und Autoren.

Veröffentlichungen unter anderem im *Hamburger Ziegel / Jahrbuch für Literatur*, sowie im Band *Poetische Sprachspiele. Vom Mittelalter bis zur Gegenwart*; Theaterstücke: *rapport* (2001), *Grenzland/ ab jetzt* (2001) und *Unter Tage* (2002).

Preise und Stipendien unter anderem: Förderpreis für Literatur der Freien und Hansestadt Hamburg 2002 sowie erster Publikumspreis bei der *Hamburger-Ziegel-Nacht*, Stipendiatin des 7. Klagenfurter Literaturkurses 2003; Stipendiatin der Autorenwerkstatt Prosa des Literarischen Colloquiums Berlin 2003/04.

Strich – Ätzungen

Die Bilder des Jacques Callot

Von Georg Bense

Samstag. Früher Nachmittag. Schräg steht die Sonne über der Bahnhofstraße. Eile ist geboten. Die Geschäfte werden schließen. Grobe Striche im Gegenlicht. Menschen. Lang, kurz, neben und hintereinander, dick, dünn. Begegnungen im Schwarz, Überlagerungen im Weiß. Ein dunkler Fleck, der plötzlich Konturen annimmt, aus der Unschärfe wächst, der Fotograf dreht am Objektiv, ein Junge sitzt da, den Hund im Arm, den Hut über die Augen gezogen, der Menschenstrom schaut geradeaus, nichts scheint zu passieren, da kommt eine Hand von rechts, die Münze fällt in die Bierdose und der Fotograf drückt auf den Auslöser. Ein alter Mann mit einer altmodischen Kamera, bei der man den Film von Hand weiterdreht. Später, bei einem Wettbewerb wird das Bild den 2. Preis gewinnen. Der Junge, der mit seinem Hund vom Betteln lebt, hat nichts gemerkt. Sitzt starr wie eine Statue. Eine grobe Linie.

Danke. Vielleicht ein paar Münzen. Schönen Tag noch. Ein paar Münzen, der Herr.

Eine Kerbe, ungenau geschnitten in das Metall der Kupferplatte.

Eder Herr eine milde Gabe. Bedenkt Euer Glück junger Herr! Gottes Segen für Euch, Euer Weib, die Kinder.

Eine Kreatur kommt daher. In Lumpen mit einem Sack um den Hals. Auf Krücken, mit einem Holzbein,

das durch sieben senkrechte, gerade, aber nicht mit dem Lineal gezogene, wohl aber mit dem Stichel gezogene, also nicht ganz so regelmäßige Linien

dargestellt ist. Der Krüppel, der wie der Junge mit Hund, nur 400 Jahre früher vom Betteln lebt, hat einen langen Tag hinter sich. Geplagt von Hunger und Durst, von Schmerzen und Juckreiz gepeinigt, das Gesicht verzerrt und Augen voller Qual. Alleingelassen. Meist ist er im Weg. Angehörigen, Freunden, Bekannten. Hin und wieder ein Almosen wert. Auch er war vielleicht ein hübsches Kind, denkt der junge Künstler am Straßenrand, beugt sich über seine Skizze, die den Bettler auf Krücken zeigt, der soeben im Getriebe der Piazza Signoria in Florenz verschwunden ist.

Un Gueu!

Ein Mann und eine Frau sind stehen geblieben. Elegant. Schön. Wahrscheinlich reich. Adelig. Der Mann betrachtet die Skizze auf den Knien des Künstlers.

Gut! Sehr gut! Das ist Leben!

Sie gehen weiter. Jahre später, 1622, erscheint in Nancy eine Folge von Radierungen mit dem Titel *Les Gueux – die Bettler, Ärmsten der Armen* und erregt großes Aufsehen. Da hat Jacques Callot, der junge Künstler seine italienischen Jahre hinter sich, ist berühmt geworden und lebt in seiner Geburtsstadt Nancy in der Gunst des Herzogs von Lothringen. Florenz bleibt eine lebenslange Sehnsucht. Eine Liebe, eine Schönheit, nie wieder gesehen.

Im Jahre 1610 hat er sie zum ersten Mal vor Augen. Von den Hügeln hinunter geblickt auf den Arno, den Ponte Vecchio, und den Palast, der wie die berühmte Brücke heißt, und vor dem seit 1504 Michelangelos kolossaler David steht. Florenz im 17. Jahrhundert, das ist die Stadt der Medici mit der geballten Wucht und Tradition der Renaissance. Cosimo II. Medici, einer der letzten der berühmten Herrscherfamilie ist an der Macht und noch einmal erstrahlt die Stadt in all ihrer Pracht.

Schon lange in dieser herrlichen Stadt?

Ein paar Tage, Wochen, einen Monat. Er hat die Ankunft vergessen.

Zum ersten Mal in Florenz?

Es ist sein zweiter Anlauf. Seit frühester Jugend hat er Italien im Sinn. Mit zwölf reißt er aus. Schließt sich Zigeunern an, die auf einer der langen geraden Straßen durchs lothringische Hügelland unterwegs sind.

Man stelle sich vor, der Sohn des Wappenherolds!

Der lothringische Hof tratscht und das vor-



Les Gueux, Nancy, 1622,
Strichätzung, ca. 13 x 8 cm



La Noblesse, La Dame de profil ayant les mains dans son manchon, Nancy, 1622, Strichätzung, 14 x 9 cm

nehme Kind ist unterwegs nach Süden. Berührungssängste sind ihm fremd. Zigeuner sind seine Weggefährten auf den ersten Schritten zum Welttheater. Die Eindrücke vom kurzen intensiven Zusammenleben mit den Fahrenden hat Callot erst viel später verarbeitet.

Diese sind fremd, doch ohne Sorgen, erwarten heute nichts und alles morgen.

In Wellen führen Lothringens Straßen nach Osten und Süden. Geradeaus in den Horizont. LKWs fahren an Pappelreihen vorbei, hinter denen Dörfer liegen. Weiher und Seen.

Interdit aux Nomades!

Am See von Gondrexange steht ein Schild, schräg, daneben parkt ein Wohnwagen. Campingstühle. Wäscheleine. Ein Gaskocher. Zwei Hunde kopulieren kurz und schnell. Zwei Männer legen ihre Hand auf den Motor eines Mercedes. Ein Tourist hält die Videokamera aus dem Fenster. Seitlich. Aus dem fahrenden Auto. Im ausgeklappten Display wackelt das Bild.

Das sind wohl kaum Gesandte ehrenwert,

was rastlos da durch fremde Lande fährt.

Mühsam hält der Junge Schritt.

Bei uns reiten die Frauen, die Kleinen, die Alten. Du bist jung, bald erwachsen, also ...!

Am Steigbügel hält er sich fest. Lässt sich vorwärts ziehen. Die Frau,
ein Weib,

mit Federhut, dem weiten Umhang, ein Kind vor sich, ein Kind auf dem Rücken, hat keinen Blick für den Jungen aus Lothringen. Dem Mann mit dem überlangen Gewehr ist er stets im Wege. Er und alle anderen sind froh, als Kaufleute aus Nancy ihnen entgegenkommen, den jungen Callot erkennen und kurzerhand mit nach Hause nehmen.

Genug hungrige Mäuler – ein Esser weniger.

Die Zigeuner reiten weiter. Keiner schaut zurück, zu dem Kind, das seiner Sehnsucht hinterher blickt. Vier Radierungen, später, 1621 gestochen und geätzt, halten die Eindrücke fest.

Les Bohémiens

gehören zu den berühmtesten Arbeiten des Kupferstechers und Radierers Jacques Callot, der von 1592 bis 1635 gelebt hat.

1610. Callot kommt aus Rom, wo er eine Kupferstecherlehre absolviert hat, nach Florenz. Er ist 18 Jahre alt und die Stadt, die Schönheit zu ihrem Idol gemacht hat, liegt vor ihm.

So schön wie eben möglich

schreibt man in Verträge mit Künstlern, mit deren Namen die laute, lebendige Stadt nur so um sich wirft: Michelangelo, Leonardo da Vinci, Dante, Petrarca. Callot, der die Günstlingswirtschaft am Hof der Medici geschickt zu nutzen weiß, erhält 1614 seinen ersten grossen Auftrag. Cosimo II. Medici befiehlt einen Nachruf auf seinen Vorgänger Ferdinand. Gestaltet nach Vorlagen, gestochen in Kupfer.

Das Instrument des Kupferstechers ist der etwa 10 cm lange Grabstichel, dessen Spitze verschiedenartig geschliffen sein kann, je nachdem wie die Art der Linie es erfordert.

Der Herzog unter einem Sonnenschirm, umgeben von seinem Gefolge, inspiziert die Bauarbeiten des Aquädukts von Pisa.

Der Stichel wird nicht von links nach rechts geführt, sondern von der rechten Hand der von links herangeführten Kupferplatte entgegen geschoben.

Ferdinand I. Medici, Herzog der Toscana, heiratet Christine von Lothringen.

Auf diese Weise schneidet die rautenfö-

mige Spitze des Stichels das Kupfer wie eine Pflugschar und gräbt die Linie ins Metall.

Der Herzog steht links im Bild und zeigt auf einen Plan zur Restaurierung der Kuppel der Kathedrale Santa Maria del Fiore in Florenz.

Das herausgepflogte Kupfer wird als Span von der Spitze des Grabstichels aufgerollt.

Herzog, Kriegsherr, Galeerenkämpfe, Niederlage der Türken.

Die Kupferplatte ruht auf einem mit Sand gefülltem Lederkissen und ist leicht zu drehen. Je nach dem Druck schwellen die scharf geschmittenen Linien des Kupferstiches an und ab, die „Taille“, an ihr erkennt man den Kupferstich.

Vierhundert Jahre später macht man andere, neue Bilder. Digital, aufgelöst in Pixel, überschwemmen sie Menschen und Zeiten. Kunsthistoriker entstauben Callots Werk. Über tausend Radierungen, Kupferstiche, Zeichnungen. Jahrmarkt Welt mit großen und kleinen Angeboten.

Vergewaltigung gefällig, wir erledigen Mordaufträge, Steinigung einer Frau, wir schmieden Achsen des Bösen, Kriege, – kein Problem, Frieden kostet mehr; Selbstmordattentäter, – wählen Sie aus unserem Katalog.

Seit Hunderten von Jahren beobachten Schriftsteller, Maler, Fotografen, Musiker das Welttheater. Zeitzeugen.

So warten Sie doch! Nur einen Augenblick! Bleiben Sie doch stehen!

Les Bohémiens, Le départ, Nancy, 1621, Strichätzung, 12 x 24 cm



Jacques Callot bleibt stehen. Geht weiter. Bleibt stehen. 1619. Auf dem

Jahrmakrt von Impruneta.

Ein großer Markt in einem kleinen Dorf, in den Bergen über Florenz. Ein Bild, voll von Geschehen, Aktivität, Leben. 1138 Männer und Frauen, 45 Pferde, 67 Esel und 137 Hunde hat Callot auf dieser Radierung in Szene gesetzt.

Kunsthistoriker haben nachgezählt. Ein Bild wie ein Film über die *Feria de San Luca*. Eines der großen Feste der Toskana. Jacques Callot hat vor 400 Jahren als erster darüber berichtet. Er geht über den Markt, dessen Treiben er von einer kleinen Anhöhe unter hohen Bäumen zum ersten Mal sieht, und das ihn unwiderstehlich anzieht, auffordert, ja lockt, sich in das Getriebe zu stürzen, das zwischen Ständen, Menschen und Tieren einen ungeordneten Verlauf nimmt, dessen chaotischer Wirrwarr durch eine ohrenbetäubende Kulisse aus Geräuschen und Stimmen noch verstärkt wird und der dörflicher Stille, die sonst zur Aura dieses Platzes vor der Kirche gehört, keinen, auch nicht den geringsten Raum läßt. Callot hat den Blick eines Dokumentarfilmers. Suchen. Sammeln. Montieren. Szenen und Einstellungen.

Halt! Die Gaukler dort!

Ein Diener hilft der Dame vom Pferd. Schlangen züngeln um den Arm des Schau-

stellers. Eine Spinne verschwindet im Nichts. Staunen. Die Kerle sehen verwegen aus, mit ihren Federn am Hut, den frechen Augen und obszönen Gesten. Vornehmer erscheinen da schon die Jäger, die müde lässig von der Falkenjagd heimkehren und trotz des Durstes den Weinausschank meiden.

Zu teuer!

Die Töpfe am Stand nebenan sind dicht und halten ewig.

Wenn Ihr sie nicht auf den Boden schmeißt. Der da, – der wäre gerne auf dem Boden!

Aufgehängt an den Händen. Strafe am Wippgalgen.

Ach der!

Eine häufig praktizierte Folter dieser Zeit. Dieser – welcher Zeit?

Ein Fotoapparat klickt.

Der SS-Mann hält die Agfa-Billy-Record Rollfilmkamera vor den Bauch und schaut von oben in den schwenkbaren Sucher. Der Agfa-Film ist im gedämpften Licht der Mannschaftsunterkunft eingelegt und auf „1“ vorgedreht worden.

Bitte recht freundlich, Sturmbannführer!

Im kleinen, roten Fenster auf der Rückseite ist jetzt eine „2“ zu sehen. Das Rechteck des Suchers zeigt

drei Senkrechte vor unscharfem Hintergrund.

L' Impruneta, Detail, Nancy, 1622, Strichätzung, 39 x 67 cm





Les grandes misères de la guerre, L'estrappede, Nancy, 1633, Strichätzung, 8 x 18 cm

An zwei Pfählen hängen Menschen. Die Arme nach oben und hinten gezerrt. Aufgehängt an den Händen. Vor dem dritten Pfahl liegt ein Häftling am Boden. Der Sturmbannführer stößt mit dem Fuß nach ihm.

KZ Dachau 1940, 1942, bis zum Ende.

Die Billy-Record ist die Rollfilmkamera, mit der man so gut wie keine Fehler machen kann.

In Impruneta geht 1619 der große Herbstmarkt am Abend zu Ende. Die Stimmung ist gut. Tanz. In einem Weinlokal schwingen die Männer die Schemel und schlagen aufeinander ein. Da ist Callot schon auf dem Heimweg. Szenen im Kopf. Eindrücke festgehalten mit Kohle, dem Rötelstift. Zeichnen interessiert Callot zu Beginn seiner Laufbahn nicht. Erst durch die Zusammenarbeit mit Giulio Parigi, dem Allroundtalent des toskanischen Hofes, der sowohl Kupferstecher, als auch Ingenieur, Architekt und Arrangeur der prunkvollen Hofeste ist, entdeckt er das Zeichnen. Er beginnt mit Studien am menschlichen Körper. Die Muskeln am gebogenen Oberarm. Bewegungsstudien, Posen, Haltungen. Da interessiert ihn ein Arm, ein Fuß, Rücken und Hüften. Das Zeichnen lässt ihn nicht mehr los. Zu den Stichen und Radierungen entstehen Vorzeichnungen, die sich in Stil und Technik vom Druckwerk unterscheiden, manchmal, – oft sind es Gesamtskizzen, Modelle, die der Radierung nahe kommen.

Das Instrument des Künstlers ist, ähnlich der Schreibfeder, eine an einem Handgriff befestigte Stahlspitze, die Radiernadel, mit der

die Linien der seitenverkehrt übertragenen Zeichnung, in den Ätzgrund der präparierten Platte gestochen werden.

Callots Aufstieg ist programmiert.

Gebt ihm alles, was er zu seiner Arbeit braucht, – auf Kosten meines Hofes.

Cosimo II. überhäuft ihn mit Gunst. Feste und Spiele, veranstaltet, um den Fürsten, den Hof und die Stadt in gebührendem Glanz zu präsentieren, faszinieren Callot. Ein Reigen aus Alltag und Festivität. Das Leben als Karussell. Ballette und Allegorien, Bettler und Märkte, Schlachtdarstellungen und Stadtfeste ziehen vorbei. Callots Themenpalette wird bunter. Bunt wie die Figuren der *Comedia dell'arte*, denen er auf den florentinischen Straßen und Plätzen begegnet. Sie gehören zu den Protagonisten seines Werkes.

Thomas Schröder – *Fantasie und Wirklichkeit gehen eine untrennbare Verbindung ein –*

Paulette Choné – *Ich denke, daß Callot heute vielleicht als Fotograf arbeiten würde, Opern inszenieren, wie Fellini seine eigenen Obsessionen in Filmen verarbeiten würde –*

Jean Marc Dupluprez – *Oder er wäre Reporter geworden. Einer wie Jack London. Jemand der große Reisen unternimmt. Ferne Länder besucht –*

Daniel Ternois – *Callot war vor allem ein Beobachter, ein Zeitzeuge. Seine Form des Engagements war, das Gesehene so objektiv wie möglich auf seine Platten zu bringen. Ein Künstler, der die Wahrheit darstellt –*

Robert Capa – *Die Wahrheit ist das beste Bild –*



Les grandes misères de la guerre, oben: La roue, Nancy, 1633, Strichätzung, 8 x 18 cm, unten: La pendaison, Nancy, 1633, Strichätzung, 8 x 18 cm

Die Wahrheit, das ist für Callot der Alltag, der ihn mehr und mehr gefangen nimmt. Die Schattenseiten des Lebens. Die Armen außen, vor den Mauern der Paläste. Geschundene, Vergewaltigte, Gefolterte. Opfer des Welttheaters, unter dem Prägstock von Gewalt und Tod.

*Die Schrecken des Krieges,
Les grandes misères de la guerre
gestochen in Nancy. 1633.*

Ein Dorf wird überfallen. Die Kirche brennt. Nonnen werden aus einem Kloster gezerrt, geschändet.

Hinrichtungsstätten sind gebaut wie Theatertücheln. Erhöht, damit Henker und Opfer gut zu sehen sind.

*Einem werden Arme und Beine gebrochen,
aufs Rad geflochten. Während ein Priester das*

Kreuz hochhält, werden Menschen zu blutigen Fleischklumpen zerschlagen, man hackt ihnen Kopf, Hände und Genitalien ab, schlitzt ihnen den Bauch auf. Andere brennen auf Scheiterhaufen.

Bernd Roock – Seine Bilder sind keine atemlose Polemik gegen den Krieg. Vielmehr führt der Künstler eine strenge Ordnung von Schuld und Sühne, von Vergeltung und Belohnung vor Augen. Dem Brand eines Dorfes steht als Spiegelbild der brennende Scheiterhaufen gegenüber, mit dem Überfall auf eine Postkutsche wird das Rädern konfrontiert –

Callots Schreckensbilder entstehen mitten im Dreißigjährigen Krieg. Da lebt er wieder in Nancy und arbeitet unter der Gunst und Obhut eines neuen fürstlichen Gönners, Karl IV., Herzog von Lothringen.

Entrée de son Altesse à pied.

Einzug seiner Hoheit zu Fuß.

Jac. Callot In. et fecit.

Ganz unten rechts Callots Signatur unter einem riesigen Panorama zu Ehren des Fürsten. Umgeben von Kriegern, Herolden, Pagen und wer sonst noch alles zum Gefolge gehört, hat der Herzog den Thronsaal betreten, auf Tribünen der hohe und niedere Adel, die Geistlichkeit, Botschafter und besonders ausgezeichnete Gäste. Callot hat den Hof von Florenz mit dem von Nancy vertauscht. Der lothringische Adel gehört zu seinen Themen. Auf zwölf Blättern hat er Damen und Herren portraitiert. Stolz und herablassend die Männer - maskenhaft starr die Frauen. Eine aufwendige Modenschau in den Anlagen des Schloßparks von Nancy. Statt der Lumpen der Bettler, der Chic der Reichen.

Callots Welttheater findet immer wieder statt. Die Kostüme ändern sich wie die Waffen. Schwerter, Lanzen, Gewehre, Raketen.

Robert Capa - *Wir bringen weitere Maschinengewehre heran, und am Ende des Trommelfeuers stecken unsere Jungs die Bajonette auf, um die letzten Nester auszuräuchern -*

Ernest Hemingway - *Wir waren in einem Garten in Mons. Der erste Deutsche, den ich sah, kletterte über die Gartenmauer. Wir warteten bis er ein Bein rüber hatte, dann knallten wir ihn ab -*

Robert Capa - *Ist dein Foto nicht gut, warst du nicht nah genug dran -*

Callot sitzt am Rande von Schlachtfeldern und Belagerungen. Vor den Festungen von Breda, La Rochelle, St. Martin de Ré. Seine Großformate von Belagerungen machen ihn berühmt. Nicht nur bei den Mächtigen, deren Siege er glorifiziert. Es sind Riesenpanoramen, die einen einzigen Augenblick festhalten. Die Kapitulation nach der

Belagerung der Festung Breda,

die Ambrosio da Spinola mit einem Heer von 30.000 Mann für die spanische Krone von den Niederländern erobert hat. Über 10.000 Mann hat Callot auf sechs Platten untergebracht, die zusammengesetzt

Le Siège de Breda

ergeben. Eine Radierung, 1,20 m hoch, 1,40 m breit.

Die, die nicht auf dem Schlachtfeld sterben wollen, müssen sterben. Auf Grund der Regeln. Der Gesetze. Der Tradition und der Ehre und was auch immer noch einmal die

Schrecken des Krieges

rechtfertigen soll. Da stehen die Deserteure neben den Kriegsverbrechern und warten auf die Schlinge des Henkers. Callots

Baum der Gehenkten

ist sein bekanntestes Bild. Ein Baum wie ein Kreuz, nicht aufgerichtet, sondern natürlich gewachsen, zum Massengalgen bestimmt, auf Grund von Befehlen. Rechts unten am Fuß des Galgenbaums, würfeln zwei auf einer Trommel um ihr Leben. Einer wird gewinnen, dem anderen bleibt nichts, als das Kreuz des Priesters zu küssen und die Leiter nach oben zu steigen, wo die Schlinge wartet und zwanzig Tote sich im Wind drehen.

E. Th. Hoffmann - *Warum kommen mir deine Gestalten, oft nur durch ein paar kühne Striche angedeutet, nicht aus dem Sinn? -*

Jacques Callot - *Ich strebe danach, die Figuren durch meinen Stift lebendig zu machen, und begrüße den Tag, an dem sie zum Leben erwachen -*

Der Tag war vor 400 Jahren.

Ein Rotlicht dreht sich. Schnitt. Das ausgebrannte Wrack eines Busses. Schnitt. Sanitäter mit Tragbahnen laufen durchs Bild. Schnitt. Zugedeckte Gestalten auf der Straße. Schnitt.

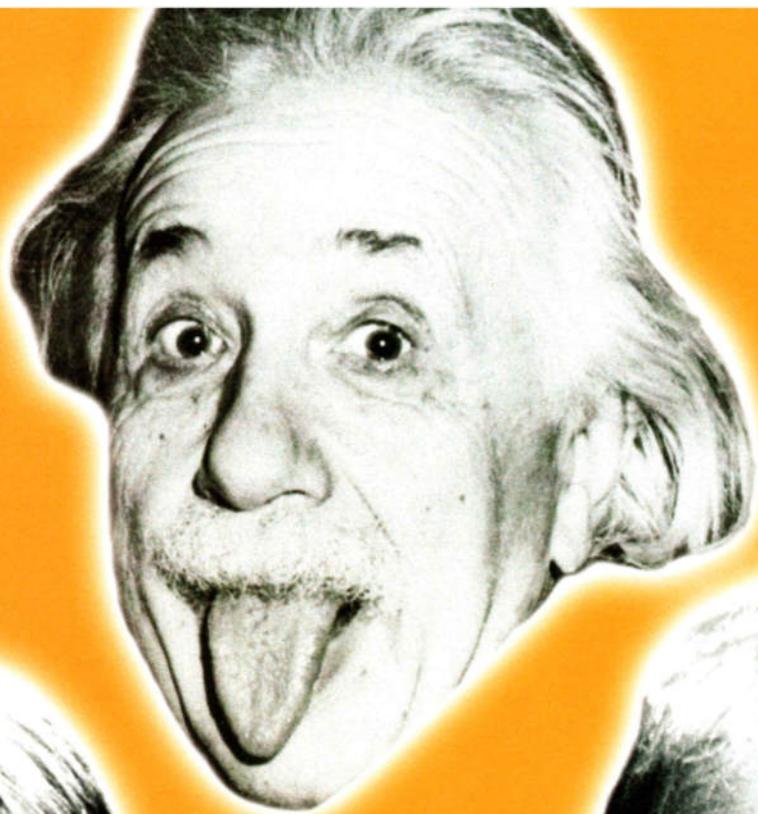
Der Kameramann reißt die Kamera in einem Schwenk nach rechts oben und fährt auf das

Gesicht einer Frau zu. Sie weint. Schnitt. Die Sanitäter schieben die Tragbahre in ein Auto, auf dem sich ein Rotlicht dreht. Schnitt.

Der Moderator -

Und nun zum Wetter -

Der Herbst 2003 ist kein schöner Herbst im Irak, - in Israel, - in Palästina und anderswo.



Schlaue
Stromer
befinden
sich in
bester
Gesellschaft.

energis

Johannes der Täufer im Anti-Guggenheim Museum

Zur Eröffnung des Musée

Georges de La Tour in Vic sur Seille

Von Anke Schaefer

Kulturprogramm für die Provinz

Sommer 2003: Ortstermin in Vic sur Seille. Es wird eröffnet: Das funkelnagelneue *Musée Georges de La Tour*. Darin dauerhaft befindlich: ein Gemälde von Georges de La Tour (*Der Heilige Johannes der Täufer in der Wüste*, um 1650) und die Schenkung zweier anonymen Stifter, französische Malerei aus dem 17., 18. und 19. Jahrhundert.

„Wenn ich Ihnen dieses Museum beschreiben soll? Dann fällt mir nur ein Begriff ein: Dies hier ist ein Anti-Guggenheim-Museum!“ witzelt Philippe Leroy zur Eröffnung. Selten hat man den Präsidenten des Departements fröhlicher erlebt als an diesem Tag. Das moderne Museum, der neue Mittelpunkt in dem hübschen, alten, aber auch ziemlich verschlafenen Vic sur Seille, ist der Architektur gewordene Wille des Präsidenten und seines Departements, die Kultur auf's Land zu bringen. Das Departement de la Moselle hat im Jahr 2003 11,8 Mio. Euro für die Kultur ausgegeben, das sind immerhin 1,7 Prozent des Gesamtetats. Und dieses Geld, so sagt Philippe Leroy, wird mit Bedacht nicht nur in den großen Städten investiert, sondern auch auf dem Land. Zum ersten möchte das Departement seiner Landbevölkerung kulturell etwas bieten, zum zweiten aber, und das ist wohl der wichtigere Punkt, Touristen in die Region locken. Und während das Elsaß traditionell keinerlei Probleme hat, Gäste aus aller Welt für sich zu begeistern, gibt es in dieser Hinsicht für das vom Niedergang des Bergbaus geprägte Lothringen noch einiges zu tun.

Das weiß Philippe Leroy, und so ist das *Musée Georges de La Tour* in einem großangelegten Kulturmosaik auch nur ein Stein. „Um die Touristen zu locken, werden wir in den kommenden zehn Jahren noch weitere Museen in kleinen Städten eröffnen“, verspricht er und zählt auf: Das Departement in-

vestiert zum Beispiel in die Renovierung und Neugestaltung des *Robert Schuman Hauses* in Czy-Chazelles, in das *Carreau Wendel* in Petite Roselle und in ein Militärmuseum, das in Gravelotte geplant ist. Dort soll ab 2007, wenn die Großregion, also Lothringen, Luxemburg und das Saarland (kurioserweise) *Kulturhauptstadt* sein werden, die fürchterliche Schlacht dokumentiert werden, in der Frankreich 1870 den Krieg verlor.

Das ist noch Zukunftsmusik, aber daß es dem Departement de la Moselle ernst ist mit seiner Kulturoffensive, davon konnte man sich bereits in diesem Sommer überzeugen, nicht nur in Vic sur Seille, sondern auch in der Nähe von Bitche, wo mit den *Simserhof-Anlagen* Artillerie-Bauwerke der *Maginolinie*, die zu den größten ihrer Art zählen, nach einer aufwendigen Renovierung neu eröffnet wurden. Und auch andere lokale Institutionen ziehen mit. So hat zum Beispiel die Stadt Sarrebourg den Umbau des *Musée du Pays de Sarrebourg* finanziert, es präsentiert archäologische Fundstücke, Chagall-Werke und Wechselexstellungen. Im Juni wurde es wiedereröffnet. Die Restaurierung der nahe gelegenen gallo-römischen Villa St. Ulrich übernimmt bald wiederum das Departement de la Moselle.

„Wir sind in Lothringen reich gesegnet mit kulturellem Erbe“, sagt Philippe Leroy und streckt die Brust heraus. Das mag vor allem für die Militär-, die Industriegeschichte und die Schätze aus archäologischen Ausgrabungen stimmen. Aber das neue *Musée Georges de La Tour* ist in diesem Reigen wirklich etwas Besonderes, denn die Bildende Kunst mußte man im Departement de la Moselle bislang eher mit der Lupe suchen. Das einzige Haus, das eine Gemäldesammlung präsentiert, ist das *Musée de la Cour d'Or* in Metz, aber auch dort stehen die Bilder nicht im Mittelpunkt. Sie müssen ihren Platz neben alten römischen Köpfen und Reliefs, neben mittelalterlichen Statuen und unter bemalten Kassettendecken behaupten.

Das Museum für den Sohn der Stadt

Was also das große Metz so nicht bieten kann, findet man jetzt im kleinen Vic sur Seille. Warum ausgerechnet hier? Weil man sich rechtzeitig erinnerte, daß hier im Jahre 1593



Georges de La Tour (1593-1652), Der Heilige Johannes der Täufer in der Wüste, um 1650, 81 x 101 cm, Öl auf Leinwand, Abb.: Katalog Musée Georges de La Tour

der Bäckerssohn Georges de La Tour geboren wurde. Heute ist er vor allem für seine „Nachtbilder“ bekannt, auf dem biblische Figuren bei warmem Kerzenschein kontemplativen Tätigkeiten nachgehen. (Es gibt die Theorie, daß La Tour immer wieder das Licht malen wollte, das im Backofen seines Vaters gelehrt hat. Aber das nur nebenbei.) Vic sur Seille hat also jetzt ein Museum, das allein der Malerei gewidmet ist. Und dieses Kunstmuseum nennt Philippe Leroy ein „Anti-Guggenheim-Museum“. Dabei denkt er natürlich an den Bau von Frank O’Gehry in Bilbao. Dort aber, so Leroy, müßten sich die Werke der großen Maler ganz den Mauern des großen Architekten unterordnen. Nicht so, befindet Leroy, in Vic sur Seille. Und er hat recht. Dem Pariser Architekturbüro Vincent Brossy ist es gelungen, Raum zu schaffen, der sich selbst zurücknimmt und statt dessen die Gemälde zur Geltung bringt. Geschickt hat Brossy viele Durchlässe und Freiräume geschaffen. Und die vermitteln, im Zusammenspiel mit dem hellen Tageslicht,

das nicht nur durch die vielen Fenster, sondern auch durch ein Glasdach fällt, das Gefühl von Leichtigkeit. Die Wände sind nicht etwa nur weiß, sondern auch braun, blau-grau und backstein-rot. Mit Bedacht gewählte, elegant-dezente Farben für einen großen Kunstgenuß.

Ein Gemälde von subtiler Schönheit

Jeder aber, der hierher kommt, möchte selbstverständlich als allererstes das Bild sehen, das dem Museum seinen Namen gibt: Den *Heiligen Johannes den Täufer in der Wüste*. Ihm haben die Architekten im ersten Stock ein kleines Kabinett gebaut. Man kommt um die Ecke und ist auf den ersten Blick, ja, wie soll man sagen – enttäuscht. Das soll er sein? Fragt man sich leise. Dieses dunkle Bild? Dieses Bild, das fast monochrom, braun, ocker, golden, das fast nur in einer Farbe gemalt ist? Und was sieht man da? Einen jungen Mann, auf den von oben Licht fällt. Woher, daß weiß man



oben: Jacques Blanchard (1600-1638), Flora, undatiert, 146 x 108 cm, Öl auf Leinwand, Abb.: Katalog Musée Georges de La Tour

links oben: Teil der Fassade des neuen Musée Georges de La Tour

links unten: Blick in den Innenraum

Photos: Anke Schaefer

nicht. Es fällt auf seine Schulter, auf seine Arme, auf sein Knie. Er hatte sich wohl schon nach rechts gedreht, sich aber dann besonnen und während seine Beine eher nach rechts gerichtet bleiben, dreht er den Oberkörper doch zurück, um (und das sieht man erst auf den dritten Blick) einem Lamm einen Ast zu fressen zu geben. Etwas von dem spärlichen Licht erhellt den kleinen Kopf des Tieres, das der Maler ganz unten in die rechte Ecke bannt. Den Ast hält Johannes mit der rechten Hand, die Finger seiner Linken schließen sich um – das Kreuz.

Die meisten Besucher sind ganz sicher konsterniert. Auch wenn es vielleicht nicht alle offen sagen. Mimi zum Beispiel hält sich eher bedeckt. Sie ist die einzige Metzgerin in Vic-sur-Seille, und hat die Entstehung des

Museums sozusagen von der Ladentheke aus beobachten können. Heute besucht sie es mit Freude. Es lohne sich einfach, sagt sie, darin umherzugehen, auch wenn man, wie sie, keine Kunstkennerin sei. Ein einziger Besuch reiche auch bestimmt nicht aus, viel zu viel gebe es hier zu entdecken. Sie lacht, wenn man sie nach dem Eindruck fragt, den der „Johannes“ auf sie gemacht hat. Sie lacht und meint: „Najaaaa, man muß ihn sich halt erklären lassen!“ Ob sie enttäuscht war? Nein, woher denn, enttäuscht sei sie auf keinen Fall gewesen – immerhin sei dies eben ein Georges de La Tour und man kenne ja die Bilder von Georges de La Tour und wisse, daß er nun mal so einige Bilder gemalt habe, die nicht gerade Frohsinn versprühen.

Aber auch Besucher, die von sich behaupten können, daß sie größere Kunstkenner sind, als Mimi, sagen: Mit dem Bild stimmt doch was nicht! Hat La Tour denn etwa keine Ahnung von Anatomie gehabt? Die Schulter

des jungen Mannes geht ja direkt in seinen Kopf über! Wo ist der Hals?

Gabriel Diss, der Direktor des *Musée Georges de La Tour*, steht vor dem Bild und weiß natürlich um die zweideutige Ausstrahlung seines berühmtesten Bildes. „Die meisten Menschen“, sagt er, „können etwa mit der *Flora* von Jacques Blanchard viel mehr anfangen.“ Die *Flora* gehört zur Sammlung des Museums. Sie sitzt auf einem samtrotten Tuch, das sich zum Hocker bauscht und bettet eine ihrer Hände in ein Blumenkörbchen, das ihr ein nackter Knabe auf seinem Kopfe reicht. „Das sind vertraute Farben, das sind Motive, die man kennt“, sagt Diss und nickt als wolle er sagen „so ist es nun mal“, bevor er sich daran macht zu erklären, was es mit dem ungewohnten Johannes dem Täufer in der Wüste auf sich hat. Um dieses Bild genauer zu sehen, sagt er, müsse man ein bißchen was über Johannes wissen. Der nämlich sei die Verbindungsfigur gewesen, zwischen dem alten Bund Gottes – also dem mit dem jüdischen Volk – und dem neuen Bund – dem mit den Christen. Der Täufer habe den neuen Bund angekündigt. Und genau das, sagt Diss, sieht man nun hier: „Da ist ein Drittel, das linke Drit-

Johann-Heinrich Schönfeld (1609-1684),

Die bußfertige Magdalena, 1671, 116 x 84 cm, Öl auf Leinwand, Abb.: Katalog Musée Georges de La Tour



tel, das völlig im Schatten liegt und dann haben Sie das Licht, das von oben herunter kommt, wie eine Achse. Sein rechtes Bein liegt völlig im Dunklen, sein linkes Bein im Licht. Er dreht sich zurück – so daß seine Arme auch im Licht liegen. Und was tut er? Darauf kommt es an: Er gibt einem Lamm zu fressen. Das Lamm – das ist Christus. Er ebnet ihm den Weg! Und mit der anderen Hand hält Johannes das Zeichen des neuen Bundes – das Kreuz.“ Auch wenn dieses Bild nicht viel gemeinsam hat mit den Gemälden, die man von Georges de La Tour im Kopf hat – Maria, lesend bei Kerzenschein, eine Hand auf einem Totenkopf, oder die Heilige Familie, das Jesuskind anbetend, beleuchtet ebenfalls nur von einer Kerze – so zeigt Georges de La Tour doch sehr klar, daß er es wirklich selber ist, der hier malt. Wer sonst würde dem Licht so gekonnt die zentrale Rolle zuteilen? Nur das, was beleuchtet ist, erhält in diesem Bild Bedeutung – und das ist: die Geste. Und außerdem nimmt er sich die Freiheit, den Täufer nicht als starken Mann zu zeigen, sondern als schmalen, fast schwächlichen, fast androgyn erscheinenden Jüngling. Dieser junge Mann muß wohl, so lautet jedenfalls Gabriel Diss' Erklärung für die direkt in den Kopf übergehende Schulter, zu schnell gewachsen sein! („Und überhaupt“, setzt Diss hinzu, „Maler sind eben keine Ärzte, sie brauchen die Anatomie nicht realitätsgetreu wiederzugeben!“)

Es könnte durchaus sein, daß, wer zunächst enttäuscht war, nach einer Weile doch begeistert ist. Denn dieses Bild, das zunächst so unzugänglich scheint, enthüllt sich dem (geduldigen) Besucher nach und nach.

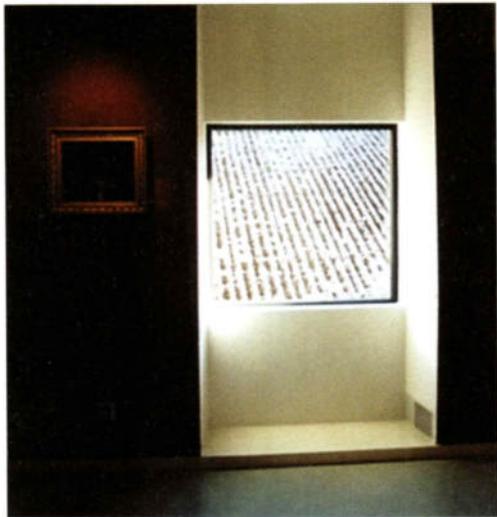
Die Entdeckung eines großen Malers

Einer allerdings hatte den Wert dieses Gemäldes sofort erfaßt und gesehen, daß es sich hier um einen Georges de La Tour handeln mußte: Pierre Rosenberg. Er war damals Direktor des *Louvre* in Paris und ist einer der Kunsthistoriker, der sich rühmen darf, Georges de La Tour wieder zu einem der berühmtesten Maler Frankreichs gemacht zu haben. (Lange Zeit, schon bald nach seinem Tod 1652 bis Mitte des 20. Jahrhunderts, war er vergessen.) Rosenberg ist es letztlich zu verdanken, daß dieses ehrgeizige Museumsprojekt für Vic sur Seille in diesem dunklen Johannes seinen Auf-

hänger fand. Er sah auf einem seiner üblichen Streifzüge durch die Flure des Pariser Auktionshauses *Hôtel Drouot* im Oktober 1993 eine Leinwand in einer Ecke stehen, angeboten aus einem anonymen Nachlaß für damals umgerechnet rund 600 Mark. Er wußte sofort – dieses ist ein echter Georges de La Tour. Wie er da so sicher sein konnte? „Wissen Sie“, antwortet Pierre Rosenberg da leise lächelnd, „wenn Sie einen Brief bekommen, wissen sie ja auch sofort, von wem er ist!“ Eine Zuschreibung zu machen, das sei genau so, als schließe man von der Handschrift auf einem Couvert auf den Absender ... Und Rosenberg hatte sich – nach der eingehenden Analyse des Werkes durch die wissenschaftliche Gemeinschaft – nicht getäuscht. Es wurde attestiert: Dieses Bild ist echt und wahrscheinlich das letzte heute bekannte, das Georges de La Tour gemalt hat (wahrscheinlich um 1650). 1994 kaufte der französische Staat das Bild für damals umgerechnet rund 3,7 Millionen Mark eigens für das Departement de la Moselle, das sofort den Entschluß faßte, für fast doppelt so viel Geld ein Museum drum herum zu bauen.

Anonym gesammelt

Wer allerdings ein Kunstmuseum eröffnen möchte, der braucht selbstverständlich mehr als nur ein einziges Bild. Und da traf es sich, daß es in Paris zwei kunstsinnige Brüder gab, die seit Jahren französische Malerei gesammelt hatten und ihre Sammlung nun der lothringischen Öffentlichkeit zugänglich machen wollten. Sie schenkten sie dem Museum. Man weiß, daß die beiden aus Lothringen stammen, mehr aber nicht. Sie wollen um jeden Preis anonym bleiben. Die Sammlung, die den Johannes den Täufer also nun umgibt, atmet einen sehr einheitlichen Geist. Die Motive sind, auch wenn sie aus drei Jahrhunderten stammen (17. – 19. Jahrhundert), alle klassisch: Portraits, mythologische Szenen, Genrezeichnungen, die ein hohes humanistisches Ideal spiegeln. Keines der Bilder zeigt den Menschen in seinen Niederungen, keines zeigt etwa, wie grausam er sein kann, oder wie vulgär. Folglich erkennt man zum Beispiel die einzige Prostituierte, die hier zu sehen ist (eines der wenigen deutschen Gemälde, von Johann-Heinrich Schönfeld, 1671, mit dem irreführenden Titel *Die bußfertige Magda-*



Der andere Blick, Photo: Anke Schaefer

lena), kaum als solche, sitzt sie doch in weichem Tuch und geschmücktem Ornat auf einem Stuhl und blickt abschätzend in einen Raum, der uns vorenthalten bleibt – als stünde dort ein Freier, und als würde sie ihm im nächsten Moment stolz die Tür weisen.

Diese Sammlung wird zu einem Ereignis zunächst durch ihren Mittelpunkt: durch La Tours *Johannes der Täufer* (der seinerseits so ganz gegen jedes Schönheitsideal gerichtet scheint). Dann durch den luftig-leichten Raum, in dem sie hängt. Ein einzelnes dieser Gemälde für sich genommen würde wohl kaum Furore machen, aber gemeinsam ergeben sie in ihren goldenen Rahmen auf den dezent-farbigen Wänden eine stilvolle Einheit. Und schließlich wird diese Sammlung zum Ereignis durch die ungewohnten Bilder, die sich in regelmäßigen Abständen so mir nichts dir nichts dazwischenschieben und sich in schmalen schwarzen Rahmen präsentieren durch die Fenster. Sie geben den Blick frei auf das bemooste Wellblechdach oder die gelbgefleckte Wand von gegenüber. Leise blättert dort der Putz. Das ist das eigentliche Vic-sur-Seille. Hier im Museum ist man in einer andern Welt. Fast, als sei man in Paris.

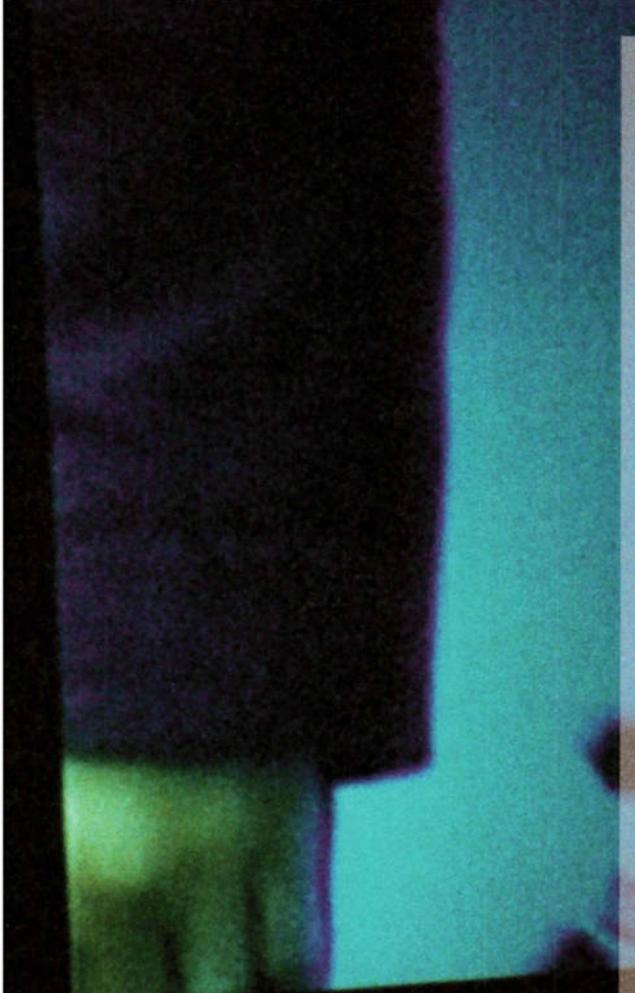
Das Musée Georges de La Tour in Vic sur Seille ist vom 1.4. bis 30.9. jeweils von 9.30–12 Uhr und 14–19 Uhr und vom 1.10. bis 30.3. jeweils von 9.30–12 Uhr und 14–18 Uhr geöffnet. Vom 23.12. bis 7.1. bleibt es geschlossen. Informationen zu Gruppenführungen: Tel. 00 33 3 87 05 98 30.



Maja Sokolova

Videoinstallation und -performance, Photographie

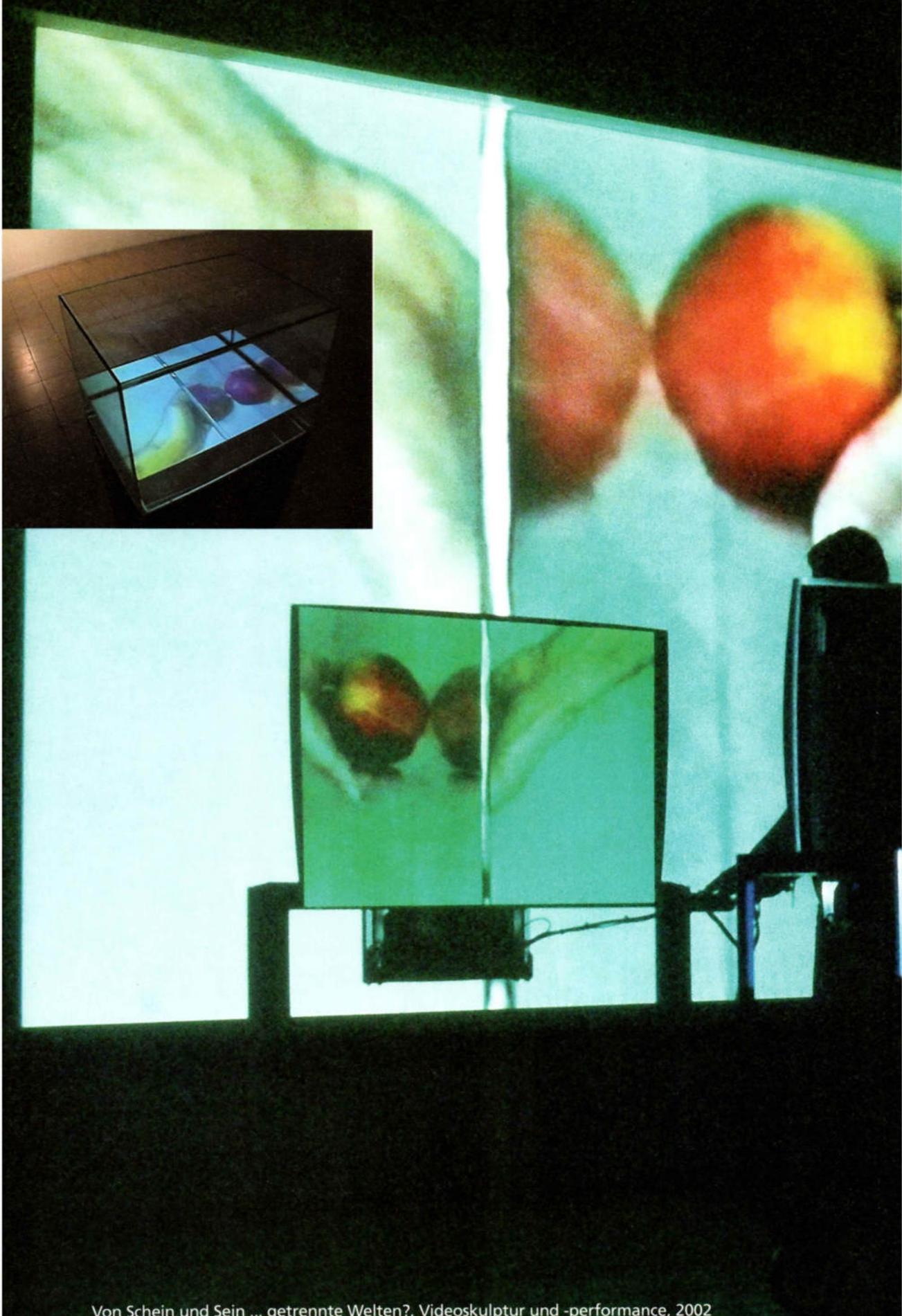
- 1971 geb. in Skopje, Mazedonien
1989-91 Studium der Kunstgeschichte,
Universität *Sv. Kiril i Metodij*, Skopje
1990-95 Studium der Malerei an der Fakultät für
Bildende Künste, Skopje
1994 Preis für Malerei *Borko Lazeski*, Skopje
1995 Diplom für Malerei und Grafik
1995/96 DAAD-Stipendium, HBK Saar, Saarbrücken,
bei Prof. J. Enzweiler, Prof. C. Kubisch
1996/97 Studienaufenthalt, SUNY, Binghamton
University, NY, USA
1997-02 Studium Neue Künstlerische Medien, HBK Saar
2002 Diplom, Meisterschülerin von
Prof. Ulrike Rosenbach
2002 Preisträgerin *3. Marler Video-Installations-Preis*
Gastkünstlerin der Stadt Wiesbaden, Verein
zur Förderung künstlerischer Projekte mit
gesellschaftlicher Relevanz e.V.
2003 Förderpreis der Stadt Saarbrücken
für das Jahr 2002
- Einzelausstellungen (Auswahl)
1993 Studentengalerie *Suli An*, Skopje
1995 *zitternde Seiten*, JKZ Galerie, Skopje
1996 *10 x 10*, Schloß Dagstuhl, Wadern
Lichtblicke, Pavillon, Ottweiler
1999 *Medieninszenierungen*, Galerie im alten
Rathaus, Homburg
2002 *Vor- und Rücksicht*, Videoinstallation, Galerie
Bellevue-Saal, Wiesbaden
2003 *Um die Ecke*, Galerie Kultur Foyer, Saarbrücken
- Gruppenausstellungen (Auswahl)
1997 Landeskunstszenen Saar, Abert Weißgerber
Museum, St. Ingbert
1998 Ausstellung zum Kulturpreis des Landkreises
Neunkirchen, Ottweiler



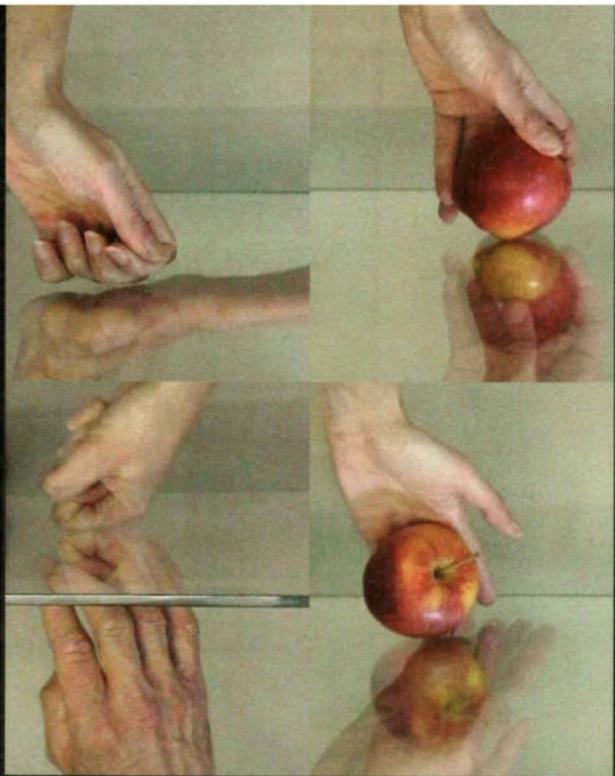
- 1999 *Dramatischer Kreis*, LPM Dudweiler
- 2000 *Mediasplit*, Deutsche Bank Saarbrücken
Visionen 2000, Albert Weißgerber Museum, St. Ingbert
- 2001 *Gegen den Strich*, Junge Medien Kunst, Frauenmuseum Bonn
- 2002 3. Marler Video-Installations-Preis, Skulpturenmuseum Glaskasten Marl
Anatomie – Künstler auf Visite, Universitätskliniken des Saarlandes, Homburg
Body Thinks, Museum der Stadt Skopje
- 2003 *Kunst macht Schule*, Saarland Museum, Saarbrücken
Vorbilder, Universität Bonn

- Festivals / Veranstaltungen
- 1999 SaarLorLux Film- und Videofestival, Saarbrücken
- 2000 *Elle – Hot*, EXPO 2000, Hannover, Deutscher Pavillon, Mitarbeit an Ulrike Rosenbachs Performance-Projekt *Millenniumsfrauen*
Lange Nacht des Lichtes, Saarlandmuseum, Saarbrücken
- 2001 *Glück*, Theaterproduktion, Theater im Viertel, Saarbrücken, Video und Rauminstallation
- 2002 *Von Schein und Sein*, Videoperformance, Skulpturenmuseum Glaskasten Marl, *20 Jahre Marler Video-Preis*
Carmen, Tanztheaterproduktion von M. Donlon, Saarländisches Staatstheater, Video





Von Schein und Sein ... getrennte Welten?, Videoskulptur und -performance, 2002



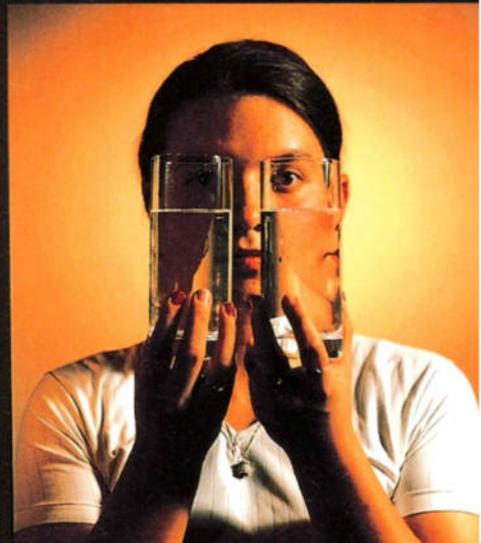
Die Videoskulptur besteht aus einem auf einem Sockel stehenden Glaskasten, der mit Wasser gefüllt ist. Das Video wird von unten durch einen im Sockel versteckten Projektor auf den Boden des Kastens projiziert; es scheint jedoch auf der Wasseroberfläche zu schweben. Das Videobild selbst wird von einer Glasplatte in zwei gleiche Hälften geteilt, in denen jeweils eine Frauen- und eine Männerhand zu sehen sind. Sie versuchen vergeblich, sich gegenseitig etwas zu reichen, sich zu berühren.

Für die Installation werden drei synchron geschnittene Videobänder gleichzeitig für drei unterschiedlich große Projektionsflächen gestartet. Eine große Projektionsleinwand bleibt statisch, während die beiden unterschiedlich großen Monitore ihre Position im Raum wechseln. Der größere Monitor steht auf einem Magazinwagen, der kleinere wird durch den Raum getragen. Zwei der Projektionsflächen werden gleichzeitig, zum Teil mit Bildausschnitten des Videos, bespielt. Das Videobild wandert nach genau festgelegter Choreographie durch den Raum. Zm Beispiel wird der Wagen vor die Leinwand geschoben. Es scheint, als würde das Bild aus der großen Leinwand herausgeschoben; zugleich taucht es aber auf dem Monitorschirm wieder auf, als würde er das Bild einfangen.





Die Installation besteht aus 14 inszenierten Photographien, die in 13 hölzernen, wie Möbel oder Bilder über den Raum verteilten Leuchtkästen untergebracht sind. Sie zeigen wie im Theater häusliche Szenen. Fast wie gewohnt wird aufgeräumt, gegessen, bedient, gewartet, gekocht, gesungen und ausgegangen. Dazu ist eine gekürzte Version des Popsongs *Happy Meal II* der Band Cardigans zu hören, der als ein Ausgangspunkt der Installation diente.



Bei mir zuhause, Photoinstallation, 1999

Die Stadt am Fluß

Von Sven Rech

In Saarbrücken wurde kürzlich eine sensationelle Entdeckung gemacht. Mitten in der Stadt, man glaubt es kaum, fließt – ein Fluß! Es ist nicht geklärt, wem die Entdeckung als erstem gelang. Fest steht aber, daß Passanten, die an einem christlichen Feiertag – dem Heiligen Jan Ullrich geweiht – auf der an diesem Tage autofreien Autobahn flanierten, von einem verdächtigen Geräusch berichteten, das sie noch nie gehört hatten. In übereinstimmenden Aussagen erklärten die Zeugen, es habe sich um „eine Art Rauschen“, oder vielmehr um ein „Gluckern“ oder „Plätschern“ gehandelt.

Expertenkommissionen wurden gebildet, Ausschüsse gegründet, Sitzungstermine vereinbart. Schließlich wurde eine gemeinsame Erklärung aller Stadtratsparteien verlautbart, derzufolge es sich bei Saarbrücken zweifellos um eine „Stadt am Fluß“ handele. Der Fluß wurde, in Anlehnung an den Namen der Stadt, „Saar“ genannt, weitere Kommissionen sind jetzt damit beauftragt, die „Saar“ nun auch für den Steuerzahler sichtbar werden zu lassen.

Die Stadtverwaltung ist indessen bemüht, sich auf die völlig neue Situation einzustellen. Denn niemand kann sich derzeit ausmalen, was es bedeutet, eine „Stadt am Fluß“ zu sein. Selbst der würdigste Greis der Stadt, ein Hundertsiebzehnjähriger in einem Altersheim mit schönem Blick auf die Autobahn, kann sich nicht erinnern, jemals etwas von einem „Fluß“ gehört zu haben. Allerdings kann er sich auch sonst an nichts erinnern.

Nachrichten aus anderen Städten ergeben, daß Städte, die an Flüssen liegen, offenbar einen besonderen Reiz auf Menschen ausüben. Kalkutta liege am Ganges, Paris liege an der Seine, so berichtete etwa der jüngst, aber nicht jung verstorbene Vicco Torriani, doch daß er so verliebt sei, das liege an Madeleine. Was beweist, daß die „Stadt am Fluß“ untrennbar mit dem romantischen Gefühl der Liebe verbunden ist. Eine Arbeitsgruppe prüft derzeit, ob sich Saarbrücken deshalb als das „Venedig des Saarlandes“ vermarkten läßt.

Städte, die als „Venedig des ...“ bezeichnet werden, haben indes einen Fluß mit mindestens einem Seitenarm in ihrer Mitte. Oder sie haben Hochwasser. An mehrere solche können sich viele Saarbrücker noch dunkel erinnern. Das Wasser, so glaubte man bisher, wäre damals aus den Kellern an die Erdoberfläche gestiegen und habe, wie der Brei im Märchen, weite Teile der Stadt überschwemmt. Durch die Entdeckung der „Saar“ sehen die Hochwasserexperten diese Theorie nun in einem ganz anderen Licht.

Als beschlossene Sache gilt es, die Entdeckung der Saar alljährlich mit einem Volksfest zu feiern. Das Fest findet an den üblichen Bierverkaufsstellen statt, Kinder die Hälfte.

Doch was soll man sonst anfangen mit dem Fluß? Die Landesregierung hat hierzu wie üblich einen Ideenwettbewerb ausgeschrieben, an dem sich jeder beteiligen kann, der ideenreicher ist als die Regierung selber. Also jeder. Hoch im Kurs stehen Vermarktungskonzepte mit Endreim wie etwa folgender Werbeslogan: „Stadt am Fluß – mir hanns druff“. Oder stadtplanerische Geistesblitze – zum Beispiel ließe sich der Ufersaum sicher mit Waschbetonplatten verschönern. Auch Freizeitangebote, ein neuer Bierstand, ein öffentlicher Grillplatz, oder – für die Frankophilen – ein Boulegelände, würden das Konzept Stadt am Fluß sicher nach vorne bringen. Man weiß jetzt schon nicht mehr, wie man eigentlich all die Jahre ohne den Fluß hat auskommen können.

Am 12.6.2003 in der Sendereihe Morgenmusik Feuilleton auf SR 2 KULTURRADIO ausgestrahlt wurde.

Stadtentwicklung

10 x 10.000 – Architektur im Zwischenraum

Bericht einer Ausstellung

Text: Carsten Diez, Jens Stahnke, Igor Torres

Fotos: Johannes M. Schlorke, Carsten Diez



6 junge Architekten, die in Saarbrücken die Architekturbüros *floS architekten* (Daniela Flor und Jens Stahnke), *AG kräsch* (Mario Krämer und Thomas Schumacher) und *baubar urbanlaboratorium* (Carsten Diez und Igor Torres) betreiben, haben sich zu einer Gruppe zusammengeschlossen, um vom 22.03. bis 29.03.2003 im ehemaligen Sexkino *Roxy* die Ausstellung *10 x 10.000 – Architektur im Zwischenraum* zu veranstalten.

Motivation

Wer durch Saarbrücken mit offenen Augen läuft, dem begegnet das in Medien oft zitierte Bild einer niedergehenden Stadt. Der Stadtfucht und dem damit verbundenen Rückgang an Steuereinnahmen stehen wachsende Sozialausgaben gegenüber. Die Verwahrlosung der Innenstadt, sowohl der Menschen wie der Gebäude, wird immer deutlicher sichtbar, der Stadtkörper wirkt ausgezehrt. Außer in der scheinbar noch funktionierenden Einkaufsmeile Bahnhofstrasse ist überall Leerstand festzustellen. Während andere Städte, selbst in diesen harten Zeiten, mit innovativen Stadtentwicklungskonzepten versuchen, sich aus der Misere zu befreien, steckt Saarbrücken in einer mentalen Dauerkrise.

Die Ursachen für die Perspektivlosigkeit sind bekannt und hausgemacht. Der politische Motor für Visionen – der Oberbürgermeister – fehlt der Stadt seit über einem Jahr. Der Stadtrat missbraucht das Thema Stadtplanung als Spielball für täglich wechselnde politische Mehrheiten. Die Landesregierung fürchtet sich vor einer zu starken Landeshauptstadt – einer, die diesen Namen auch verdienen würde – und stützt sie auf ein Anhängsel der Provinz zurecht: Eigentlich war der Saarländer ja schon immer ein Dörfler. Das Baudezernat läuft der Entwicklung hoffnungslos hinterher, kann nur noch reagieren, anstatt Ziele und Strategien vorzugeben. Schließlich noch die Architekten: desinteressiert, mit sich selbst beschäftigt und auf einen wiederkehrenden Bauboom hoffend, schauen sie lieber von den aktuellen Problemen weg und scheuen die öffentliche Einmischung.

In diesem für junge Architekten denkbar ungünstigen Klima wird also das Experiment einer Ausstellung mit dem anstrengenden Thema *Architektur im Zwischenraum* gewagt.

Idee

Mit der Vorgabe eines begrenzten Budgets, geschätzte 10.000 Euro Baukosten – eine für jeden vorstellbare Summe –, wurden zehn Entwürfe für kleine, temporäre Interventionen im Stadtraum vorgestellt, die den öffentlichen Raum beleben und verändern können, nach dem Motto: minimaler Aufwand, aber beachtliche Wirkung! Die Realisierung einiger Projekte ist vielleicht ein Wunsch für die Zukunft. Doch als ersten Schritt hat die Ausstellung die Wahrnehmung des städtischen Raumes zum Ziel, damit ein öffentliches Nachdenken über eine zukunftsgerichtete Stadtentwicklung in Gang gesetzt werden kann.



Ausstellungsraum

Im ehemaligen Sexkino *Roxy* in der Saarbrücker Bahnhofstrasse haben die Architekten die passenden Räumlichkeiten für die Präsentation ihrer Ideen gefunden, denn das *Roxy* selbst repräsentiert einen Zwischenraum und ist durch Inszenierung der Ausstellung zum 11. Projekt geworden.

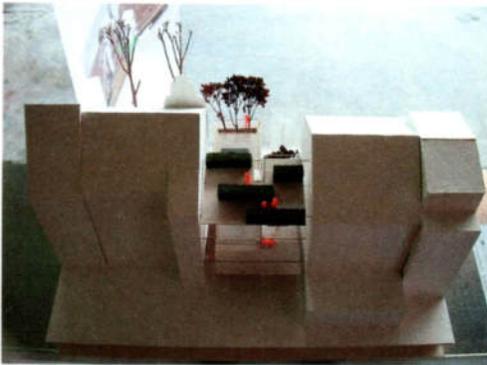
Durch die verloren gegangene Nutzung verwandelt sich dieser ehemals private Raum allmählich zu einem öffentlichen Raum, wobei Lage und Architektur diesen Effekt maßgeblich unterstützen. Dieser Umstand entspricht der heutigen Definition des öffentlichen Raums, der nicht mehr notwendigerweise der schöne Platz zwischen öffentlichen Gebäuden im Stadtzentrum sein muss. Ebenso könnte er ein Parkplatz unter einer Autobahn oder eben ein ehemaliges Kino sein.

Die Räumlichkeiten wurden für die Ausstellung im vorgefundenen Rohbauzustand belassen. Zehn von der Decke abgehängte Fahnentransparente zu den einzelnen Projekten gaben dem ehemaligen Kinosaal eine verblüffend neue Wirkung, je nach Blickwinkel und fokussiert durch die riesige Schaufensterfront wurde er zum Zuschauer- oder Bühnenraum des öffentlichen Straßenraums.



Interventionen

Die zehn gezeigten Projekte lassen sich in fünf thematische Gruppen gliedern:



Oasis
Baulücke Johannisstraße

Projekte mit Raum bildender Funktion

Die Berliner Promenade, in den 50er Jahren das städtebauliche Vorzeigeprojekt Saarbrückens, leidet unter Leerstand und Verwahrlosung. Durch temporäre Verbindungen zum Fluss soll hier wieder urbanes Leben entstehen (*Augenblick*). Eine innerstädtische Baulücke, entstanden durch Kriegsschäden, dient heute als Abstell-, Müll- und Pinkelplatz. Durch eingeschobene Ebenen, die an den Brandwänden nach rechts und links eingespannt werden, entstehen Terrassen, die als vertikale öffentliche Gärten funktionieren sollen (*Oasis*).

Augenblick
Berliner Promenade





NotBruEcke
Bismarckbrücke

Projekte mit historischem Bezug

Hierbei sind die temporäre Schließung einer aufgerissenen Blockrandbebauung durch eine Art Vorhang (*Aldimutation*) und die Neunutzung einer öffentlichen Toilettenanlage als städtische Notaufnahme in einem Brückenkopf der Bismarckbrücke zu nennen (*NotBruEcke*). Beide Projekte nehmen Bezug auf ehemalige städtebauliche Lösungen, die funktionierten und geschätzt waren, heute aber in Vergessenheit geraten sind.

Aldimutation
Hohenzollernstraße



2-Klassen-Tangente
Bahnhofstraße

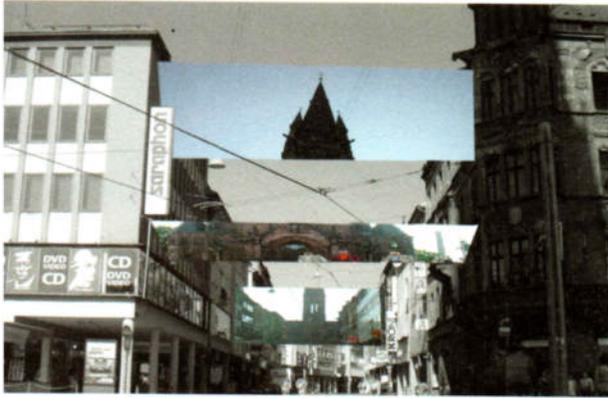


Projekte mit sozial-gesellschaftlicher Relevanz

Eine mobile Bettlerbox aus Pappe, die als eine Art privates Stadtmöbel überall in der Stadt aufgestellt werden kann (*2-Klassen-Tangente*) und eine „Trennscheibe“, die im Saarbrücker Straßenstrich (*Horizontale Wand*) in der Innenstadt für klare Verhältnisse zwischen Huren, Freiern und Anwohnern sorgen soll. Die Qualität beider Projekte steckt in ihrem Vermögen zur Provokation und Entlarvung gesellschaftlicher Missstände.

Horizontale Wand
Nauwieserstraße



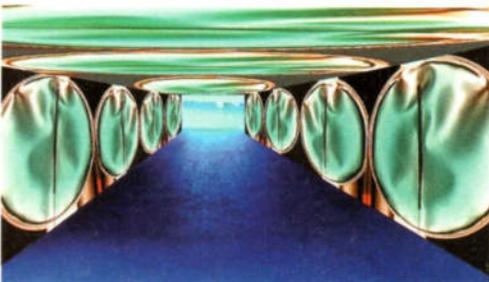


Spieglein, Spieglein an der Wand ...
Kaiserstraße

Projekte mit künstlerischer Motivation

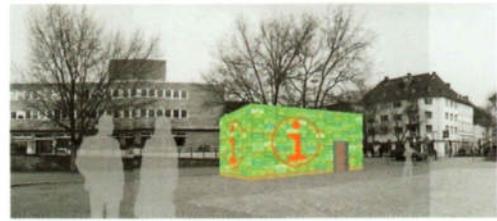
Durch die Installation von mehreren Spiegeln im Straßenraum der Kaiserstraße wird der Blick auf die Johanneskirche gelenkt. Durch diese visuelle Irritation wird nicht nur der Blick umgelenkt, die Wahrnehmung wird geschärft und hat die Bewusstmachung der Umgebung zur Folge (*Spieglein, Spieglein an der Wand ...*). Die wabernden und pulsierenden Wände und Decke der Fußgängerunterführung führen nicht nur dazu, dass ein Nichtort zu einer räumlichen Attraktion wird, sondern lassen auch die an solchen Orten sonst üblichen Angstgefühle gar nicht erst entstehen (*Slicky-Lips*).

Slicky-Lips
Stadtautobahn Unterführung St. Arnuat



Projekte mit kommunikativen und informellen Charakter

Saarbrücken verwehrt seinen Touristen leichten Zugang zu Information, daher soll ein Infopavillon aus Bierkisten auf dem ansonsten leeren Vorplatz des Saarbrücker Staatstheaters für Abhilfe sorgen (*Beam me up, Scotty*). Signalorangene Bojen bevölkern die Grünanlagen entlang der Saarbrücker Stadtautobahn. Ihre Funktion ist neben der Möglichkeit, sie als Pavillon im Sinne der englischen Gartenarchitektur zu nutzen, eine lärmschluckende. Mit moderner Technik aus dem Fahrzeugbau werden in den Bojen Interferenzen erzeugt, die den aufkommenden Autobahnlärm in ihrer engeren Umgebung komplett ausblenden (*Norwegian Woods*).



Beam me up, Scotty
Tifliser Platz am Staatstheater

Norwegian Woods
Stadenanlage



Ausblick

Den Abschluss der Ausstellung bildete am 30.03.2003 eine kleine Diskussionrunde. Allgemeiner Tenor der Diskussion war, dass das Nachdenken über die Stadt weitergehen muss und dass gerade ein unkonventioneller Umgang mit dem öffentlichen Raum auch als Vorbereitung für die massiven Veränderungen, die unsere Städte – Stichwort *schrumpfende Innenstädte* – derzeit erfahren, dienen kann. In diesem Sinne wäre die Umsetzung der Projekte als *Baudokumenta* für Saarbrücken sicherlich wünschenswert.

www.Bank1Saar.de



HAUS

Bank1Saar

die persönlichere Note

Die Baufinanzierung der Bank 1 Saar. Damit Träume keine bleiber

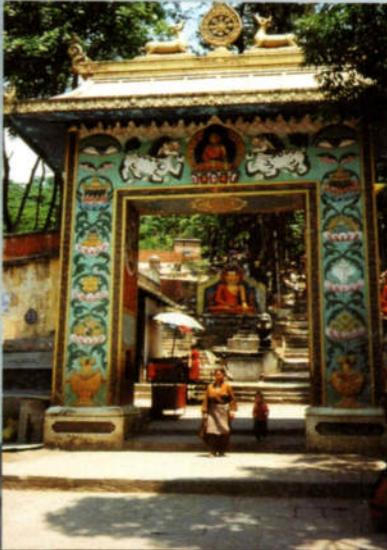
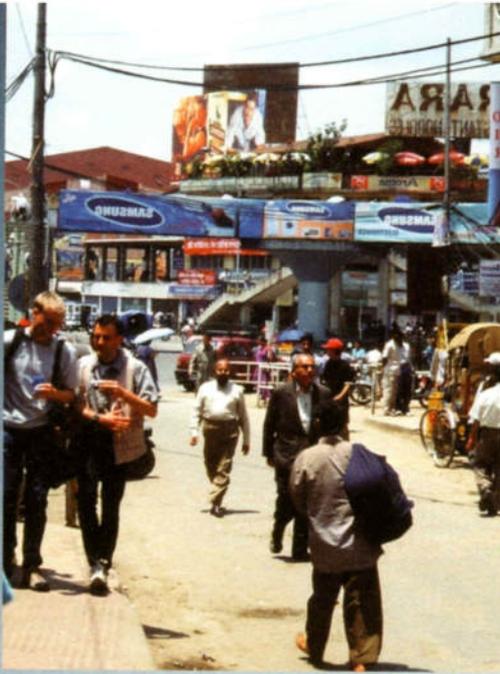
Unser Mann im Himalaya

Impressionen einer Reise
zum Dach der Welt

Von Sebastiano Licata

Zum 50jährigen Jubiläum der Erstbesteigung des Mount Everest am 29. Mai 1953 durch Edmund Hillary und Tenzing Norgay veranstaltete die Wochenzeitung DIE ZEIT im Mai dieses Jahres eine dreiwöchige Trekking-Tour mit dem Megastar der Bergsteigerszene, Reinhold Messner, zum Base Camp des Mount Everest (siehe auch www.diezeit.de/zeit-reisen/nepal). Zuvor waren die ZEIT-Leser aufgefordert, sich um eine Teilnahme zu bewerben. Aus den Bewerbern wurden 24 Teilnehmer aus fünf Ländern ausgewählt, darunter mit Sebastiano Licata unser Mann aus Saarbrücken. Seine Reise zum Himalaya wurde finanziell unterstützt von Dr. Reinhard Brombacher, den Kunststoffwerk Markwardt (Hänweiler), Jack Wolfskin (Saarbrücken) und der Saarland Sporttoto GmbH. Jetzt hat Sebastiano Licata seine Reiseeindrücke für die SAARBRÜCKER HEFTE festgehalten. Von ihm stammen auch alle Photos im Text.

Abenteuer



In Kathmandu

Abreise

Nach einem halben Jahr, in dem ich viel über den Himalaya gelesen und gehört habe, geht es endlich los. Körperlich bin ich gut vorbereitet. Mit Laufen und gesunder Ernährung habe ich mich immer schon fit gehalten. Oft geht mir durch den Kopf: „Habe ich mich Zeit meines Lebens auf diese Reise vorbereitet?“

Am Frankfurter Flughafen angekommen, ist von meinen Teamkollegen noch keine Spur. Erst bei der Zwischenlandung in Doha habe ich Gelegenheit, die Menschen kennenzulernen, mit denen ich die nächsten drei Wochen das Abenteuer Mount Everest erleben

ben werde. Alle sind erwartungsvoll, gespannt und jeder hat seine eigene Geschichte, warum er diese Reise mit all ihren Strapazen auf sich nimmt.

Nach einem anstrengenden Flug von 18 Stunden tauchen wir in eine völlig andere Welt ein. Fremde Bilder und unbekannte Gerüche, eine unendliche Farbenflut und der Höllenlärm von unzähligen hupenden Autos geben mir das Gefühl, in einem Ameisenhaufen gelandet zu sein. Die staubige, flimmernde heiße Luft in Kathmandu verstärkt noch den surrealen Eindruck.

Angekommen im Hotel, einer Oase der Ruhe mitten im Zentrum, löst sich die Anspannung der letzten Tage. Wie viele Gesichter diese Stadt wohl hinter ihren fremden Kulissen verbirgt?

Staat am Dach der Welt

Nepal liegt an der südlichen Flanke des Himalaya und ist mit etwas mehr als 147.000 km² fast 60 mal so groß wie das Saarland – und erheblich gebirgiger. Die Hauptstadt Kathmandu liegt in subtropischen Breiten. In Nepal, das 1768 gegründet wurde, leben etwa 24 Mio.



Wartende Sherpas am Flughafen Lukla



Menschen. Rund 60 % der Bevölkerung sind Analphabeten, und 80 % bekennen sich zum Hinduismus, der Staatsreligion. Das Königreich wurde 1990 nach der demokratischen Widerstandsbewegung in eine konstitutionelle Monarchie umgewandelt und gilt als parlamentarische Demokratie mit Ober- und Unterhaus.

Nepal ist eine krisengeschüttelte Gesellschaft. Kronprinz Dipendra tötet 2001 in einem Amoklauf fast seine ganze Familie, er selbst stirbt zwei Tage später. König Gyandra, der danach den Thron besteigt, schickt 2002 50.000 Soldaten gegen die maoistischen Rebellen, die die Monarchie durch eine Volksdiktatur ablösen wollen. Die Wahlen zum Unterhaus, das seit Mai 2002 aufgelöst ist, werden wegen des Aufstands im November 2002 auf unbestimmte Zeit verschoben. Die USA, Großbritannien und China unterstützen Gyandra im Kampf gegen die Rebellen mit Hilfsorganisationen und mit Waffen. Die königliche Familie gilt als korrupt und raffgierig. So wurde der Vorgänger Gyandras eines nachts dabei erwischt, wie er eigenhändig einen Kran seines Bruders steuerte, um eine kostbare heilige Statue von einem Platz in Kathmandu zu stehlen. Aber auch der jetzige Regent betreibt den Ausverkauf nepalesischer Kulturschätze.

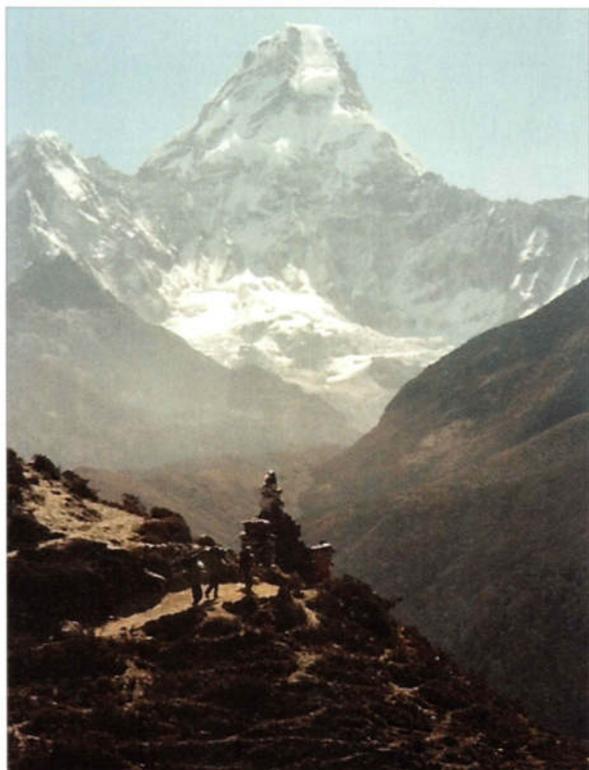
Als Tourist habe ich nahezu nichts von all diesen Unruhen gespürt, da sich der König

und die Rebellen in einem Punkt einig sind: Tourismus ist die wichtigste Einkommensquelle des Landes!

In Kathmandu

Am Tag nach unserer Ankunft machen wir uns in kleinen Gruppen, teils in Begleitung einer Reiseführung, auf den Weg, um die Stadt zu erkunden. Hinduistische Tempel, Gebetsmühlen, Leichenverbrennung am Flußufer – alle diese für mich unbekanntem Bilder geben mir das Gefühl, eine neue Welt zu entdecken. Traditionen und Riten der Hinduisten und Buddhisten bestimmen den menschlichen Alltag. Zumindest von außen betrachtet anscheinend in friedlicher Koexistenz! Man spürt auch Einflüsse der westlichen Welt, die durch die vielen Besucher immer stärker werden.

Heute abend trifft unser Team das erste Mal mit Reinhold Messner zusammen. Mit starkem Willen und eisernem Ehrgeiz ist er viele Risiken eingegangen, und seine Abenteuerlust ist ihm bis heute treu geblieben. Reinhold Mess-



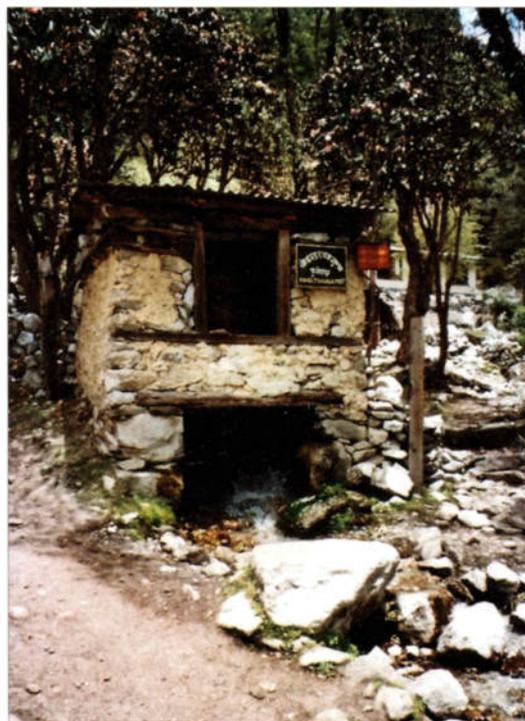
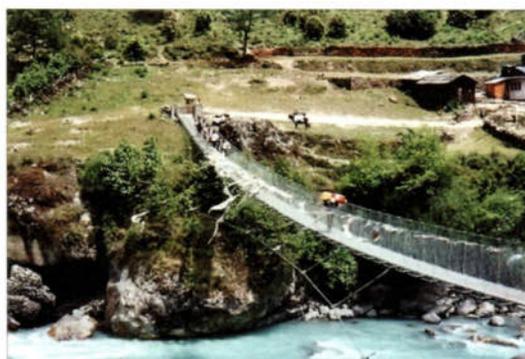
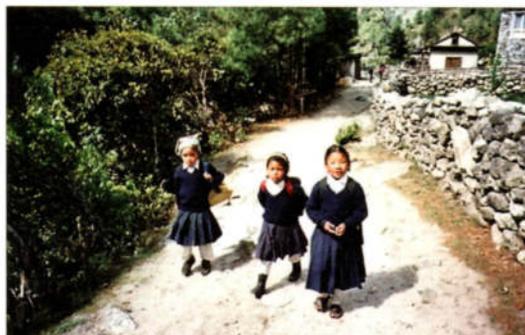
ner, der es versteht zu begeistern und sich selbst zu vermarkten, zeigt sich auch privat als begabter Unterhalter und als Mensch, dessen durchaus sympathischer Ausstrahlung man sich nicht entziehen kann.

Mit Yeti Airlines ins Abenteuer

Auf 2.800 m Höhe und bei +10° C in Lukla angekommen, erwarten uns Kamerateams und Hunderte von Sherpas. Reinhold Messner ist das Medienereignis anlässlich des 50jährigen Jubiläums der Erstbesteigung, und er genießt das Bad in der Menge.

Für unseren Aufstieg werden aus der Vielzahl der sich anbietenden Expeditionshelfer 35 Träger, 6 Sherpas, 2 Sirdars – einheimische Expeditionsleiter –, 2 Köche und 4 Küchenhelfer angeheuert, sowie 15 Yaks als Tragetiere angemietet. Mir wird hier die Dimension des Aufstiegs klar: 49 Hilfskräfte für 24 Reisende. Was für ein Aufwand!

Trotz der vielen Teams, die in dieser Zeit auf dem Weg zum Mount Everest unterwegs sind, verlieren sich die Menschen in der unglaublichen Weite dieser mystischen Landschaft. Die ersten drei Tage sind für mich mühelos zu bewältigen. Wir gehen langsam und stetig, steigen den Kusum-Fluß abwärts und folgen stromaufwärts dem Kosi, um uns an die dünne Luft langsam zu gewöhnen. Der Aufstieg nach Namche Bazar vorbei an der Imja-Schlucht ist anstrengend. Mein Körper hat sich



oben links:
Auf dem Weg zum Ama Dablan

rechts, von oben nach unten:
Unterwegs treffen wir auf Kinder in Schuluniform
In rund 3.000 m Höhe
Wasserbetriebene Gebetsmühle

bis jetzt gut akklimatisiert, die Temperaturschwankungen sind nicht beschwerlich.

Viele aus unserem Team leiden von Anfang an unter Kopfschmerzen durch den Höhendruck, wovon ich glücklicherweise die ganze Reise verschont bleibe.

Ich fühle mich ausgezeichnet und finde in der Beschäftigung mit mir selbst innerliche Ruhe und Kraft.

Von Namche Bazar nach Tengpoche

Als wir Namche Bazar in 3.500 m Höhe erreichen, erinnere ich mich an einen Artikel, den ich kurz vor meiner Abreise gelesen habe. Hier herrscht nachts Ausgangssperre und etwa tausend Soldaten sollen verhindern, daß die maoistische Guerilla einsickert. Umweltorganisationen haben vor 15 Jahren Wald aufgeforstet. Den holzte das Militär kurzerhand wieder ab, um den Rebellen keine Deckung zu bieten.

Am nächsten Tag geht es von Namche Bazar weiter nach Tengpoche, einem alten buddhistischen Kloster auf 3.870 m Höhe. Nach dem anstrengenden Anstieg werden wir durch einen atemberaubenden Panoramablick zu den Gipfeln des Taboche, Nuptse, Lhotse, Everest, Kang Taiga entschädigt. Alle Müdigkeit aufgrund des knappen Sauerstoffs ist von einer Sekunde zur anderen verflogen.

Die Entdeckung der Langsamkeit

Beim Anstieg auf den Kala Pattar, dem schwarzen Berg, beginne ich meine körperlichen Grenzen neu zu definieren. Die Selbstwahrnehmung verändert sich – jeder Schritt fängt an, mühsam zu werden. Alles ist anstrengend: Reden, Essen, Aufstehen. Meine Teamkollegen sind ebenfalls mit sich selbst beschäftigt – jeder durchlebt diese Erfahrung. Ich fühle mich wie ein Kind, das seine Grenzen neu kennenlernt. Ich muß einen neuen Rhythmus finden. Alles dreht sich um Dinge, die „unten“ in völliger Selbstverständlichkeit erledigt werden. Hier lerne ich neu, zu atmen – und Bewegungsabläufe so effektiv wie möglich auszuführen, ohne einen Funken Energie zu verschwenden. Wenn die Ressourcen knapp werden, muß man eben lernen, zu haushalten. Eine Erkenntnis, die sich auf viele Dinge in unserem Leben übertragen ließe.

*In Tengpoche
Der Autor mit Reinhold Messner,
Satellentelephon*



Die Sonne scheint, und es bietet sich ein überwältigender Blick auf den Mount Everest. Ich fühle mich erschöpft, aber glücklich. Am Gipfel des Kala Pattar angekommen, zieht mit rasender Geschwindigkeit auf 5.643 m ein Sturm auf. 300 m weiter unten ist von dem eisigen Wind nicht mehr so viel zu spüren und

dort, auf Gorak Shep, dem höchsten Übernachtungspunkt, schlagen wir bei -15°C unsere Zelte auf.

Mein Zeltpartner und ich trösten uns mit Humor über unsere schwerfälligen Bewegungen, die uns wie alte Männer fühlen läßt.

Mount Everest

unten von links nach rechts:

Auf dem Gipfel des Kala Pattar
Gedenksteine für verunglückte
Bergsteiger

Aufstieg zum Base Camp

Im Base Camp eingetroffen



Der Berg der Berge

Mein Blick ist seit Tagen auf den Mount Everest gerichtet. Der Berg wirkt mit seiner ganzen Mystik auf meine Sinne. Zu jeder Tageszeit in anderem Licht. Morgens wie Gold leuchtend von der aufgehenden Sonne angestrahlt, verdunkelt sich sein Antlitz im Laufe des Tages. Es entsteht ein Dialog zwischen Mount Everest – der Chumolungma – und meinem Inneren. Chumolungma heißt Muttergöttin der Erde, und ich habe das Gefühl zu verstehen, wieso die Sherpas ihren Berg so nennen. Im Team wird spürbar, daß die Magie auf uns alle wirkt. Neue Gedanken über das menschliche Dasein sind nicht mehr nur rational, sondern werden um eine neue Dimension körperlicher Wahrnehmung ergänzt. Ich versinke in einem Schnee-Meer der Weite!

Das gemeinsame Erleben der körperlichen Grenzen, die uns die Natur setzt, bringt uns näher, es entsteht private Nähe auch zu Reinhold Messner, den ich als einen Menschen kenne, der sich kritisch mit seiner Zukunft und politischen Karriere auseinandersetzt. Er will unsere Meinung hören, ob er weiterhin als Abgeordneter der italienischen Grünen im Europaparlament arbeiten oder ob er sich seinen anderen Projekten, zum Beispiel der Gründung eines Bergsteigermuseums in Tirol, widmen soll.

Das Mount Everest Base Camp

Morgens bin ich früh wach. Der letzte Tag vor Erreichen des Base Camps. Den ganzen Tag kräftezehrender Fußmarsch durch Geröllmassen, Eis und Schnee. Der sportliche Ehrgeiz einer Leistungsgesellschaft hilft auf dieser Höhe nicht weiter. Schritt für Schritt sich dem eigenen Rhythmus unterzuordnen, wird hier zur Überlebensstrategie. Zeit und Geschwindigkeit bekommen eine neue Bedeutung.

Etwa einen Kilometer vor dem Erreichen des Ziels stürze ich zwischen Eis und Geröll.

Nach einigen Minuten reglosen Daliegens, den Kopf voll mit rasenden Gedanken, ob ich so kurz vor dem Ziel aufgeben muß, kommt die Energie zurück, und eine Stunde später sind fast alle aus unserem Team, auch ich, im Base Camp angekommen.

Erst gestern wurde jemand aus unserem Team höhenkrank und mußte ins Tal trans-

portiert werden. Weitere vier sind auf 4.500 m geblieben und haben den Aufstieg zum Kala Pattar und dem Base Camp nicht auf sich nehmen können.

Kaum angekommen, nehmen Kamerteams Reinhold Messner in Empfang. Als Medienprofi gibt er jetzt wieder in souveräner Manier einige Interviews. Teams aus aller Herren Länder tummeln sich im Base Camp, und ich hisse unter dem Eindruck des Irak-Kriegs die Friedensfahne. Angesichts der politischen Situation in Nepal stelle ich mir gleichzeitig die Frage, wieso im Moment in Europa, bei so vielen Krisenherden weltweit, täglich nur über den Irak-Krieg geschrieben wird. Da scheint sich ein großes Ungleichgewicht aufzutun.

Der Rückweg

Von unserem Sherpa werden wir über die politischen Unruhen der letzten Tage in Kathmandu informiert. 20 Minister des Königs sind gerade umgebracht worden. Wir machen uns Sorgen, zumal noch ein Besuch beim König ansteht, und wir wissen nicht, ob und wie wir nach Kathmandu zurückkehren können. Später stelle ich fest, daß in Deutschland darüber nicht berichtet wurde. Verwunderlich, da doch in fast jeder Zeitung anlässlich der Erstbesteigung des Mount Everest Artikel über Nepal zu finden waren.

Der Rückweg erfolgt über den Talweg hinab nach Pangpoche.

Reinhold Messner redet abends über den Everest-Tourismus, der sich immer mehr ausbreitet und Auswirkungen auf die Ursprünglichkeit der Umgebung hat. So gehören wir auch schon zu den Lodge-Trekkern und nicht mehr zu den „Zeltern“. Und da nun mal die Nachfrage das Angebot bestimmt, sind die ersten Luxushotels für Bergurlauber bereits in Planung. Die Region verliert nach westlichem Verständnis immer mehr ihre Unschuld. Und westliche Einflüsse verändern das von Traditionen geprägte Leben der Bevölkerung. Auf der anderen Seite bietet der Tourismus vielen Menschen Einkommensquellen und sichert das Überleben. Die Möglichkeit, mit Bergexkursionen gutes Geld verdienen, den Kindern eine solide Ausbildung sichern zu können, läßt die Sherpas ihre religiösen Überzeugungen vergessen. Obwohl es nach ihrem Glauben eine Entweihung des Mount Everest – der

„Muttergöttin der Erde“ – bedeutet, sich ihm über die Höhe von 8.400 Meter hinaus zu nähern, begleiten sie Bergsteiger inzwischen bis zum Gipfel. Und den Kletterkünsten der Sherpas ist die Erkenntnis zu verdanken, daß sich der Gipfel des Mount Everest ohne Sauerstoffmaske besteigen läßt.

Aber es gibt auch die andere Seite. Unterwegs stürzt ein Yak, eines unserer Tragetiere, ab. Wir glauben, daß die Tiere versichert sind. Als aber am Abend der Besitzer des Yaks bei uns Geld für ein neues Tier sammeln kommt, wird uns klar, daß die Träger ihre kostbaren Tiere auf eigenes Risiko mit auf die Tour nehmen.

Abstieg wie im Flug

Beim Abstieg beschäftigt mich brennend die Frage, ob ich es ganz nach oben geschafft hätte. Allerdings wird am zweiten Tag des Abstiegs die Erleichterung so groß, wieder schnell sein zu können, daß die Frage nach dem persönlichen Ehrgeiz, auf dem Gipfel des Mount Everest zu stehen, in den Hintergrund gedrängt wird. Ich bin endlos euphorisch und überschwänglich, daß die lähmende Langsamkeit des Aufstiegs hinter mir liegt. Ich werde leichtsinnig, laufe dem Team weit voraus.

In Namche Bazar habe ich meine ganz eigene Begegnung mit dem erwähnten neuen Kulturmix. Auf einem Fest zu Ehren der Sherpas, zu dem Jung und Alt zusammenkommen, lachen und tanzen, spielen Musiker aus Kathmandu neben traditioneller Musik vor allem westliche Popmusik. Es mutet eigenartig an, vertraute Popklänge à la Phil Collins zu hören.

Zwischen Halluzination und Realität

Am nächsten Tag bin ich stundenlang allein unterwegs. Auf einmal höre ich Schritte hinter mir. Ich drehe mich um und versuche, ein Gesicht zu erkennen, was mir nicht gelingt. Die Gestalt überholt mich und ist in einer Wegbiegung genauso schnell wieder verschwunden, wie sie aufgetaucht ist. Ich laufe schneller, um eine Spur zu finden. Aber nichts. Wie kann das sein?

Später lache ich über mich selbst. Vielleicht ist so die Yeti-Legende entstanden, obwohl ich mir bis heute meine Vision nicht erklären

kann. Alles scheint anders angesichts solcher Strapazen und überwältigender Sinneseindrücke.

Am nächsten Abend verabschieden wir uns von unseren Sherpas. Durch große Ortskundigkeit und mit ihrer guten Verpflegung haben sie sich als unsere guten Seelen erwiesen. Ich möchte mir gar nicht vorstellen, wie anstrengend es ohne Sherpas gewesen wäre.

Im Palast des Königs

Wir sind zu Besuch im Königspalast, Empfang mit Abendessen. 600 geladene Gäste halten sich dort auf, die weltweite Bergsteigerprominenz ist versammelt, auch der berühmte Mr. Hillary ist eingetroffen, und wir sind mittendrin – dank guter Beziehungen und natürlich unserem berühmten Reiseleiter. Jeder wird persönlich vom König mit Namaste, der hinduistischen Begrüßungsgeste „Gott sei mit Dir“, begrüßt.

An die Gipfelstürmer des Mount Everest, mittlerweile unzählige, werden Auszeichnungen verliehen – vom 16jährigen nepalesischen Sherpajungen bis zu einem 68jährigen Japaner.

Zum Abschluß unserer Reise jagt ein Fest das andere, auch unser letzter Abend wird uns mit einem Sechs-Gänge-Menü in wundervollem Ambiente versüßt. Trotzdem freue ich mich auf zu Hause.

Vertrautes Zuhause

So viele unterschiedlichste Eindrücke in drei Wochen müssen erst verarbeitet werden. Wieder zu Hause fällt mir auf, daß ich sieben Kilo an Gewicht verloren habe und am Ende meiner Kräfte bin.

Aber das Erlebnis Himalaya treibt mich noch immer um. Denn drei Wochen sind sehr wenig Zeit für ein Land mit solchen Extremen. Und letztendlich sieht man es doch nur mit dem Blick eines Touristen aus dem Westen. Der Mount Everest hat mich in seinen Bann gezogen. Vielleicht werde ich eines Tages von seinem Gipfel aus die Welt betrachten.

Weitere Informationen und Bilder über

Sebastiano Licatas Reise zum Dach der Welt finden sich im Internet unter www.gesundheit.energie.ms

Wir Völker wollen Gustavs haben

Droschkenkutscher Hartmanns Fahrt von Berlin nach Paris (und wieder zurück)*

Von Alexander Jansen

Die Einfahrt eines Unbekannten

Dies ist die Geschichte eines einfachen Mannes. Dieser Mann lebte in Berlin, doch nicht im Zentrum, wo in den vermeintlich „Goldenen Zwanziger Jahren“ die Weltstadt brodelte, sondern an deren Rand, im Außenbezirk, wo sich der Moloch im Dörflichen verlor. Nichts Bemerkenswerthes ereignete sich in seiner Kindheit, in seiner Jugend, in all den Jahren seiner Arbeit. Mit Sicherheit wäre er nach seinem Ableben in der Anonymität der großen grauen Masse verschwunden. Doch dieser Mann, der nach Aussage seiner Enkelinnen Gerda Hermann und Ursula Buchwitz-Wiebach ständig Stumpen rauchte und in Klotz-pantinen herumstampfte, verwirklichte im Alter von 68 Jahren einen Traum. Dadurch wurde er zur Legende, – einer Legende, die man vor einigen Jahren in seiner Heimatstadt durch ein Denkmal verewigte. Er hieß Gustav Hartmann. Bekannt ist er unter seinem Spitznamen *Der Eiserne Gustav* und berühmt wurde er durch seine zweitausend Kilometer lange Reise, die er 1928 mit seiner Droschke Nr. 120 unternahm.

Dieses Husarenstück wirkte schon damals wie eine Tat aus längst vergangener Zeit, wie ein Relikt aus den Jahren Kaiser Wilhelms II. Ganz andere Dinge standen 1928 eigentlich auf der Tagesordnung. Da stürzte sich beispielsweise der Francokanadier Jean Lussier in einem Gummiball die Niagara-Fälle hinunter – und ein Jahr zuvor hatte Charles Lindbergh den Atlantik von New York nach Paris in 33 Stunden überquert. Doch die Menschen jubelten, als Gustav mit einem PS in gemütlichem Trab durch ihre Dörfer und Städte zuckelte.

Sein Abenteuer inspirierte Bestseller-Autor Hans Fallada zu einem Roman, dem Hartmann, ein konsequenter Nichtleser, keine Beachtung schenkte. Das war auch gut so, denn im Buch hätte er weder sich noch die Seinen wiedererkannt.

Dichterische Freiheit bemühten weitgehend auch die drei Filme mit Heinz Rühmann, Willi Narloch und Gustav Knuth in den Hauptrollen, die nach dem Krieg um den zum Mythos erstarrten Kutscher gedreht wurden.

Die Fahrt ins wahre Leben

Der reale *Eiserne Gustav* erblickte am 4. Juni 1859 in der Festungsstadt Magdeburg das Licht der Welt. Etwas Anständiges, Krisenfestes sollte er lernen. Das Müllerhandwerk hatten die Eltern für ihn vorgesehen, doch der unternehmungslustige Bursche machte ihnen einen Strich durch die Rechnung und büchste nach Berlin aus. Hängen blieb er in der Vorstadt, was seinem Elan aber keinen Abbruch tat. Am 1. April 1885 gründete er ein bescheidenes Taxiunternehmen, das er „Wannsee-Droschken“ nannte.

Chauffeur zu sein war ein Knochenjob und nichts für sensible Gemüter. Bei Wind und Wetter, bei Regen und Schnee harrte Gustav, den unvermeidlichen Stumpen zwischen den Lippen, am Bahnhof Wannsee aus. Von sieben Uhr morgens bis weit nach Mitternacht saß er auf dem Kutschbock. Das ging aufs Kreuz, das ging aufs Gemüt. Schicht war erst um zwei Uhr acht – als er die Fahrgäste des letzten Nachtzuges aufnahm.

Seine stoische Ausdauer, für die man ihm seinen berühmten Spitznamen verpaßte, zahlte sich aus. Er schaffte es, seinen Betrieb zu vergrößern, stellte Leute ein, ließ mehrere Kutschen laufen. Sogar ein eigenes Haus baute er um die Jahrhundertwende – in der Alsenstraße 11, einen Steinwurf vom Ufer des Wannsees entfernt.

Von hier kamen die meisten seiner Kunden. Gutbetuchte Herrschaften waren es, Industrielle, Bankiers – alles Villenbesitzer wie Siemens, Oppenheim und Langenscheidt. Auch der Maler Max Liebermann war darunter.

Die Großbürger fuhr er zum Bahnhof – und vom Bahnhof nach Hause. Jeder neue Tag bot den gleichen Trott. „Abwechslung“ war ein Fremdwort für ihn – ebenso „Erholung“ oder gar „Sommerfrische“.

Die Jahre verrannen. Deutschland verlor den Krieg, seine Bewohner versuchten eine Revolution, riefen eine Republik aus, die auf wackligen Beinen stand – all das scherte

Gustav nicht. Was hatte er auch mit Politik zu schaffen? Seine Welt war schmal, überschaubar und folgte eigenen, scheinbar ewig geltenden Gesetzen, die vom Kampf um die eigene Existenz diktiert waren.

Unmittelbar vor seinem Ruhestand hatte der Alte den Trott satt. Er wollte etwas Verücktes tun, sich einmal selbst beschenken, reines Glück spüren. Und an einem verregneten Spätherbsttag im November 1927 – Gustav war 68 Jahre alt – geriet seine Welt tatsächlich aus den Fugen.

Die Fahrt ins Glück

An jenem feuchten Novembertag wartete Gustav wie immer vor dem Bahnhof auf Kundschaft. Da näherte sich ihm hoch zu Roß eine junge Frau, die Französin Rachel Dorange, und erkundigte sich nach dem Weg ins Berliner Zentrum. Sie unternahm – in Begleitung eines größeren Gefolges – einen Gewalttritt von Paris über Berlin nach Budapest. Die junge Amazone imponierte ihm mächtig. Kodderschnäuzig rief er ihr nach: *Was eine Frau kann, das kann ich auch. Ich werde Sie im nächsten Jahr besuchen.*

Der Alte hatte sich vorgenommen, seinen kommenden Geburtstag in der Seinemetropole zu verbringen – und das auch noch alleine. Natürlich hing in der Alsenstraße 11 der Haussegen schief. Volle sechs Wochen schwieng seine Frau ihn an. Weich klopfen wollte die mollige Dame den Gatten mit ihrem Kommunikations-Boycott, ihn zurückholen auf den Teppich des Biedermanns, der er bisher gewesen war. Doch der Alte hatte ebenso einen Dickschädel – und sorgte heimlich für Rückendeckung, wie sich Ursula Buchwitz-Wiebach an die Familienerzählungen erinnert: *Er ging dann zum Ullstein-Verlag in der Kochstraße und hat gefragt, was er für Papiere braucht. Er möchte mit Pferd und Kutsche nach Frankreich, nach Paris fahren. Er hat keine Ahnung, die möchten ihm behilflich sein. Und da haben die auch gedacht, daß er spinnt. Und haben den jungen Reporter, den Hans Hermann Theobald herausgeschickt, der hat sich dann mit ihm unterhalten. Und dann hat man ihm 1.000 Mark Startkapital gegeben.*

Die BZ AM MITTAG witterte nicht nur eine gute Lokalstory um einen rührend exzentri-

schen Greis, sondern vermutete hellsichtig, daß sich dieser obendrein in größeren Zusammenhängen vermarkten ließe. Gustavs Reiseziel war prädestiniert dazu, das Abenteuer auch unter dem Gesichtspunkt deutsch-französischer Annäherung zu stilisieren. Also sicherte sich Ullstein das Exklusivrecht an der Geschichte und stellte Gustav den Reporter Theobald zur Seite – als Hofberichterstatter, Marketing-Experten und Dolmetscher. Damit gab es für Gustav kein zurück mehr. Es fehlte nur noch ein passender Gaul. Er fand ihn – und taufte ihn um. *Wahrscheinlich, so die Enkelin, hieß das Pferd Erasmus, genau weiß man das nicht. Und er hat es Grasmus genannt. Das Tier hatte er hier in Wannsee erworben. Das muß wohl ein Husarenpferd gewesen sein, ein schönes jedenfalls, ein Wallach. Und irgendwie wurde mal gefragt: „Ja, warum denn Grasmus?“ – „Na ja, wenn er Gras frisst – Gras macht er zu Mus. Und darum heißt er Grasmus.“*

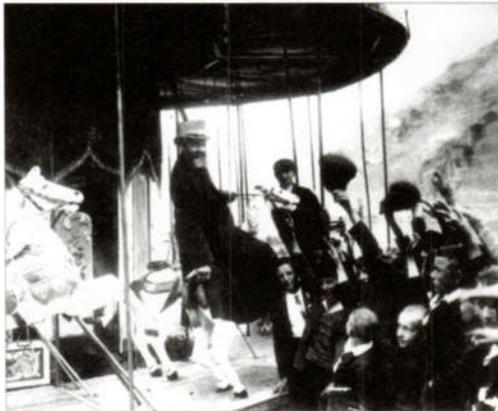
Am 2. April ging es los – nicht am 1., wie es sich Gustav in Erinnerung an den Gründungstag seines Fuhrunternehmens gewünscht hatte. Dies hätte die Assoziation eines Aprilscherzes heraufbeschworen. Bunte Wimpelchen flatterten am Wagen und an dessen Seite war ein großes Schild angebracht: „Berlin-Wannsee, Paris, Berlin. Der älteste Fuhrherr von Wannsee, Gründer der Wannsee-Droschken, erlaubt sich mit der Droschke 120 die letzte Fahrt Berlin-Paris zu machen, da das Pferdmaterial im Aussterbeetat steht.“

Gustav verabschiedete sich von seiner Marie – mit ihr hatte er sich inzwischen versöhnt –, verstaute den Reisekorb auf dem Gepäckstand, grinste stolz in Richtung Presse – sechs Fotografen waren gekommen –, dann tippte er lässig an seinen weißen Lackzylinder und rollte von dannen. Zunächst im Schritt, denn vorneweg marschierte preußische Blechmusik, flankiert von zwölf blumenstreuenden Mädchen. Im Rathaus Wannsee meldete er sich polizeilich ab, dann ging es – begleitet vom Hupkonzert der Berliner Taxifahrer – die Königsstraße hinauf in Richtung Westen. Vorbei an Schloß Glienicke, nach Potsdam hinein und ab nach Brandenburg. Fünfzig Kilometer bewältigten Gustav und Grasmus an ihrem ersten Tag.

In die Rolle einer öffentlichen Person wuchs Gustav schnell hinein. Er begeisterte sein Volk mit poetischen Ergüssen, die ihres



Andenken an die letzte Droschkenfahrt Berlin-Wannsee-Paris - Paris-Berlin



oben:

Reisekostenzuschuß durch Merchandising - Gustavs offizielle Postkarte

links:

Gustav an der Mosel

Band und feierten den Alten, als wäre er der Schönling einer Boygroup von heute. Köln, Hochburg des rheinischen Karnevals, schloß den preußischen Jecken als Gleichgesinnten ins Herz. Und als zelebrierte man die fünfte Jahreszeit brüllte Gustav vorm ehrwürdigen Gotteshaus in die tobende Menge: *Hoch lebe der Kölner Dom!*

gleichen suchen. So bedachte er etwa seine Geburtsstadt mit dem denkwürdigen Vers: *Magdeburg ist das gelobte Land, / Wo 1859 meine Wiege stand!*

Unterwegs verhökerte er Postkarten mit seinem Konterfei, die er als zusätzliches Reisekapital mitgenommen hatte. Sie gingen so reißend weg, daß er das handschriftliche Autoogramm bald durch einen heimlich angefertigten Trockenstempel ersetzen mußte.

Seine Route führte ihn durch Brandenburg nach Hannover. Dort hing man ihm eine Regenhaut aus Gummi um, denn in diesem Frühjahr schüttete es oft aus allen Wolken. Bielefeld und Unna waren die nächsten Stationen, bevor Grasmus in die Bierstadt Dortmund trotete. 200.000 Menschen säumten die Straßen, gerieten alkoholselig außer Rand und

Dann war es soweit. Nach der Fahrt durchs Moseltal und durch Trier stand Gustav am 21. Mai 1928 in Perl. An der Grenze holte ihn die Bürokratie ein. Die Einfuhr von Tieren unterlag nämlich strengen Vorschriften. Geschlagene zwei Stunden benötigten die französischen Zollbeamten, bis sie Pferd Grasmus begutachtet und den obligatorischen Papierkram erledigt hatten. Als er seinen Paß wieder erhielt, schrie Gustav *Bonjour* - eines der wenigen Worte in französischer Sprache, das er kannte. Die Schaulustigen riefen etwas zurück, was er nicht so recht verstand, aber freundlich klang.

Auf die Freundlichkeit der angeblichen „Erbfeinde“ der Deutschen setzte er. Warum sollten sie auch anders sein als er, der einfache Mann aus dem anderen Volk? So hatte er sich

im Verlauf der bisherigen Fahrt etwas zurechtgelegt. Durch seine Tour wollte er etwas beitragen zur Völkerverständigung. Seine Vision hieß unbescheiden (aber gewinnend): *Was Stresemann - der damalige deutsche Außenminister - nicht hat geschafft, das habe ich vollbracht.* Zur Illustration seines hehren Wunsches flatterte nun neben der eigenen schwarz-rot-goldenen Fahne die Trikolore.

Seine Route führte zwangsläufig durch die Orte der großen Material-Schlachten des Weltkriegs: Metz, Verdun, Châlons-sur-Marne. Der Anblick der Soldatenfriedhöfe, der Ruinen, der immer noch verbrannten Erde erschütterten ihn. Bewegt zog er vor einem französischen Gefallenendenkmal den Hut. Solche Gesten rührten die Grande Nation. Endgültig war er für sie kein „Boche“ mehr, sondern *Gustave de fer*, der Mensch mit dem Herz auf dem rechten Fleck.

63 Tage war die Berliner Droschke Nr. 120 unterwegs gewesen. Rund 17 Kilometer hatte sie täglich zurückgelegt. Nun stand sie geputzt und gewienert am Stadtrand von Paris. Eine Pause noch gönnte sich Gustav, einen Tag der Besinnung vor seinem Triumph - und der Vollendung seines 69. Lebensjahres.

Paris - das ist die Stadt der Haute Couture, der *süßen Meechens*. Alors! Gustav renovierte für sie sein Äußeres, ließ Haar und Bart stutzen und warf sich am 4. Juni 1928, eskortiert von radelnden Gendarmen, ins Getümmel.

Die BZ AM MITTAG reimte am Folgetag über das Ereignis:

*Wenn die Meechens wie die Jemsen
jubelnd stürzen aus den Heisern -
Justav, Justav, bleibe eisern!
Menschenskind, da mußte bremsen!
Justav, halt de Züjel fest -
Sin die Meechens noch so sieß -
detde dir nich durchjehn läßt
in Paris!!!*

Eisern hielt er durch: die Begrüßung durch Außenminister Briand (der angeblich auch sein Pferd umhalste), das Händeschütteln und das Sektfrühstück beim Deutschen Botschafter, die Küßchen der Mädchen vom „Moulin Rouge“, die Wettfahrt mit Emile, dem ältesten Droschkenkutscher von Paris, die entgegen der Absprache Emile mit Ross Pompon um Schnauzenlänge gewann ... Das war zwar nicht ganz im Sinne der anvisierten Völkerverbrüderung, doch Gustav sah gnädig darüber hinweg. Schließlich war er vorher von der



Gustav posiert vor dem deutschen Ehrenmal auf der Spicherer Höhe; Aufnahme von der „Werkstätte für moderne Fotografie, Vergrößerungen, Innenaufnahmen, Anfertigung von Lichtdruckkarten, Saarbrücken, Heinz Brink, Gutenbergstr. 5“

Pariser Studentenschaft zum „Coucher d'honneur“, zum „Ehrenkutscher“ ernannt worden. Und dort, im Quartier Latin, hatte der Präsident der Studiosi auch eine Eloge auf des Deutschen Pferd gesungen: *Es soll so gewesen sein*, sagt Ursula Buchwitz-Wiebach, *daß der Präsident der Studentenschaft gesagt hatte, der Grasmus - er sei ein Friedenspferd. Er trüge unverkennbar die warmen Augen des Außenministers Briand und die markanten Ohren des deutschen Stresemann.* Stresemann besaß Segelohren ...

Gastfreundschaft darf nicht überstrapaziert werden, und so zuckelte Gustav nach neun tollen Tagen als „Tauben von Locarno“ wieder gen Heimat.

„Tauben von Locarno“? - Dieser Ehrentitel, den Gustav von der französischen Presse erhielt, stieß rechtsgerichteten Kreisen im Deutschen Reich gewiß recht bitter auf. Für sie war Locarno ein Ort der Schmach. Dort hatte der spätere Friedensnobelpreisträger

Stresemann 1925 einen Vertrag ausgehandelt, in dem Deutschland, Frankreich und Belgien auf eine gewaltsame Veränderung ihrer gemeinsamen Grenzen verzichteten.

Legte Gustav vielleicht deswegen auf den Spicherer Höhen einen Kranz am Denkmal des siegreichen Krieg von 1870/71 nieder? Doch für so opportunistisch wollen wir ihn nicht halten. Er wollte wahrscheinlich nur ganz naiv den Saarländern, die ihre französischen Besatzer bekanntlich nicht sonderlich schätzten, gefällig sein.

In Saarbrücken traf die Droschke mit der Ordnungszahl 120 am Sonntag, dem 24. Juni ein. Hugo Hagn, Redakteur der SAARBRÜCKER LANDESZEITUNG, war vor Ort: „Es war Gelegenheit nachzuprüfen, ob nur die Zeitungen die jubelnden Volksmassen erdichtet haben. Sie haben weder die Mengen noch den Jubel erdichtet. Sie konnten gar nicht schildern, wie das war. Dazu fehlen einem die Worte. Man kann sagen: es waren unendlich viele Leute. In Wirklichkeit waren es aber noch mehr. In Saarbrücken wenigstens. In Saarbrücken, die Metzter Straße hinauf, an der Landstraße, bis über die Grenze. Kind und Kegel waren es. Sie wanderten, sie lagen am Rain, sie standen am Bordstein, sie saßen auf Fahrrädern, Pferden, Kutschen, Automobilen. Unglaublich ist ein viel zu schwacher Ausdruck. Woher wohl die vielen Menschen kommen? Saarbrücken will wohl auswandern? Wozu soll man das eigentlich erzählen? Es war doch jeder dabei. Die Begeisterung war total. Des Nebenmenschen achtete man nicht mehr, als Justav kam, auf seinem Kutschbock saß, seinen Hut zum Gruß der Saarbrücker abzog. Der liebe gute Grasmus setzte sich sogar in Trab trotz der weiten Strecke, die er hinter sich hat. Sein Strohhütchen, durch das die beiden Ohren zogen, wird sicher die kommende Damenmode werden. Übrigens: Grasmus hätte es verdient. „Gustav, das hast du gut gemacht!“ „Gustav, Gustav!“ überall, wo man hinhörte. Auf die Zehenspitzen stellte man sich, manchmal auf die des Nebenmannes. Es schadete nichts. Gustav lachte. Und alle, die ihn sahen, lachten. Und Gustav hielt eine Rede, eine kurze, eine bündige Rede, mit Schwung, mit Verve. Also sei er jetzt in Deutschland. Er freue sich, daß er Saarbrücken sehe. (Gustav, wir freuen uns ja auch!) Pünktlich sei er immer gewesen, darum habe man ihn auch den „Eisernen“ genannt. Er habe versprochen, daß

er zwischen fünf und sechs Uhr nach Saarbrücken käme, na also. Wobei Gustav die Uhr aus seiner Westentasche zog, eine richtige solide Sackuhr, kein solch plattgedrücktes, viereckiges Ding, wie es jetzt die Herren um die Handknöchel gebunden haben. Alles schrie Hoch, alles drängte sich zu seiner Kutsche, jeder wollte den treuen Grasmus streicheln, dem Gustav das allerbeste Zeugnis ausstellte. Die Volksseele hat einen neuen Helden gefunden, gar keinen hochgemuten, nur einen schlichten Droschkenkutscher, aber einen lebenswerten Menschen, der lachen kann, Humor besitzt.“

Gustav, der in einem Hotel in der Friedrich-Wilhelmstraße untergebracht wurde, blieb zwei Tage an der Saar. Er war Ehrengast bei einer Operettenpremiere des Stadttheaters, wurde herumgereicht, schrieb Autogramme (oder stempelte sie) und genoß den Jubel. Die Euphorie störte einzig die ARBEITERZEITUNG, das Organ der Kommunistischen Partei, Bezirk Saargebiet (Sektion der 3. Internationale). Sie druckte am 25. Juni eine Glosse des Herrn „Slang“: „Die Sehnsucht des deutschen Spielers gipfelt darin, irgendeinen Rekord aufzustellen. Im Kriege machten „wir“ laut Heeresbericht die meisten Gefangenen. In München lebt ein Mann, der zwanzig Liter Bier hintereinander trinkt. In Berlin ist ein Geschäftsmann nach dem Genuß von fünfzig Paar Knobländern gestorben. Fritz von Opel fuhr 200 Kilometer, auf die Stunde berechnet. (...) Der sozialdemokratische Polizeipräsident Zörgiebel kann bald seinen fünfzigsten Arbeiterkalp am Gürtel befestigen. Und nun der Droschkenkutscher Gustav Hartmann aus Wannsee, der eiserne Gustav! Der - oder „die Morgenpost“ - hatte den Gedanken, mit seinem Vehikel von Berlin nach Paris zu fahren. (...) Unterwegs gab es Festessen, Ansprachen, Festessen, Ansprachen, Festessen, Ansprachen ... In Paris war alles aus dem Häuschen. Die Studenten mimten wieder einmal die genialen Bettnässer, und die deutsche Botschaft war beim Empfang gleich durch drei Herren vertreten. Gustav wird demnächst 70 Jahre alt. Darum kann man ihm seinen Blödsinn nicht übelnehmen. Die bürgerliche Presse - einschließlich des „Vorwärts“ - hat keinen Anspruch auf diesen Milderungsgrund (...). So schreibt der „Abend“: „Die Fahrt des eisernen Gustav stärkt die deutsch-französische Verständigung.“ Die „Deutsche Allgemeine Zei-

tung“: „Gustav hat die Kindlichkeit auf ein Maß gesteigert, daß sie ins „Gebiet des Erhabenen“ hineinreicht.“ Vorne Grasmus, auf dem Bock Gustav, hinten Theobald. Überschrift: die Erhabenen. Man hätte die beiden im Regen auf der Landstraße photographieren müssen. Aber das war vielleicht unmöglich, denn bei schlechtem Wetter fand auch dieser Rekord in der Kneipe statt. Da saßen sie dann, der Journalist, der durch seine Ausdauer im Sitzen einen mächtigen Ull-Stein im Brett gewonnen hat, und der alte Zossenhüter, und tranken immer noch eins. „Wat, Herr Theobald“, schmunzelte dann wohl Gustav, „wat wir beede for'n Velkafrieden leisten, det is nich mit Jold zu besahln.“ Trotzdem werden die beiden ausgesorgt haben. Aber das Grauen kann einen packen, wenn man an die Folgen dieser Fahrt denkt: Da wird sich ein Schlächtermeister melden, der einen Zentner Hackepeter von Berlin nach Belgrad schleppt. Ein Oberlehrer, der vom Brandenburger Tor bis zur Peterskirche in Rom ununterbrochen Schillers „Glocke“ von rückwärts aufsagt. (Geläute erst ihr sei Friede ...). Und Gustav Stresemann – der silberstreifige Gustav – der auf dem Bauche von der Wilhelmstr. bis vor Chamberlains Füße rutscht ...“

Nach drei Monaten Rückfahrt zogen Gustav und Grasmus am 12. September in Berlin ein. Der Schriftsteller Ernst Toller hielt für die Nachwelt fest: *Voran ritten Droschkenkutscher auf Pferden, hell schmetterten die Fanfaren, dann folgten in Galakaleschen Herren in Gehrock und Zylinder, die Vereinsbanner feierlich schwenkten, und schließlich kam ER. Grasmus zockelte im Schritt die Straße entlang, Gustav verneigte sich nach rechts und nach links, während die Lorbeerkränze leise wippten. Aus dem Gebirge der Kränze ragte ein Papierfähnchen, darauf stand das seltsame Wort: Tempo. Die Zuschauer scheinen zu verstehen, denn die Stimme des Volkes lautete: „So siehste aus.“*

Die Fahrt in die Stille

Einige Zeit zehrte Gustav noch von seinem Ruhm, trat in Kabarets und Theatern auf, beispielsweise im Hamburger „Alcazar“. Dann überredete ihn ein Herr Köhler im Sommer 1929 zu einer zehntausend Kilometer langen Dreiländer-Fahrt durch Deutschland, Österreich und die Schweiz auf dem Motorrad.

Vorne gab Herr Köhler Gas – hinten klammerte sich an ihn der mittlerweile 70jährige als Testperson des neuentwickelten Soziussitzes ... Die Fahrt war eine Flop. Ein *Eiserner Gustav* mit Autobrille und flotter Lederkappe riß keinen vom Hocker. Still wurde es um ihn. Ursula Buchwitz-Wiebach erinnert sich: *Als nun die Reise zu Ende war und er nicht mehr überall rumgereicht wurde, hat er sich so ein Gestell machen lassen – wie einen Bauchladen – und hat gegenüber vom Bahnhof Wannsee an einer Dampferanlegestelle Postkarten verkauft.*

Am 23. Dezember 1938 starb Gustav Hartmann.

Seine Abenteuerlust hatte ihn nie verlassen. Seine Frau Marie fand im Nachlaß Visum und fertige Reiseunterlagen für Amerika. Viele Menschen strömten trotz des schlechten Wetters zu seinem Begräbnis, Nachrufe erschienen in der Presse. Doch den schönsten Nekrolog schrieb zehn Jahre zuvor Erich Kästner mit seinem Gedicht „Die Gustavs“:

*Man fuhr von Wannsee nach Paris.
Zwei Völker winkten mit den Mützen.
Auch schien es der Idee zu nützen,
Daß unser Kutscher Gustav hieß.
Selbstverständlich.*

*Obwohl er nicht Französisch kann,
Hat er sich in Paris verständigt,
Denn dort, wo das Verstehen endigt,
Fängt die Verständigung erst an:
Selbstverständlich.*

*Wer nach Paris will, braucht Geduld,
Raketenflug hat keinen Zweck.
Wer langsam fährt, kommt schnell vom
Fleck.*

*Daran sind nicht die Kutscher schuld,
Selbstverständlich.*

*Was sollen Völker mit Genies?
Wir Völker wollen Gustavs haben,
Die langsam, aber sicher traben!
Und das gilt nicht nur für Paris:
Selbstverständlich.*

* Für die SAARBRÜCKER HEFTE überarbeitetes Feature, das von SR 2 KULTURRADIO in seiner Sendereihe Thema Kultur am 1. Juli 2003 ausgestrahlt wurde.

Die seltsamen Pfade eines Liedes

Von Franz-Josef Reichert

Im Jahr 1924 kam ein *Heimatbuch* von Fritz Kloevekorn auf den Markt, das auf Seite 5 ein ‚Saarlied‘ von R. Limberger wiedergab. Daß das Inhaltsverzeichnis den Autor mit „L“ Limberger bezeichnete, mag unerheblich sein. Sein dreistrophiger Beitrag war jedenfalls als ‚Gedicht‘ benannt, das offenkundig nicht eigens für das Heimatbuch geschrieben worden war, sondern als bereits ‚bestehend‘ bezeichnet wird. Der Autor R. Limberger taucht in der saarländischen Literaturüberlieferung nicht mehr auf, dieser Name darf als verschollen bezeichnet werden.

Nicht ganz, denn 1921 bringt Karl Högbebe den Text der erste Strophe in gedruckter Form mit folgender Widmung heraus: *„Hier ist meine Heimat. Ein Lied der Saarländer. Einstimmig mit Klavierbegleitung. Dem Saarlande zum Abschied, seinen Freunden und Schülerinnen daselbst zur Erinnerung von Karl Högbebe. 1921.“* Die Rechte liegen bei „Karl Högbebe, Göttingen“, gestochen und gedruckt war das Lied in der *Universitätsdruckerei H. Sturtz A.G., Würzburg*. Hier wird der Autor des Textes mit „R. Limberg 1892“ angegeben. (Das mir vorliegende Exemplar ist an der Stelle des Namens beschädigt. Es könnte ebenso gut im Original ‚Limberger‘ gestanden haben.)

Mit Lied und Widmung verabschiedete sich Högbebe, offenbar Lehrer an einer Mädchenschule, aus dem Saarland, um dem Ruf eines Universitätsmusikdirektors in Göttingen Folge zu leisten. Das Limbergersche Gedicht, dessen erste Strophe er als ‚Lied‘ seinen Freunden und Schülerinnen hinterließ, erzählt von einem lieblichen Saartal, von Rebhügeln, Dörfern und Städten auf grünender Flur, Menschen von kernigem Schläge, vom Saarwein und den Blicken von Mädchen, die in die Seele gesunken sind, aber auch von der „Grenzmark deutscher Gefilde“ und: „wir halten in Treuen wohl über dich Wacht, es dient jede Brust dir zum Schilde.“ Das Ridiküle von Widmung an Schülerinnen einer- und dieser Textstelle andererseits war Högbebe wohl nicht zu

Bewußtsein gekommen. Im Refrain heißt es dann: *„Hier ist meine Heimat am Strande der Saar, laut preis‘ ich sie all‘ meine Tage!“*

Da hallt die *Wacht am Rhein* nach, westlich verschoben an den Strand der Saar, hier spricht ein saarländischer Preuße aus eherner Brust. Das Lied, das nach dem Willen des Komponisten „in freudig erzählendem Ton beginnt, nimmt an Wärme bis zum Ende zu“, verschwand aber sehr schnell in Schubladen und Liederbüchern. Es soll, nach einer Anmerkung im gleich ausführlicher zu behandelnden Briefwechsel Högbebes mit offiziellen saarländischen Stellen, in der Liedsammlung *Singende Jugend. 12. Auflage, 1927, Göttingen* veröffentlicht worden sein. In der zitierten Buchausgabe findet es sich aber nicht, so daß dieser Hinweis als irrig bezeichnet werden muß. Der Briefwechsel ist im Aktenstück MK 1315 des Saarländischen Landesarchivs erhalten geblieben. Wie kam es zu dieser Korrespondenz mit Högbebe?

Wir versetzen uns in die Zeit nach 1945. Die folgenden Jahre stehen im autonomen und für viele separatistischen Saarland ganz im Zeichen der Regierung von Johannes Hoffmann. Der saarländische Landtag hatte am 15. Dezember 1947 eine Saarländische Verfassung verabschiedet, die mit der Veröffentlichung im Amtsblatt 67/47 am 17. Dezember 1947 in Kraft trat. Darin geht es laut Artikel 61 auch um eine Landesfahne, die aus einem weißen Kreuz auf blau-rottem Grund besteht. Wo eine Landesfahne war, mußte auch eine Hymne her, die aber zunächst Kopferbrechen bereitete. Die ‚Regierung des Saarlandes – Ministerium für Kultus, Unterricht und Volksbildung‘ mit damaligem Sitz Saarbrücken, Schillerstraße 11 – schreibt deshalb Mitte 1949 einen offenen Wettbewerb unter dem Betreff „Saarländisches Heimatlied“ aus. Regierungsrat Dr. Groh, der mit der Abwicklung der Ausschreibung beauftragt war, mußte nach deren Abschluß zahlreiche Absagen an Teilnehmer schreiben. Seine Briefe, von denen einer in Kopie vorliegt, lauteten:

„Ich bedauere, Ihnen mitteilen zu müssen, daß der mit der Wertung der Vorschläge zu einem saarländischen Heimatlied betraute Ausschuß Ihr Werk zurückgewiesen hat. Trotz mancher Schönheiten ist es als Heimatlied, das den Charakter einer Nationalhymne haben soll, nicht geeignet.“

Für Ihre Beteiligung an dem Wettbewerb

sage ich Ihnen namens der Regierung des Saarlandes meinen besten Dank.“

Damit war klar, man suchte unter dem Rubrum ‚Heimatlied‘ eine Nationalhymne für das autonome Saarland. Wenn auch der Wettbewerb zu keinem verwertbaren Ergebnis führte, stellte Kultusminister Dr. Emile Straus am 3. Jahrestag der Verfassung, am 15. Dezember 1950, der Öffentlichkeit dennoch die neue saarländische Nationalhymne vor. Wie war es so schnell dazu gekommen?

Nachdem der Wettbewerb kein brauchbares Ergebnis gezeitigt hatte, muß sich irgendjemand des Limberger-Hogrebeschen *Liedes der Saarländer* erinnert haben. Man untersuchte die Ausgabe von 1921 und stellte fest, daß an der Melodie nichts auszusetzen war. Wenn sie „freudig und warm“ vorgetragen wurde, wie es der Komponist vorgeschlagen hatte, mochte sie wohl für eine Nationalhymne gehalten werden, auch wenn sie nicht als solche konzipiert worden war. Wie aber stand es um den Text? Da lauerten Probleme. Limbergers Text, 1892 geschrieben, hatte ein Saarland im Blick, dessen Grenzen noch nicht so fest umrissen waren, wie das später beim Saargebiet des Völkerbundes und nach 1945 der Fall war. Seine Blicke schweiften noch zum ‚Strand der Saar‘. Seine hymnischen Worte über den ‚Saarwein‘, dessen Lagen nach 1918 bei Serrig begannen und sich damit dem direkten saarländischen Zugriff zumindest räumlich entzogen, sein Gelöbnis in der ‚Grenzmark der deutschen Gefilde‘, seine vaterländischen Treueschwüre mit Faust und Brust waren den separatistischen Ideologen ein Graus. Da mußte ein anderer Text her. Aber man konnte ja nicht so ohne weiteres am vorliegenden Gedicht herumbasteln und es für die damaligen Verhältnisse zurechtbiegen.

Also begann das Kultusministerium einen Briefwechsel, der uns – wie oben angeführt – erhalten geblieben ist, und teilte Herrn Karl Hogrebe, Göttingen, mit, daß sein Saarlied zur Saarhymne geadelt werden solle. Hogrebe war natürlich hochofrend und machte alsbald Vorschläge, wie der Limbergersche Urtext auf die neuen politischen Verhältnisse zugeschnitten werden könne. So sehr die Saarbrücker Ministerialen penibel auf Autorenrechte achteten und jede von Hogrebe vorgeschlagene Veränderung mit dieser Elle maßten, so freiging der Herr Universitätsmusikdirektor mit dem Text um. Das hätte er nicht so ohne wei-

teres tun dürfen, denn das Urheberrecht von R. Limberger wäre theoretisch erst 70 Jahre nach dessen Tod erloschen. Der Gedanke, daß Hogrebe auch der Textautor gewesen sein könnte, ist ebenfalls nicht ganz von der Hand zu weisen. Geburtsjahrgang 1877, hätte er das vaterländisch-schwärmerische Gedicht durchaus mit 15 Jahren geschrieben haben können. Dies ist aber nicht belegbar. Belegt ist hingegen, daß Hogrebe der saarländischen Regierung außerordentlich dankbar war, daß sein Saarlied zur Saarhymne auserkoren worden war, und er überließ seinem Heimatland großzügig alle Aufführungsrechte, behielt sich lediglich vor, eine geplante Instrumentierung selbst vornehmen zu können. Das Kultusministerium diskutierte brieflich mit ihm die Frage einer einmaligen finanziellen Abgeltung, die dann anlässlich seines 75. Geburtstags am 13. März 1952 auf 1.000 DM festgesetzt wurde. Es wurde auch die Übergabe eines Ehrengeschens aus den Mettlacher oder Wadgasser Ateliers der Firma V&B erwogen, von dem aber später dann nicht mehr die Rede war.

Jedenfalls hatte nun der Liedtext seine offizielle Formulierung gefunden, wobei nur die erste und dritte Strophe einer Revision unterzogen wurden. Aus der ‚Heimat am Strande der Saar‘ wird die ‚Heimat im Lande der Saar‘. Das ist logisch im Sinne der Hoffmannschen Saarland-Ideologie. Schwieriger gestaltete sich die dritte Strophe. Mit den kaiserdeutschen Schlagworten und dem Begriff des ‚Saartals‘ war nach 1945 kein Staat mehr zu machen. Also modelte Hogrebe die ersten vier Zeilen wie folgt um:

*O Saarland, du Kleinod von strahlendem
Glanz,*

*O Land Du von Kohle und Eisen,
dir will ich gehören, dir weihen mich ganz,
nichts soll mich dir fürder entreißen*

Voilà, das könnte hinkommen, und so beschloß die Regierung in ihrer 107. Kabinettsitzung vom 29. November 1950: *„Der Vorlage des Innenministeriums wird zugestimmt. Die zweite Strophe des in Vorschlag gebrachten Saar-Liedes kommt in Wegfall.“*

Der Vorgang trägt die Tagebuchnummer G 1078/50 und steht unter der Überschrift: *„betr.: Saarlied (Nationalhymne)“.*

In der nach dem 4. November 1950 erschienenen, leider undatierten, Schrift von August Heinrich Lauriolle: *Was der Saarländer von seinem Staat wissen muß – Einführung in die*

Saarlandlied

Text: Gerhard Tänzler Musik: Karl Hogrebe



Ich rühm' dich, du freund-li-ches Land an der Saar, von fried-li-chen



Gren-zen um-ge-ben. Nie wie-der be-dro-he dich Krieg und Ge-



fahr, in dir möcht' ich im-mer-zu le-ben. Und gibst du uns



Ar-beit, so hat's kei-ne Not, wir wer-den die Mü-hen nicht scheu-



en, und Fes-te auch fei-ern zum täg-li-chen Brot, denn du, un-ser



Land, sollst uns freu-en, und Fes-te auch fei-ern zum täg-li-chen



Brot, denn du, un-ser Land, sollst uns freu-en.

Das Saarlandlied 2003, Ausriß aus der SAARBRÜCKER ZEITUNG vom 1.7.2003

saarländische Staatsbürgerkunde stehen im Vorsatz Noten und erste Strophe des bereits umgetexteten ‚Saarliedes‘, gefolgt vom ebenfalls revidierten Text aller drei Strophen, wobei die Autorenangabe „R. Limberger“ nicht ganz stimmt, denn er war an der Umdichtung ja nicht mehr beteiligt gewesen, es sei denn, hinter dem ‚Pseudonym‘ stecke Högbe.

Der Vorgang hatte, jenseits aller staatspolitischen Erwägungen, auch noch einen satirischen Hintergrund. Die saarländische Fußball-Nationalelf mußte gegen die Schweiz antreten. Dr. Groh notierte am 8. November 1950: „Am 22. 11. 50 soll die Hymne erstmals erklingen. (Fußballspiel Schweiz/Saarland).“ In welcher Form sie erklang, ist leider nicht mehr rekonstruierbar. Wer die Bräuche bei internationalen Fußballereignissen kennt, darf getrost davon ausgehen, daß irgendeine Fassung gespielt wurde.

Es wird auch überliefert, die Saarhymne sei 1952 bei dem Silbersieg der Saarländerin Therese Zenz in Helsinki gespielt worden. Als aber eine saarländische Delegation 1954 zur sogenannten Kultur-Olympiade nach Norwegen eingeladen wurde – die Mädchen in einem blau-weiß-roten, trachtenähnlichen Gewand –, spielte bei den offiziellen Auftritten der Gruppe in Oslo und anderswo die Frage einer saarländischen Hymne keine Rolle mehr. Man hatte vielleicht schon das Vergebliche des Tuns erkannt.

„Das Saarland hat jetzt eigene Hymne“

Als die SAARBRÜCKER ZEITUNG vom 19. März 2003 so titelte, lag das Kind bereits im Brunnen. Kultusministerium und Saar-Sängerbund hatten einen Wettbewerb durchgeführt, aus dem ein Saar-Text hervorgehen sollte. Bedingung war, daß er auf die 1928(!) entstandene Melodie von Karl Högbe in Hochdeutsch geschrieben sein mußte. Das Ergebnis waren 14 Einsendungen, von denen die des „bekanntesten Lyrikers Gerhard Tänzer“ (SZ) die Krone erhielt. Damit hätten Saar-Chöre ein saarlandtypisches Erkennungslied, das sie bei Auftritten nunmehr singen könnten.

Man darf einem Kultusministerium im Jahr 2003 dazu gratulieren, vor dem geschilderten zeitgeschichtlichen Hintergrund abermals einen Wettbewerb ausgelobt zu haben, der eine ‚Hymne‘ zum Gegenstand hatte. Man darf mutmaßen, daß es im Hause Schreier keine

wichtigeren Aufgaben zu lösen gibt. Der preisgekrönten ersten Strophe fügte der Autor noch zwei weitere hinzu, die der Referatsleiter für Breitenkultur, Erhard Seger, laut SZ wie folgt kommentierte: „Die waren zwar nicht Gegenstand des Wettbewerbs, aber Chöre haben dadurch die zusätzliche Möglichkeit, das Lied länger zu gestalten.“ Dem ist nichts hinzuzufügen.

Die zweite Runde im Wettbewerb hatte nun zum Ziel, die einstimmige Melodie von Karl Högbe für Chöre zu bearbeiten. Acht Komponisten reichten 30 Bearbeitungen ein, die von einer Jury unter Vorsitz des Saarbrücker Hochschullehrers Professor Theo Brandmüller bewertet wurden. Brandmüller: „Die Arbeiten waren handwerklich gut, einige exzellent. Die haben wir ausgewählt.“ Zack!

Am 15. Juli 2003 schließlich titelte die SZ: „Auf, Ihr Hymnen-Sänger!“, um gleich resigniert festzustellen, daß die Resonanz auf die zweite Runde des Wettbewerbs ‚bescheiden‘ gewesen sei. Mittlerweile hatte nämlich der saarländische Musiker Herry Schmidt ein poppiges Arrangement der Hymne geschrieben, das Mitte August öffentlich aufgeführt werden sollte. Weitere Aufführungen sollten beim Saarlandtag in St. Wendel stattfinden.

Seitdem hat man von der Saarland-Hymne nicht mehr viel gehört. Über den Text von Gerhard Tänzer wollen wir den christlichen Mantel des Schweigens breiten. Die Melodie war auch bei diesem Versuch, eine saarlandweite Hymne zu kreieren, nicht zu beanstanden. Es darf aber abschließend gefragt werden, ob Hymnen noch in unsere Zeit passen, vor allen Dingen neue Texte. Gerade im Saarland hätte man wissen dürfen, daß sich die Hymnensuche zu einem Kreuzweg auswachsen kann.

Europa braucht den Blick nach vorne, und es ist eigentlich recht unerheblich, ob ein saarländischer Kinderchor etwa in Hamburg oder München den Text der dritten Strophe intoniert:

*Wir werken mit Witz, und wir trinken den
Wein,
und ziehen wir weit weg auf Reisen,
dann faßt uns die Sehnsucht, wir möchten
daheim
mit Freunden gut saarländisch speisen
und so weiter und so fort.*

So sieht und liebt uns der Rest der Republik. Belassen wir es dabei.

Kluge Frauen, wilde Helden, treue Hunde

Die Gräfin Elisabeth von Nassau-Saarbrücken zwischen Deutschland und Frankreich

Von Wolfgang Haubrichs

Der Autor des vorliegenden Textes ist Mit-herausgeber des Sammelbandes *Zwischen Deutschland und Frankreich. Elisabeth von Lothringen, Gräfin von Nassau-Saarbrücken* (hrsg. von W. Haubrichs und H.-W. Herrmann unter Mitarbeit von G. Sauder, Röhrig Universitätsverlag, St. Ingbert 2002). In diesem Band wird nicht nur das literarische Schaffen Elisabeths von Lothringen gewürdigt, ihre in deutscher und französischer Sprache verfaßte Korrespondenz vorgestellt und ihr Wirken als Landesfürstin dargestellt. Er erörtert auch sprach- und literaturwissenschaftliche, kultur- und kunstgeschichtliche Aspekte, die Leben und Werk Elisabeths berühren.

Es spielt vor ungefähr 600 Jahren: Eine Gräfin wird geboren, nein, eine Herzogin, fast eine Herzogin – sie kommt aus einer Nebenlinie des Hauses Lothringen, dessen Residenz zu jener Zeit Nancy ist, aus dem Herzogshause, dessen direkte Nachkommen später das Haus Habsburg-Lothringen, das österreichische Kaiserhaus bilden, seitdem Maria Theresia den letzten Sproß der Lothringer heiratete, dieser aber auf Lothringen verzichtete, um dafür die Toskana einzutauschen, auch nicht schlecht.

Es ist ungefähr das Jahr 1398, die Szene spielt in der kleinen Residenzstadt Vézélise im südwestlichen Lothringen oder im nahegelegenen Schloß Vaudémont, heute eine Ruine, gelegen auf dem südlichen Sporn des heiligen Berges von Lothringen, der *Sainte montagne de la Lorraine*, wo man die blaue Kette der Vogesen sehen kann. Ist sie eine Französin, diese halbe Herzogin, deren Onkel wirklich *duc de la Lorraine* ist?

Ja und Nein! Der Sprache nach sicherlich, man hat französische Politiker und Dichter in der Familie, und die Sprache des Landes ist französisch. Aber das Land gehört nicht zum Königreich Frankreich, es gehört zum Imperium, zum Kaiserreich, das nicht nur Deutsche, sondern auch Slawen, Romanen und Italiener umfaßt. So hat sie sicherlich von früh an, standesgemäß gewiß, auch Deutsch gelernt. Sie muß es gut verstanden, gesprochen, geschrieben haben, denn sie wird einmal zur bedeutendsten Kulturvermittlerin zwischen Frankreich und Deutschland werden, zur Übersetzerin französischer Romane, zur Gründerin des deutschen Prosaromans.

Über ihre Jugend weiß man wenig, doch ist bekannt, daß ein Großonkel mütterlicherseits und vor allem ihre eigene Mutter Margarethe intensives Interesse für Literatur zeigten, daß am nahen Hof der nah verwandten lothringischen Herzöge zu Nancy Bücher gesammelt werden, damals keine Selbstverständlichkeit, daß eine fürstliche Bibliothek aufgebaut wurde, daß ihr Bruder Antoine sich als Dichter in französischer Sprache betätigte. So wird sie Anregungen und Bildung empfangen haben.

Im Alter von etwa 14 Jahren, auch dies keine Seltenheit in Fürstenhäusern des späten Mittelalters, damit quasi als ‚Teenager‘, wurde sie mit dem um 30 Jahre älteren Philipp Graf von Nassau und Saarbrücken verheiratet, dessen aus dem hessischen Weilburg kommender Vater selbst erst durch Heirat der Erbtochter an die Saar gekommen war. Die Grafschaft umfaßte Territorien in Hessen, am Main, in der Pfalz um Kirchheim-Bolanden, im Saarland, in Lothringen, an der oberen Saar, bei Metz und weit westlich an der Maas, südlich Verdun, in Commercy: dort, wo die köstlichen Madeleines herkommen. Er war einer der mächtigsten und angesehensten Territorialfürsten zwischen Oberrhein und Maas. Er stand in engem Kontakt zu den Wittelsbachern und Luxemburgern als Anwärter auf die deutsche Königskrone, war aber auch Mitglied des Großen Rates des französischen Königs Karl VI.: Zwischen Deutschland und Frankreich.

Von dem Leben der jungen adligen Frau an der Seite ihres rastlosen Mannes wissen wir wenig. Kinder kamen, das erste sechs Jahre nach der Heirat, das letzte 14 Jahre danach, insgesamt zwei Söhne, eine Tochter, Margarethe, selbst wieder eine Büchersammlerin,

deren kostbares Gebetbuch heute in Weimar liegt. Dann starb, mit 61 Jahren, ihr Mann, im Jahre 1429, beigesetzt im Kloster Klarenthal in Wiesbaden. Daß sie ihm ein treues Andenken bewahrte, beweist der Gedenkeintrag zum Todestag in Elisabeths Gebetbuch. Dem tat auch nicht Abbruch, daß Graf Philipp mindestens fünf uneheliche Kinder gehabt hatte, sogenannte ‚Bastarde‘; auch dies war nicht ungewöhnlich im damaligen Adel: Sie waren reputierlich und wurden mit Verwaltungsaufgaben in der Grafschaft betraut.

Die legitimen Kinder, erberechtigt, waren noch unmündig. So kommt jetzt die große Zeit der lothringischen Herzogsnichte. Von nun an führt sie – ausgezeichnet dokumentiert – für viele Jahre und das in andauernden Kriegen und Fehden zwischen dem Bischof von Metz, den Herzögen von Lothringen und Bar-le-Duc, Burgund und Frankreich, diplomatisch lavierend, die Geschäfte – geschickt und klug, selbst den Krieg vermeidend, dabei Rückschläge und gewisse Verluste einkalkulierend, aber doch den Kern der komplexen Grafschaft, die sich über ca. 300 km West-Ost erstreckte, für ihre Söhne bewahrend.

Gelegentlich treffen wir sie in Metz, einem der großen Heiligenspiele an Festtagen, Ereignissen, vergleichbar unsern Opern und Musicals, zuhörend. Aber das Wunder bleibt eigentlich, daß sie während dieser Zeit, in der sie selbst Politik machen muß, dazu kommt, einen Zyklus von vier Epen, sogenannten *Chansons de Geste* („Tatenliedern“) aus dem Französischen ins Deutsche zu übersetzen, ja zu kleinen Romanen umzugestalten.

Was war der Inhalt dieser Romane? Alle kreisten sie um abenteuerliche Geschehnisse aus der Zeit Karls des Großen und seiner Nachkommen, erzählten, auf welchen wilden schwankenden Grund die eigene adlige Herrschaft auch noch im späten Mittelalter gebaut war:

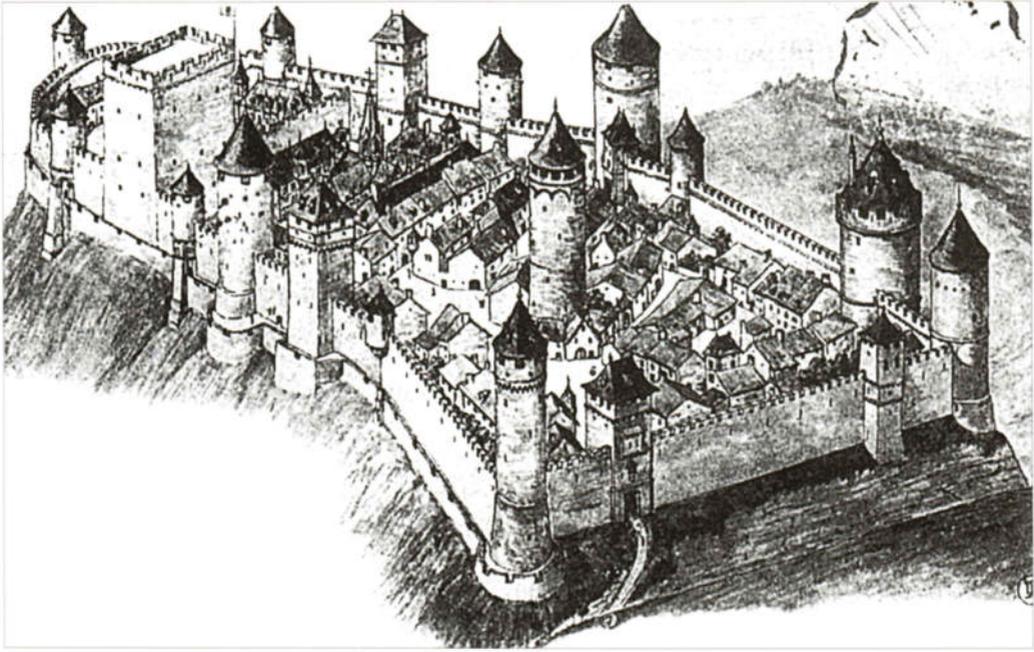
Elisabeth begann mit der Geschichte von *Herpin von Burges und seinem lieben son Lewe*, auf französisch *Lion de Bourges*, mit dem die lothringischen Herzöge und die anverwandten Anjous als Könige von Sizilien und Herzöge von Kalabrien verwandt sein wollten. Das Epos beginnt mit einem Eklat am Hofe Karls des Großen zu Pfingsten, mitten in einem großen höfischen Fest. Herpin, der Herzog von Bourges, rächt einen Schimpf, den ihm sein Gegenspieler, Herzog Clarius,



Tumba der Elisabeth von Lothringen im Chor der Stiftskirche St. Arnual, Saarbrücken; diese wie alle anderen Abbildungen sind dem im Vorspann erwähnten Sammelband entnommen.

zufügt, in Selbstjustiz und enthauptet den Verleumder: *darumb muß er vor aller Ritterschaft sterben, zog damit sin schwert auß und drat für Clarien ... und zerspielde [zerspaltete] im sin heubt*. Fürwahr, keine guten Sitten!

Damit hat er sich außerhalb der vom Kaiser garantierten und den Königshof als besonderen Friedensbezirk umfassenden Rechtsordnung gestellt. Er wird zum Tode verurteilt, nur der Fürsprache seiner einflußreichen Verwandten hat er es zu verdanken, daß das Urteil in Verlust seiner Besitztümer und Verbannung umgewandelt wird. Dieses Urteil löst eine bunte, nur mit *Star Wars* zu vergleichende Serie von Abenteuern, Irrfahrten, Kämpfen und Eroberungen aus, die über drei Generationen reicht. Herpin wird sein Erbland nie wiedersehen, er fällt im Kampf einem Verräter zum Opfer. Erst sein Sohn Lewe – von einer

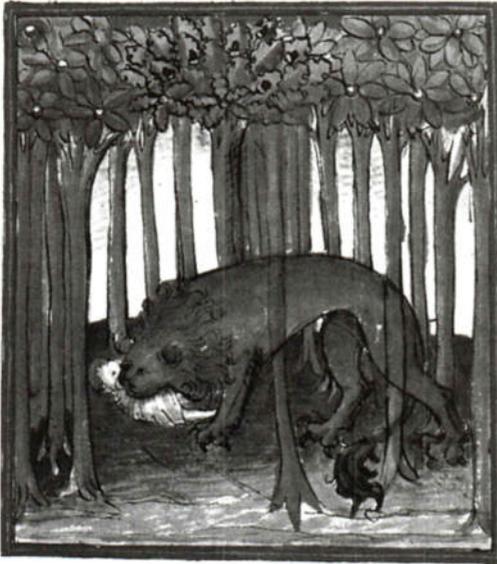


oben:

Rekonstruktionsversuch von Burg und Stadt Vaudémont vor 1636.

links:

Eine Löwin trägt das von Herpins Frau geborene Kind weg, Miniatur aus der Herpin-Handschrift Heidelberg, Cod. Pal. Germ. 152.



treuen Löwin aufgezogen (s. Abb. oben) – kann Bourges zurückerobern, doch das vor allem auf Grund jenseitiger Hilfe: Er erlöst einen toten Ritter aus seiner schmachvollen Grabstätte – ein Wirt hatte ihn wegen Zechprellerei in den Rauchfang gehängt. Der ‚dankbare Tote‘ hilft dem Helden von nun an beständig als überirdischer „weißer Ritter“. Dieses beliebte, heute freilich eher seltene Erzählmotiv besitzt hier die Funktion, die Begnadung des Helden auszudrücken, der sich am Ende seines Lebens zu Buße und Reue in eine Einsiedelei zurückzieht. Erst Lewes Söh-

nen gelingt die endgültige Befreiung des Landes von ungerechten Tyrannen.

Auch die zweite Erzählung, die Elisabeth übersetzte, setzt bei Karl dem Großen ein: Es ist mit den Worten Elisabeths das *buch von koning Karl von franckrich und siner husfrouwen* [Gemahlin] *Sibillen die umb eines gewerch willen verjaget wart*, auf französisch die *Chanson de la reine Sibille*. Es handelt sich um eine – natürlich völlig unhistorische – Adaption des Sagenmotivs von der verleumdeten und vertriebenen Frau, handelt von elendem Verrat und großer Treue. Ein mißgünstiger bössartiger Zwerg legt sich in unehrenhafter Liebe zu der schlafenden keuschen Königin; der von der Jagd zurückgekehrte König findet das unfreiwillige Paar und läßt die Königin zum Feuertode verurteilen; erst der Umstand, daß sie ein Kind erwartet, und die Fürbitte großer Paladine vermögen den König dazu zu bewegen, die Strafe in Verbannung zu mildern. Die danach folgende abenteuerliche Geschichte wird bewegt von den großen Affek-

ten der Menschen, doch hält Gott seine Hand über alles Geschehen. Nach ausdauernder Verfolgung durch einen schurkischen Verräter, nach unglaublichen Irrfahrten und Gefährdungen, nur beschützt von einem ungestalteten Bauern und einem in Buße ehrlich gewordenen Dieb und Zauberer wird die verfolgte Unschuld endlich reumütig von dem die Wahrheit erkennenden großen König Karl wieder aufgenommen. Gerade die ‚Sibille‘ – in ihrer Erzählstruktur nicht ungeschickt angelegt – zeigt romaneske und groteske Motive und Charaktere, die das eher an eindimensionale Adelhelden gewöhnte Publikum zu faszinieren vermochten – so wie heute der Kampf zwischen guten Jedi-Rittern und bösen, dunklen Weltraum-Maschinenmonstern: Zweikampf nicht zwischen zwei gerüsteten Rittern, sondern zwischen dem Verräter und dem bis über den Tod treuen Hund seines Opfers, der erste treue Hund der deutschen Literatur; dann ins Gute gewendete Wundertaten eines ehemals bösen Magiers, der nun selbstlos für die hilflose Mutter und ihr Kind sorgt; schließlich die komische, mit treuem Heldenherzen und dickem Knotenstock bewaffnete Heroengestalt des hilfreichen Bauern Warakir.

Über sich selbst hinaus weist Elisabeths Sibyllenhistorie durch die genealogische Notiz über Karls Nachkommen am Schluß. Nachdem Karl seine Gattin und seinen Sohn Ludwig in die Arme geschlossen hat, die Verräter am Galgen gehängt wurden, heißt es:

Also wart könig Karl und sin husfrouwe wol gesünt und gewonnen darnach eyne sone der wart ein keyser zu Rome und wart genant lohir. darnach gewonnen sye ein dochter; die wart ein Gräffyn zu pontus, die gewan eyne sone hiesz isenbart. der was der; den sin vetter könig ludewig verjagete usz allen Crysten landen als ir hernach werdent horen.

Genau diese Geschichte erzählt Elisabeth in ihrem dritten Roman – *Loher und Maller*. Erneut nimmt die Geschichte ihren Ausgang vom Hofe des nun schon alten Karls. Der jüngere Sohn Karls nämlich, Loher (wir würden sagen: Lothar), *nam in allen tugenten zuo / und was geil und frölich. Damit geveile er den frauen so wol / daz sie in so lib gewonnen*

Die bisher als Küchenjunge verkleidete Herzogin präsentiert sich entblößt der Florie: Herpin-Handschrift Heidelberg UB Cod. Pal. Germ. 152 fol. 189 verso.

daz es die ritterschafft ser verdroß gemeinlich. Im Klartext: Er verführte eine Adelstochter nach der andern. Die erzürnten Väter der verführten Töchter klagen Loher an und erreichen seine Verbannung. Damit nimmt die Handlung ihren Anfang und wird in drei Teilen organisiert. Der erste Teil spielt das Motiv vom getreuen und ungetreuen Freund durch: Loher wird durch einen Verräter gefangen genommen, mit Hilfe des treuen Gesellen Maller aber befreit und schließlich sogar König von Konstantinopel. Der zweite Teil variiert das Motiv von den „feindlichen Brüdern“: Inzwischen ist nämlich König Karl gestorben und Ludwig – der Erstgeborene – hat seinen Platz eingenommen, den er auch dem rückkehrenden Loher nicht räumt. Der Erbstreit der Brüder wird vom Papst geschlichtet: Ludwig soll französischer König bleiben, Loher wird Kaiser von Rom. Die bösen Räte Ludwigs, identisch mit den einstmals betrogenen Vätern, entmannen Loher – auch eine radikale Problemlösungsstrategie – angeblich aus Rache, in Wahrheit jedoch aus staatspolitischen



Gründen; die Entmannung soll den Nachkommen Ludwigs auch das Kaiserreich sichern. Umsonst: Sie wissen nicht, daß Loher im Orient bereits einen Sohn hat, Marphone, den König von Griechenland. Nach wechselvollem Kampf schlagen Loher, sein Freund Maller und Marphone gemeinsam die Verräter, die hingerichtet werden. Nach einem Intermezzo, in dessen Verlauf Loher seinen unerkannten Freund Maller im Zweikampf tötet und damit einen Rachefeldzug der Verwandten Mallers auslöst, verkündet der Papst eine neue Weltordnung, welche Lohers Nachkommen vom Kaisertum ausschließt. Frankreich soll Erbkönigtum bleiben, das Kaiserreich aber soll eine Wahlmonarchie werden, in der stets der Stärkste und Beste zum Herrscher gekürt wird. Hier gab das Epos – und das ist wichtig – eine Antwort auf die noch die Zeitgenossen Elisabeths bewegende „Frage, wie es denn zu erklären sei, daß die römische Kaiserwürde und die französische Königswürde nicht mehr wie bei Karl dem Großen auf einen Monarchen vereinigt sind, andererseits das Königtum noch weiter, das Kaisertum aber nicht mehr auf Erbfolge beruhte“ (Gaston Paris).

Das Epos hat noch einen dritten Teil: Dieser dritte Teil des *Loher und Maller*-Epos, der stoffgeschichtlich auf die alte *chanson* von *Gormond et Isembard* zurückgeht, wird von den Interpreten oft nur als Anhängsel betrachtet, doch genau hier, im Kampf des Neffen Isembard gegen den legitimen König Ludwig, wird eine Antwort auf eine weitere reichsgeschichtlich-genealogische Frage gegeben: Wie kam es, daß Karls des Großen Geschlecht im Königtum Frankreichs durch ein anderes Geschlecht abgelöst wurde? Dadurch nämlich, daß der schwache König Ludwig keine Söhne hat, zum Verderben Frankreichs, wie *die Historie Hug Schaplers meldet* – so Elisabeth in einer Vorausdeutung auf ihre letzte Übertragung, die sie am Ende des Epos nochmals verstärkt: Ludwig ist trotz siegreicher Schlacht auf den Tod verwundet, er stirbt in Metz, wo in der Tat Ludwig der Fromme, Sohn Karls des Großen, begraben lag. Er, der König, *liesz ein einich [einzige] tochter; die hiesz marie, die wart eym gesellen, der hiez huge scheppele, zu elichem wibe und wart eyn konig Inn franckrich, das erwarbe er mit siner kunheit, als man dasz in sime buche eigentlich findet.*

Die Geschichte des Stammvaters des neuen Geschlechts der Könige von Frankreich er-

zählt Elisabeth *in sime buche*, im *Huge Scheppele*, dem eingedeutschten Namen für Hugues Capet, der in der Tat in der Vorzeit, im zehnten Jahrhundert, ein neues französisches Königshaus, die Dynastie der Kapetinger, begründete, die bis zur französischen Revolution existierte. Es ist der unaufhaltsame, von Gott begünstigte Aufstieg eines archaischen, von feudaler Vitalität erfüllten Krafthelden bis zur höchsten Würde Frankreichs.

Hug Scheppele wird als Sohn eines Ritters und einer Metzgerstochter geboren. Nach dem Tode des Vaters pflegt Hug einen aufwendigen adligen Lebensstil, bringt jedoch alsbald sein Hab und Gut durch, kommt damit – wie die Übersetzerin sagt – aus der *art* des Adels. Erst sein reicher Pariser Metzgersonkel gibt ihm neue Ausrüstung und neues Startkapital und damit auch eine neue Chance. Er geht zunächst auf Abenteuerfahrt, im Hennegau und in Brabant verführt er in kürzester Zeit die schönsten Töchter des ansässigen Adels und zeugt zehn Söhne. Nach Paris zurückgekehrt, greift er in den ausgebrochenen Konflikt zwischen einem aufständischen Kronvasallen, der die Erbtochter des Königreichs zur Heirat zwingen will, und der verwitweten Königin ein. Er tötet den Rebellen; im Kampf gegen seine Anhänger, die Paris belagern, zeichnet sich der kühne *wol gestalte man* so aus, daß man ihn zum Herzog von Orléans beruft, ihn mit einem spektakulären königlichen Pfauenmahl ehrt, ihm das königliche Lilienwappen und die königliche Rüstung überträgt. Seine zehn Söhne, von seinem Ruhm angelockt, stoßen zu ihm, zeichnen sich ebenfalls durch – ererbte – Tapferkeit aus und helfen ihm gegen die Feinde. Der Vorkämpfer Frankreichs erhält schließlich die Tochter des Königs Ludwig zur Frau und wird neuer König, zeugt wiederum *vil sun* und damit eine neue Dynastie. Auch einen gefährlichen Aufstand seiner Gegner kann er niederschlagen. Die Verräter werden hingerichtet.

In *Huge Scheppele* wird ein feudales Wunschbild der *herrlichkeit*, ein adliges Herrenideal, das sicherlich für die Zeit der Elisabeth schon nahezu unerfüllbar geworden war, nach Art und Weise der *chanson de geste* in die Vorzeit projiziert. Der charismatische Held ist geprägt durch seine *art*, seine Natur, die ihm Stärke, Kühnheit, Ausdauer, Geschicklichkeit, Gewaltlust, Schönheit, erotische Attraktivität und als Zeichen seines Heils – anders als etwa dem

heillosen König Ludwig beschieden war – eine unbändige Zeugungskraft mitgibt. Seine Körperkraft und Kühnheit schenkt ihm stets den Sieg über seine Feinde, seine militante Vitalität wird – hier wirkt das Erbteil der Metzgerstochter mit – bis zur Brutalität gesteigert, wenn man von ihm sagt, daß er das Fleisch seiner Feinde *schrote* wie auf einer Metzbank. Diese Außerordentlichkeit, diese Exzessivität des Vorzeithelden, der in Harmonie von ungehemmter kriegerischer Virtus und ungehemmter Sexualität das Recht der Individualität, des autonomen Helden gegen die Umwelt zu behaupten scheint, bleibt aber dennoch, und das ist das Besondere des Epos, eingebunden in das Recht. Sie ist nur erträglich, weil alle Kämpfe Hugs Kämpfe sind gegen Verrat und Hinterlist, Kämpfe „im Dienst der gerechten Sache des legitimen Königums gegen verräterische Verschwörungen des Adels“ (Walter Seitz).

Der Metzgerssohn im Kriege ist zugleich ein Höfling bei Hofe, der als Aufsteiger die gesetzte Ordnung respektiert und so integriert werden kann. Kühnheit und Unerblichkeit im Kampf vereinbart er mit Sanftheit im gesellschaftlichen Gebaren. So vermag seine Umgebung in ihm alle Helden der Antike und des Mittelalters wiederzuentdecken: Hector und Melidus, Roland und Olivier, Wilhelm von Orange, Otger von Dänemark, Judas Makkabäus und Alexander, er übertrifft sie alle. Seine paradoxe Harmonie von autonomer Vitalität und höfischer Gesellschaftlichkeit befähigt ihn zum Königtum. Das Faszinosum wird im Epos der Elisabeth selbst ausgesprochen:

Das iest keyn wonder nit: eyn man ist nit dann eyn man. Dannoeh ist eyn man zehen ander man wert / So nu eyner gut getruwe ist und küene ist / wol geschicket, von allen glyddern lieplich wol getan / und das er sich fochten dut / alle die, die wyedder yene strydent odir fechtent / und ouch heldet, was er gelobet / So sol er des ouch gebessert werden und liep gehabt sin /

Der Außerordentliche ist gekennzeichnet durch Treue, Gewandtheit, Schönheit und Kampfkraft. Ob Elisabeth von einem solchen Mann, einem solchen Helden geträumt hat, der ihr in den Kämpfen ihrer Regentschaft gegen die begehrliehen und neidischen Nachbarn beistehen konnte? Wir wissen es nicht.

Es werden auch zu ihrer Zeit nicht mehr

allzu viele solcher in jeder Beziehung außerordentlicher, außerhalb der Ordnung stehender Mannsbilder zur Verfügung gestanden haben. Man kann sich aber vorstellen, daß der Vortrag solcher wilder Geschichten von vitalen tapferen Helden und tapferen, treuen Frauen am Saarbrücker Hofe Eindruck bei den Hörern gemacht haben wird.

Doch ist dies nicht die einzige Intention, welche die begabte Gräfin verfolgte. Noch viel deutlicher ist, daß sie mit den vier Epen um Karl den Großen und den Gründer des französischen Königums ihr eigenes Haus, ihre eigene Abstammung feiern wollte, führte sich dieses doch auch auf die Kapetinger zurück. Es sind also die ersten deutschen Romane ein Ausdruck fürstlichen Selbstbewußtseins, das sich im Stolz gerade auf die französischen Könige als Ahnen artikulierte.

Im Jahre 1456 starb die Gräfin Elisabeth. Sie wurde in der Saarbrücker Stiftskirche St. Arnual begraben, wo ein prunkvolles Grabmal ihre lothringische Herkunft und ihre Gestalt in Witwentracht bis heute bewahrt (siehe Abb. S. 94). Auch dieses Grabmal ist Ausdruck ihres Selbstbewußtseins: es steht dort, wo sich sonst der Altar befand, mitten im Chor der gotischen Kirche. Ihre Romane ließ einer ihrer Söhne abschreiben, in drei kostbar farbig illustrierten, heute in Hamburg und Wolfenbüttel liegenden Handschriften, die Bilder aus dem höfischen Leben des späten Mittelalters vor unsere Augen stellen. Ihre literarische Leistung, Deutschland französische Kultur zu vermitteln, in der Form der ersten Romane in Prosa, die schon bald in Straßburg und anderswo gedruckt wurden, hat ihr eine bleibende Position in der Geschichte der deutschen Literatur gesichert.

Noch eine weitere Arbeit wird Elisabeth gelegentlich zugeschrieben: Die Pilgerschaft des träumenden Mönchs, die Übersetzung einer allegorischen Dichtung des französischen Zisterziensers Guillaume de Digueville. Der Mönch erlebt im Traum seinen eigenen Kampf und Weg zwischen personifizierten Lastern und Tugenden, begleitet von übernatürlichen Helfern, viele Stationen und Gefährdungen bis zu seinem seligen Ende durchlaufend. Die Übersetzung gehört sicherlich nicht Elisabeth an, aber doch – wie ihre Sprache zeigt – in ihren literarischen Umkreis. Eine Handschrift ist im Besitz ihrer Tochter Margarete bezeugt und kommt später durch Erbschaft in die Bibliothek des Hauses Sayn-Wittgenstein. Eine zweite kommt mit anderen Handschriften wohl aus dem Besitz des Hauses Nassau-Saarbrücken nach Hamburg. Eine dritte liegt in Darmstadt. Drei eingemalte Wappen zeigen, daß sie einmal einer Saarbrücker Vasallenfamilie gehörte.

Der Himmel kann die Farbe ändern

Ulrike Kolb, *Diese eine Nacht*, Roman, Klett Cotta, Stuttgart 2003, 189 S.

„Zott ... komm ... der Himmel kann die Farbe ändern...“ – Vera sitzt am Bett von Zott, ihres Zott, ihres Freundes, Vertrauten, Geliebten, Bruders Zott und erzählt, redet, singt – nur schweigen darf sie nicht. Zott ist nach einem Unfall ohne Bewußtsein, „... Zott ... komm ...“, in der Ferne, abgetaucht irgendwo in den Tiefen des Zwischenreiches von Leben und Tod, von Licht und Schatten. Er entzieht sich einmal mehr „... wo bist du – Zott? ...“ Und Vera, herbeigerufen von den Ärzten – „... und wieso eigentlich mein Name in deinem Adreßbuch, und darüber der Satz: *Für den Fall, daß mit etwas zustoßen sollte?* ...“ – erzählt um sein Leben. Sie solle mit ihm reden, hat die Schwester gesagt, „... streicheln Sie ihn, regen Sie alle seine Sinne an, singen Sie ihm etwas vor“.

Und Vera redet. Redet ihn durch das Dunkel. Redet die ganze Nacht hindurch. Diese eine Nacht, die 189 Seiten des Buches ein einziger atemloser Satz, ein äußerer Monolog.

Mit der Erzählkonstruktion, die sie für ihren Roman gewählt hat, steht Ulrike Kolb in der Tradition orientalischen Erzählens. Erzählen, um sein Leben erzählen im Wettlauf mit dem Tod. Es ist eine Nacht aus tausendundeiner. Wie bei Scheherazade soll die Macht des Erzählens die Macht der Zeit überwinden, die Macht von Krankheit und Schrecken. Soll das Wort dem Schicksal Einhalt gebieten, die Phantasie über die Realität den Sieg davontragen.

Der Rahmen, in dem erzählt wird, eine Intensivstation, darin eine Erzählerin, die nicht weiß, ob ihre Worte einen Zuhörer erreichen. Und eine Lebens- und Liebesgeschichte. Kein Kontinuum, nur Bruchstücke.

Vera muß reden, und also auch etwas reden, ihre Worte mit Inhalt füllen – allmählich sich vertiefende Reflexionen während des Sprechens. Sie, die Journalistin, monologisiert über sich und über ihn, den Künstler, den Einzelgänger, über sie beide, ihre Freundschaft seit Kinderzeiten, ihre Seelenverwandtschaft, ihre Liebe, ihr Nieaus-den-Augen-verlieren. Einander zugetane „Immerlinge und Ewiglinge“. Sie sind ruhelos

Suchende, schon mit Ringen unter den Augen zur Welt gekommen. „Mensch, Zott ...“

Sprache war Vera und Zott immer wichtig, die Stimme des anderen zu hören, die Worte des anderen zu lesen. Sie schreiben sich Briefe, manchmal zwei am Tag, „... als würden die Dinge erst wirklich, wenn ich sie dir erzählt hatte ...“. Vera, die sich jede Ausrede einfallen läßt, um Zotts Stimme am Telefon zu hören; „... Bitte, ich flehe Sie an, es geht um Leben und Tod! ...“ nun geht es wirklich darum. Und Vera bleibt nur, mit ihrer Stimme als „akustischer Nabelschnur“ den Schlafenden, den Todesnahen mit dem Leben in Verbindung zu halten, „... antworte doch, Zott ...“.

Nachtwachend, dem assoziativen Lauf ihrer Einfälle und Gedanken folgend, erzählt sie um seine Seele – eine einzige lange Beschwörungsformel, eine Anrufung, ein Lockgesang ins Leben „... wach auf, Zott ...“. Sie singt ihm vor, berührt und küsst ihn seelennah und körpernah.

Unterbrochen und durchdrungen vom Rahmen Gegenwart, der Schwester, dem Arzt, dem monotonen Geräusch der Apparaturen, dem Mond vor dem Fenster, ihren müden Beinen.

SEX & CRIME

es lesen :

SCHAUSPIELER des SST & GÄSTE

DienstSAGS 23h

BAR central

NAUWIESERSTRASSE 38b 66111 SAARBRÜCKEN

Rezensionen

„... Weißt du noch ...“ 40 Jahre gemeinsam zugebrachtes, rastloses durchliebtes durchlittenes Leben, das zu keiner Zeit ein selbstverständliches ist. Allmählich verdichtet sich das Erzählte an einigen Stellen, nimmt Lebensfäden auf, die verknüpft waren, die auseinander liefen, nebeneinander her, die sich verwirrt und verwickelt haben. Fügt sich zu einem Bild dieser Beziehung, gewinnt die Geschichte auch als Zeitgeschichte Kontur.

Lebensabschnitte, Lebensentwürfe, „erinnerst du dich ...“ Internat in Königsfeld, Studium in Berlin, Steppenwolf und Kafka, billige Hotels, „... Zott – kannst du mich hören ...“ 68er Demos, Ferien am Meer, die Kinder, die Kunst, die Lieben, die Krisen, gelebte Zeit, das Scheitern, das Altwerden „... mein Leben kommt mir wie eine Ansammlung verlorener Zeit vor ...“.

Die Intensität des Erzählens wirkt wie ein Sog, der den Leser in diese Geschichte ohne Anfang und ohne Ende hineinzieht. Mit einer Fülle von Motivketten verknüpft Ulrike Kolb das Erzählte, die Reflexionen und Erinnerungen, zu einem Netzwerk. Es ist ein Roman über die Notwendigkeit der Sprache und des Erzählens, des Sich-Mitteilens. Die Notwendigkeit, das eigene Leben zu dem Kontinuum einer Geschichte zu formen, um sich selbst des Lebens zu vergewissern. Sich durch die Haltlosigkeit des Dunkels ins Licht zu erzählen. Am Ende des Romans ist die Nacht vorbei.

Margot Behr

Die Welt da draußen

Anton Betzner, *Basalt*, mit einem Nachwort von Günter Scholdt, (Sammlung Bücherturm Bd. 3, hrsg. v. Günter Scholdt und Hermann Gätje), Röhrig Universitätsverlag, St. Ingbert 2003, 395 S.

Ein Dorf in Deutschland nach dem ersten Weltkrieg ist der Schauplatz von Anton Betzners Roman *Basalt*. Erstmals 1942 im *Societätsverlag* Frankfurt erschienen, 1948 in einer veränderten Fassung im Badischen Verlag Freiburg veröffentlicht, wurde der Roman nun auf der Basis der Textgrundlage von 1948 in der Reihe *Sammlung Bücherturm* von Günter Scholdt und Hermann Gätje neu herausgegeben.

Der 1895 in Köln gebürtige Anton Betzner arbeitete nach einem Musikstudium als Journalist bei der *FRANKFURTER ZEITUNG* und beim Rundfunk, sowie später als Redakteur für Alfred Döblins Nachkriegszeitung *DAS GOLDENE TOR*. In den 30er Jahren lebte Betzner zunächst in Saarbrücken, wo er die Arbeit an *Basalt* abschloß, und nach dem Krieg unter anderem in Fehingen, Schauplatz seines Romans *Die schwarze Mitgift* (1956). Er starb 1976 in Spanien, wohin er 1963 ausgewandert war.

Hainrod – so der Name des Dorfes in *Basalt* – liegt inmitten eines Waldes und der Ländereien eines Barons, so daß für die wenigen Bauern „kaum was übrigbleibt“ (vgl. S. 13). Nach einem halbherzigen und mißlungenen Versuch revolutionärer Umstürze regiert hier wie seit eh und je das Feudalrecht des Barons und seines Pächters: Holzrecht, Gerichtsbarkeit, das Obrigkeitsdenken der Bauern – alles wie seit Jahrhunderten, als Landgraf und Freiherren befahlen und die leibeigenen Bauern gehorchten. Auf den ersten Blick erscheint so eine geschlossene Welt, mit festgefügtten, klaren Hierarchien innerhalb der Dorfgesellschaft, der Familien, zwischen Männern und Frauen, Alt und Jung – als *mise en abyme* beeindruckend in einem wiederentdeckten Fresko in der Dorfkirche festgehalten und beschrieben (vgl. S. 216 ff.). Verstärkt wird der Eindruck der Abgeschlossenheit auch durch das Mißtrauen und die Abneigung der Bewohner gegenüber den Städte(r)n, irgendwo „da draußen“, als verdächtig wird jeder beäugt, der von dort kommt oder gar dorthin geht.

Der Roman beschreibt jedoch eine Dorfgemeinschaft, deren Traditionen und Wertvorstellungen sich bereits im Umbruch befinden, denn „die Welt da draußen“ (S. 270) ist in Hainrod längst angekommen. Zum einen entwickelt sich die überwiegend agrarwirtschaftlich strukturier-

te Gesellschaft zu einer zusehends industrialisierten. Der Basalt bildet das Fundament des Dorfes im konkreten wie ökonomischen Sinne, aus ihm sind Kirche und Häuser gemauert, selbst auf den Äckern liegt er „rot und blasig“ (S. 127). Die Landwirtschaft ist in Hainrod nicht mehr die einzige Erwerbsquelle, vielmehr sorgt der Basaltsteinbruch für das wirtschaftliche und finanzielle Auskommen der meisten Dorfbewohner, sei es als Arbeiter, Handwerker oder (ehemalige) Landwirte. Die Situation im Dorf spitzt sich zu, als ein weiterer Steinbruch eröffnet wird. Was sich im Dorfleben, den sozialen, familiären und hierarchischen Strukturen und Traditionen bereits durch die zunehmende Technisierung und Industrialisierung verändert hat, führt nun endgültig in eine Katastrophe, zum Raubbau an Natur und Mensch, zur Zerstörung der dörflichen Gemeinschaft bis hin zu einem Mord.

Zum anderen hat der vergangene Weltkrieg das Denken der Menschen im Dorf verändert. Geblieben sind physische und psychische Verletzungen, Alpträume und Anfälle, „wie Gift, das [...] nicht ausgeschwitzt wurde“. (vgl. S. 22). Äußerlich sichtbar bleibt der Krieg in der Kleidung der Männer, die die zerschlissenen Uniformteile als Arbeitskleidung tragen und die gut erhaltenen zu besonderen Gelegenheiten. Das Dorf selbst scheint auf dem falschen Platz, ebenfalls „ent-stellt“ vom Krieg: „Sie gingen oft in ihrem Dorf um, als hätte es einer an die falsche Stelle gerückt, als sie im Krieg waren, und als hätten sie nun alle Mühe, es wieder an den richtigen Platz zu bringen.“ (S. 14)

Je mehr man sich auf den Text einläßt, desto differenzierter treten trotz ihrer typenhaften Zeichnung die einzelnen Protagonisten dieser Dorfgemeinschaft als Individuen hervor. So etwa der alte Ringk, der immer mehr Land besitzen möchte und sein Sohn, der „Steinrichter“ im Basaltbruch, die einen „expressionistischen“ Vater-Sohn Konflikt um Tradition und Erneuerung austragen, beide auf ihre Art besessen von ihren Ideen und Wertvorstellungen. Besonders beeindruckend ist jedoch die Figur des todkranken „abgetakelten Geflügelhändlers“ (vgl. S. 270) Kißler. In einen alten Sack gehüllt, beobachtet er vom Fenster seiner „Krankenbude“ (S. 271) aus das Geschehen im Dorf. Im Gegensatz zu seiner körperlichen Hilf- und Leblosigkeit, die ihn ans Bett fesseln, ist er wie niemand sonst in Hainrod mit dem Geschehen im Dorf und der „Welt da draußen“ verbunden. Sein sicheres Gespür für

die Dorfbewohner, ihre Wünsche, Pläne und Beziehungen zueinander machen ihn zum Ratgeber, seine Ahnungen und Visionen zum Propheten und Mahner: „Eine kalte Hetze ist in der Welt, eine kalte Hetze. Ich sage dir, die Maschinen kaufen dem Menschen das Herz ab. Die Welt hat eine einzige Unruhe auf dem Leib. Da will was werden, mehr als das Geschrei in den Städten.“ (S. 270)

Spätestens an dieser Stelle muß etwas zur Sprache des Romans gesagt werden. Sie ist durch und durch ästhetisierend. Vom Spätnaturalismus und Expressionismus geprägte Bilder wie das der getöteten zahmen Krähe oder der Blindheit, die den Text leitmotivisch durchziehen, Kapitel wie „Das Schlachtfest“ (S. 162 ff.), in dem ein wirkliches Schlachtfest im Dorf, der vergangene Krieg, die ökologische Katastrophe und die Vorwegnahme des kommenden Krieges ineins gesetzt werden, sind nur einige Beispiele für eine durchaus überzeugende Handhabung der Sprache, die sogar einer gewissen Ironie nicht entbehrt. Ihr jedoch ebenfalls nicht zu überhörendes Pathos und ihre Mythologisierungen verlagern aber auch den Widerspruch zwischen einer aus den Fugen geratenen technisierten Welt und dem Fatalismus, der Borniertheit, Verunsicherung und Angst ihrer Bewohner, in eine von Symbolen durchsetzte und von großen symbolischen Gesten bestimmte mythische Topographie. So suggeriert diese Rhetorik eine archaische (Sprach-)welt. Sie macht aus Kißlers Radioapparat, aus dem die Hetzreden der Nationalsozialisten dröhnen, einen „kleinen braun lackierten Kasten [...], von dem die Schnur zu dem schwarzen Trichter auf der Kommode führt“ (vgl. S. 270). Und es sind ja auch keine Hetzreden und keine Nationalsozialisten, sondern das „Unheil über den Dörfern“ (S. 308) und der „böse Spuk von draußen“ (S. 270). Sowohl die Diskrepanz zwischen der Darstellung der oft zur Mitteilung und Kommunikation unfähigen Dorfbewohner und ihrer – wenn sie reden – symbollastigen Sprache, als auch die Mythologisierung der Politik, ihre Stilisierung zu einem von historischen und ökonomischen Bedingungen unbeeinflussten „Übel“, das über Hainrod und seine Bewohner hereinbricht, lassen bei der Lektüre durchaus zwiespältige Empfindungen entstehen.

Erst im letzten Kapitel des Romans wird die Sprache direkter, werden die Bombenangriffe, von denen auch das Dorf im nun begonnenen zweiten Weltkrieg nicht verschont bleibt, als sol-

che bezeichnet, wird explizit beschrieben, was der Basaltabbau in Hainrod und Umgebung zur Mobilmachung und zum Krieg, der das Dorf nun endgültig vom „richtigen Platz“ rückt, beigetragen hat: „Sie hörten auf der neuen Straße die Autos. Sie wissen, was die fahren: schon Untaugliche, halbe Kinder hin und Verwundete her. ‚Und jetzt hat die Welt uns eingefangen. Und nun zieh dich da heraus.‘ Vor den Augen des Schmieds lag jetzt das Dorf, als stände es über den Rand der Welt hinaus.“ (S. 360)

Bei aller „Rhetorik der Schicksalhaftigkeit“ (W.G. Sebald, *Luftkrieg und Literatur*, 1991), die diesen Roman über weite Strecken kennzeichnet und über die man diskutieren kann und muß, ist *Basalt* auch ein Roman über den Schrecken des Krieges und die Schuld derer, die ihn zulassen.

Die dem Roman angefügten Textvarianten der Erstveröffentlichung von 1942 zeigen, daß Betzner 1948 expliziter die Entwicklung des

Dorfes und der Ereignisse hin zum Krieg verdeutlicht, den vor dem Verhängnis warnenden Stimmen mehr Raum gibt und alle 1942 als Affirmation interpretierbare Passagen und Handlungsstränge – Betzners „Absicherungen gegen den Tatbestand der Wehrkraftzersetzung“, so die Herausgeber (Nachwort, S. 390) – streicht. Die Herausgeber begründen ihre Entscheidung für die Herausgabe des späteren Textes, seinen „politische[n] Einsichten und ihre[r] Darstellung aus der Rückschau“ (Nachwort, S. 392), mit der daraus resultierenden zeitübergreifenden Herausarbeitung „des soziologischen Modells“ (ebd.). Eine ausführlichere Kommentierung der Veröffentlichungsgeschichte und Rezeption der Fassung von 1942 wäre jedoch gerade wegen der beigefügten Textvarianten ebenso löblich gewesen.

Heike Schmidt

Wahre Patrioten?

Wolfgang Brenner, *Der Adjutant, Roman*, dtv, München 2003, 356 S.

Hätte Wolfgang Brenner nicht bereits seinen Roman um die Person Otto Johns *Der Patriot* genannt, der in diesem Jahr von ihm erschienene Roman hätte diesen Titel ebenfalls verdient, wirft Brenner doch mit seinem Thema, dem Widerstand innerhalb der Deutschen Wehrmacht um die Gruppe des Grafen von Stauffenberg, auch die Frage auf, wer die wahrhaften Patrioten waren – die Widerständler und Verräter oder alle diejenigen, die Hitlerdeutschland dienten – auch getreu bis in den Tod.

Brenner bleibt dem Genre seiner früheren Werke, dem durch historische Begebenheiten beglaubigten Roman verbunden. Hier wie in *Stieber* erläutert er dem unkundigen Leser den historischen Hintergrund in einem kurzen Nachwort, teilt das Schicksal der wichtigsten Personen seines Romans mit, benennt die fiktiven Figuren und ordnet das Geschehen in den Kon-

text des 20. Juli 1944 und des gescheiterten Attentats auf Hitler ein.

Werner von Haeften, Oberleutnant und Stabsoffizier, vor dem Kriege Jurist, kommt verletzt von der Krim zurück und freut sich auf ein Wiedersehen mit seiner Heimatstadt Berlin. Aber Berlin 1943 ist bereits eine andere Stadt: „Es war Ende November, aber in Berlin herrschten frühlingshafte Temperaturen. Die Brände erwärmten die Stadt. Der Himmel leuchtete rot, die Sicht war jedoch durch den dichten Rauch und die tief hängende, schwarze Wolke begrenzt. In einer Seitenstraße am Oranienplatz hatte sich eine ganze Häuserzeile auf die Fahrbahn ergossen.“ Für ihn sollte der Krieg an der Front vorbei sein: Er will nicht mehr, hält den Krieg – wie andere auch – für verloren. Dennoch verbleibt er im breit gefächerten System der Wehrmacht und erhält einen Posten beim Ersatzheer. Dort trifft er erstmals auf Stauffenberg, der als Offizier aus den Ufa-Studios hingestellt wird und dessen Art Haeften gleich wiederzuerkennen glaubt: „Haeften kannte diesen Offizierstypus; seine Vertreter liebten die schneidige Form, das offizielle Gehabe. Von Mann zu Mann verloren sie ihre militärische Eleganz, sie

wurden unzugänglich und verschoben; im Krieg aber blühten sie auf – im Krieg, nicht an der Front, denn dort blätterte der Lack schnell.“

Haefdens Vater war der Präsident des Staatsarchives, die beiden Söhne Werner und Bernd studierten Jura, Hans, der Ältere, ging ins Ausenministerium und arbeitete unter Admiral Canaris. Werner dagegen entschied sich für die Offizierslaufbahn, war gebildet und hielt wenig vom kollektiven Wahn, der durch die Nationalsozialisten entstanden war, wie er es nannte. Er lehnte sich nicht gegen sie auf, ging eher auf Distanz und verhielt sich ruhig abwartend und beobachtend, etwas, das seiner Natur mehr entsprach als das offene Aufbegehren. Auch mußte er vor sich zugeben, daß er vieles von dem, was sie machten, richtig fand, doch ihm mißfiel, daß der Einzelne sich zu sehr unter die Gemeinschaft unterordnen sollte: „Die Allgemeinheit ist nicht das höchste Gut. Auch wenn die Nazis mit dieser Behauptung ganz gut fahren. Es gibt andere Güter, die der Mensch braucht: einen Glauben an das Jenseits, an Tugenden, an das Spirituelle. Das spielt bei den Nazis nur eine Rolle, wenn sie damit politische Ziele erreichen wollen.“

Haefden, der in Stauffenbergs Abteilung für das Ersatzheer tätig ist, gerät häufiger mit diesem aneinander: „Ich war [...] dabei, als Rundstedt in Polen einmarschiert ist. Der Widerstand war heftig [...]. Ich war ziemlich bestürzt. Nicht nur wegen des Widerstandes. [...] Aber die Bevölkerung, auf die wir da stießen, das war ein unglaublicher Pöbel. Sehr viele Juden und sehr viel Mischvolk. Ein Volk, welches sich nur unter der Knute wohlfühlt, wissen Sie“, verkündet Stauffenberg Haefden gegenüber, der ihn deswegen verachtet.

In seiner Dienststelle kommt Haefden immer mehr hinter das vermeintliche Geheimnis von Walküre und stellt Stauffenberg zur Rede: „Diese Truppenbewegungen, die Sie planen, die haben doch nichts mit Walküre zu tun. Es geht Ihnen längst nicht mehr darum, gewisse Objekte vor Kriegseinwirkungen zu schützen. Sie planen etwas anderes: Sie planen den Krieg in der Heimat.“ Haefden hatte nach und nach Einblick in Unterlagen der Operation Walküre erhalten, die ihn zur Annahme brachten, daß Stauffenberg, den er für einen glühenden Nationalsozialisten hielt, gegen die eigene Bevölkerung losschlagen würde, wenn mit einem weiteren Vorrücken der Alliierten und einer Landung zu rechnen war. Stauffenberg, so nahm Haefden an, setzte alles

an den Fortbestand der Naziherrschaft. Doch Haefden irrt und gewinnt die Erkenntnis, daß hinter der Fassade des Vorzeige-Nazi Stauffenberg der grissenste und klügste Widerständler steckt.

Brenners Geschichte nimmt das historisch verbürgte Ende: Stauffenberg zündet die Bombe in der Wolfsschanze, doch Hitler kommt durch sie nicht ums Leben, sondern wird nur verletzt. Der Attentäter verläßt mit Haefden, der inzwischen begriffen hat, wessen Adjutant er ist, Ostpreußen und versucht gemeinsam mit den Berliner Widerständlern das Ruder in die Hand zu bekommen. Das Scheitern wird jedoch nach kurzer Zeit evident, und die sich formierenden Hitleranhänger und Opportunisten schlagen schnell und hart zurück: Im Bendlerblock werden noch am Abend wichtige Anführer des Widerstandes erschossen.

Mit *Der Adjutant* gelingt es Wolfgang Brenner, den Widerstand in der deutschen Wehrmacht zum Thema eines Romans zu machen, in dessen Fokus ein kriegsmüder, zuweilen durch seine Umgebung überforderter deutscher Offizier steht, der in seiner Stellvertreterfunktion für teils distanzierte, teils im System mitlaufende Deutsche dazu einlädt, einen Blick hinter die janusköpfigen Praktiken der mit Hitlers Beseitigung beschäftigten Wehrmachtangehörigen zu werfen. Brenners Figurenzeichnung besticht durch den Reichtum an Aspekten und Differenzierung. So sind Stauffenbergs Äußerungen über den sogenannten Lebensraum im Osten keineswegs bloß Tarnung und Mimikri, sondern geben auch die Gedankenwelt eines großen Teils des über viele Jahre hinweg von alldutschen und nationalen Großmachtphantasien geprägten Offizierskorps der Wehrmacht wieder. Brenner schafft es, diese Ambivalenz, ja besser noch Polivalenz der exo- und der esoterischen Sprache der Widerständler im Hin- und Hergereissensein seines Protagonisten für die Pläne Stauffenbergs, für dessen Fehleinschätzung und den begangenen, aber nicht entdeckten Verrat Haefdens an Stauffenberg derart zu gestalten, daß der Leser die Irrungen Haefdens als Folge der vielfach verschlungenen Wege des Widerstandes, der bestehenden Konkurrenzen einzelner Richtungen und dem immer drohenden Entdecktwerden versteht.

Herbert Temmes

Musik als subversiver Akt

Luigi Nono. Dokumente – Materialien, hrsg. von Andreas Wagner (Schriftenreihe Netzwerk Musik Saar Band 1), Pfau-Verlag, Saarbrücken 2003, 192 S.

Saarbrücken – ein Mekka der Neuen Musik? Dieser sich hartnäckig als Gerücht haltenden Auffassung verschafft der Verein Netzwerk Musik Saar neue Nahrung: Mit einer erstaunlichen Koordinationsleistung ist es ihm gelungen, wichtige saarländische Kulturverwalter an einen Tisch zu bringen, um zum achtzigsten Geburtstag des italienischen Komponisten Luigi Nono eine breit angelegte Veranstaltungsreihe auf die Beine zu stellen: Während der Spielzeit 2003/04 erhält man in verschiedensten Konzerten einen repräsentativen Überblick über Nonos Werk, der SAARLÄNDISCHE RUNDfunk beteiligt sich mit mehreren Rundfunksendungen und die Universität veranstaltet zusammen mit der Musikhochschule eine interdisziplinäre Vortragsreihe unter dem Titel *Luigi Nono – Musik und politische Utopie*.

Bemerkenswert ist, daß die Auseinandersetzung mit Leben und Werk Nonos im kulturellen „Alltagsgeschäft“ stattfindet und sich nicht – wie so oft bei Neuer Musik – auf ein vom Fachpublikum besuchtes Festival beschränkt. So waren die beiden ersten Konzerte mit Stücken Luigi Nonos in die Saarbrücker Kammermusiktage integriert, und Nonos Frühwerk *Polifonica – Monodia – Ritmica* erklang im zweiten Sinfoniekonzert des Staatsorchesters. Eine reizvolle Kombination von Forschung und Lehre bietet die interdisziplinäre Vortragsreihe: Wissenschaftler der hiesigen Universität und Gastdozenten sprechen sowohl zu Nonos Selbstverständnis als politisch engagierter Musiker als auch zu seinem engen Verhältnis zu den Nachbarkünsten Literatur und Bildende Kunst. Ergänzt werden die Vorträge durch Aufführungen der besprochenen Kompositionen. Es musizieren Studierende der Hochschule für Musik, für die die Arbeit an den Stücken Teil des Aufbaustudiengangs „Neue Musik“ ist. Den Abschluß der Veranstaltungsreihe bildet die Neuinszenierung von Nonos Oper *Intolleranza 1960* im September 2004 am Saarländischen Staatstheater. Die Ausstattung übernimmt Stararchitekt Daniel Libeskind, die Regie Christian Pöppelreiter.

Begleitend zur Veranstaltungsreihe erscheint im Pfau-Verlag eine dreibändige Buchpublika-

tion, deren erster, bereits vorliegender Band besonderes Augenmerk verdient. Unter dem Titel *Luigi Nono. Dokumente – Materialien* hat der Herausgeber Andreas Wagner eine Textsammlung vorgelegt, die dem Leser einen sehr persönlichen Zugang zu Person und Denken des Komponisten ermöglicht. Im Zentrum des Buches steht die deutschsprachige Erstveröffentlichung eines autobiographischen Interviews, welches der italienische Musikwissenschaftler Enzo Restagno 1987 mit Nono führte. Drei Jahre vor seinem Tod hält der Komponist Rückschau auf sein Leben und Werk, seine kompositorische Entwicklung, aber auch auf sein Engagement in der kommunistischen Bewegung, seine Reisen in den Ostblock oder nach Südamerika. Der enge Bezug von künstlerischem Schaffen und Zeitgeschehen kommt dabei ebenso zur Sprache wie der spezifische Umgang Nonos mit der erlebten Wirklichkeit im kompositorischen Prozeß.

Weitere Beiträge sind kürzere Interviews mit Zeitzeugen, unter anderem mit dem Musiktheoretiker Heinz-Klaus Metzger und dem Dirigenten Max Pommer. Letzterer war bis zum Sommer diesen Jahres Professor an der Saarbrücker Musikhochschule. Zuvor hatte er bis 1991 in Leipzig gearbeitet, unter anderem als Leiter der Gruppe *Neue Musik Hanns Eisler*, später als Chefdirigent des *Leipziger Rundfunk-Sinfonieorchesters*. Über Paul Dessau hatte er Ende der 50er Jahre Nonos Musik kennengelernt, später stand er auch in persönlichem Kontakt mit dem Komponisten. Pommers Erinnerungen sind ein wichtiges Zeugnis für die problematische Rezeption Nonos in der DDR. Als prominenter Künstler und bekennender Kommunist war er ein gern gesehener Gast in der DDR, aber seine Musik hätte man lange Zeit lieber ignoriert: Die musikalische Avantgarde Westeuropas stand in schärfstem Gegensatz zur Doktrin des sozialistischen Realismus, die bis in die 60er Jahre hinein in der DDR mit größter Strenge befolgt wurde. So kam es, daß Nonos Besuche im engstirnigen Musikleben Ostdeutschlands fast den Status subversiver Akte hatten, während seine Person ein wenig die Vision eines anderen, besseren Kommunismus verkörperte.

Ergänzt wird die Publikation durch einen Beitrag Erika Schallers zur Arbeit an den nachgelassenen Skizzen des Komponisten und ein Interview mit Nuria Schönberg Nono, der Witwe des Komponisten und Leiterin des *Archivio Luigi Nono* in Venedig. Hinzu kommt zudem der Ab-

druck eines Publikumsgesprächs anlässlich der legendären Uraufführung des Streichquartetts *Fragmente, Stille – An Diotima* 1980 in Bonn. Die wohl bekannteste Komposition Nonos löste eine regelrechte Nono-Welle aus und markiert zugleich einen Wendepunkt im Gesamtwerk.

Insgesamt bietet die Auswahl auch Lesern ohne fachspezifische Vorkenntnisse einen spannenden und sehr persönlichen Zugang zu Leben und Werk Luigi Nonos, während Beiträge wie

das Interview mit Max Pommer Ansatzpunkte für weitergehende Forschungen liefern dürften. Die beiden noch ausstehenden Bände sollen im Laufe des kommenden Jahres erscheinen. Der zweite Band wird sich ganz der Produktion der *Intolleranza 1960* widmen, im dritten Band werden die Beiträgen der interdisziplinären Vortragsreihe publiziert.

Sebastian Hanusa

Doppelt und dreifach

Marcus Hahn, *Das Saarland im doppelten Strukturwandel 1956 – 1970. Regionale Politik zwischen Eingliederung in die Bundesrepublik Deutschland und Kohlekrise, Merziger Druckerei und Verlag (Veröffentlichungen der Kommission für Saarländische Landesgeschichte und Volksforschung 36), Saarbrücken 2003, 477 S.*

Da kommt was auf uns zu! Im Sommer und Herbst 2005 können im Saarland eine Reihe von 50-jährigen Jubiläen gefeiert werden; zum Beispiel werden CDU, SPD und DGB der Gründung ihrer Organisationen in deren heutiger Form gedenken können. Alles überragendes Jubeldatum ist der 23. Oktober 1955 – der Tag, an dem in einer Volksabstimmung zwei Drittel des Wahlvolkes gegen die „Europäisierung“ der Saar stimmten, womit schließlich der Weg zur Eingliederung in die Bundesrepublik beschritten wurde. Die Kleine Vereinigung!

Über zahlreiche Aspekte der Vorgeschichte, die zum Abstimmungsergebnis des 23.10.1955 führte, sind wir heute recht gut informiert dank umfangreicher geschichtswissenschaftlicher Forschungen von Heinen, Hüser oder Herrmann jr. Wie aber ging es weiter? Was kam danach? Bislang fehlte eine zeitgeschichtliche Aufarbeitung der Jahre nach „1955“.

Hierzu bietet die Doktorarbeit von Marcus Hahn als erste „Pilotstudie“ einen ebenso informativen wie anregenden Erklärungsansatz. Mit der Formel des „Doppelten Strukturwandels“ verbindet der Autor die These vom zeitgleichen,

durch verschiedene Wechselbeziehungen geprägten Strukturwandel in der saarländischen Wirtschaft, deren Entwicklung seit 1958 überschattet wird von verschiedenen Krisenerscheinungen – und dem Strukturwandel auf der politischen Ebene von der Teilautonomie zum Bundesland. Das Scharnier der beiden Strukturwandlungen ist der Etat der Landesregierung, der – ohnehin schon strapaziert von der Übernahme alter Schulden aus der Zeit der Teilautonomie – zusätzlich belastet wird durch die 1958 einsetzende Kohlekrise, den Zechenstilllegungen und der Rezession von 1966/67 als Ende des Nachkriegsbooms, so daß der Haushalt nicht immer als hinreichendes Hilfsmittel zur Steuerung der beiden Strukturwandel eingesetzt werden kann. Trotz Eingliederungshilfen aus Bonn in vergleichsweise hohem Umfang oder dem sehr bald ambivalenten Instrument des Länder-Finanzausgleichs steht das Land gelegentlich schon in den 60er Jahren vor dem Bankrott.

Chronologisch gliedert sich die Darstellung in drei Teile. Der erste Teil analysiert die deutsch-französischen Verhandlungen des Jahres 1956, die als Lösung zur politischen Eingliederung des Saarlandes zum 1.1.1957 führen, die unge lösten Probleme indes auf die Ebene der deutsch-saarländischen Verhandlungen verschieben. Während im Vordergrund ökonomische und soziale Probleme der Eingliederung, wie zum Beispiel die Währungsumstellung oder die Sicherung des sozialen Besitzstandes wahrgenommen werden, entwickelt sich allmählich – von manchen Zeitgenossen nicht bewußt erkannt – der saarländische Bergbau zum Krisenherd. Da im Saarvertrag die Zechen als Saarbergwerke AG in den Mitbesitz des Landes übergehen, kann die „Politik“ theoretisch den

trotz der Arbeitsplatzverluste immer noch mit Abstand größten Arbeitgeber als strategisches Mittel zur ökonomischen Landesentwicklung nutzen. Es braucht freilich längere Zeit – und dies beschreibt der zweite Teil –, praktisch die ganze Phase der „Stagnationskrise“ in der ersten Hälfte der 60er Jahre, bis sich die handelnden Personen auf der politischen Ebene hier auf einen Minimalkonsens einigen. Quer durch die Parteien gehen mitunter die Meinungsverschiedenheiten. Die Umwertung der Saarbergwerke ist Ausdruck einer innovativen Politik, die sowohl ökonomische als auch politische Anpassungszwänge verarbeitet und damit im Kern des doppelten Strukturwandels steht.

Erheblich beeinträchtigt wird die Nutzung des Bergbaus als „regionaler Modernisierungsagentur“ durch die im dritten Teil des Buchs problematisierte Rezession von 1966/67. Im Zusammenhang damit setzt sich die Neufassung der Regionalpolitik der Bundesrepublik durch, deren Handhabe Raumordnung, Landesplanung und regionale Strukturpolitik bilden. Die Landesregierung nutzt mit Struktur- und Aktionsprogrammen die neuen Möglichkeiten mit einigem Erfolg.

Der ökonomische Strukturwandel endet mit einer relativen (und im nachhinein: nur vorübergehenden) Stabilisierung des Montanbereichs im Wirtschaftsaufschwung 1968/69. Als Ende des politischen Strukturwandels sieht Hahn die „Ankunft“ des Saarlandes in der Bundesrepublik. Die Landespolitik ist dem föderalistischen System angepaßt, sie ist in das bundesdeutsche System der Regional- und Finanzpolitik eingefügt (S. 410).

Die Komplexität der verschiedenen Vorgänge und ihre vielschichtige Verflechtung miteinander läßt sich hier nur mit einigen Stichworten andeuten. So gehört zum politischen Strukturwandel die Frage der kommunalen Neuordnung und der damit verbundene Gutachterstreit zu Problemen der regionalen Raumplanung.

In der Bildungspolitik behindert anfangs der Bau von Zwergschulen als Ausdruck konservativer Ideologie die notwendige Differenzierung von Bildungswegen als einer Voraussetzung des Strukturwandels. Die Ansiedlung von etwa 70 Betrieben mit ungefähr 10.000 Arbeitsplätzen Anfang der 60er Jahre gilt zunächst als Erfolg, jedoch bleibt dieser in seiner Wirkung schließlich umstritten. Breiten Raum in der Debatte – und auch in der Darstellung – nehmen die verkehrspolitischen Probleme als interregionaler

Standortnachteil ein, insbesondere die kontroversen Parlamentsaussprachen um die verschiedenen Kanal-Projekte. Diese und viele andere Themen bilden die Streitpunkte in den Auseinandersetzungen zwischen CDU und SPD auf Landesebene. Hahn kann in seinen Analysen der Landtagswahlen, namentlich der von 1965, nachweisen, daß diese Konflikte und der sich darin abzeichnende Wandel von Politikstilen, sich nicht unbedingt umfassend auswirken auf das Wahlverhalten auswirken. Gleichwohl erlebt auch die Parteienlandschaft einen grundlegenden Strukturwandel von der Vielfalt, ja Zersplitterung des Jahres 1955 zur CDU-SPD-Polarisierung 1970.

Woher nimmt Hahn seine Informationen? Welche Quellen benutzt er? Zunächst sei an eine fachwissenschaftliche Binsenwahrheit erinnert: Die Zeitgeschichtsforschung leidet bekanntlich nicht an einem Mangel, sondern eher an einem Überfluß an Quellen; die hohe Kunst besteht folglich darin, die „richtige“ Auswahl und Gewichtung zu treffen. Mit sehr großem Geschick und ebenso viel Fleiß bewältigt der Verfasser diese Herausforderung. Zuerst hervorzuheben ist die von Hahn aufgesuchte Fülle der Fachliteratur von Juristen, Ökonomen, Verwaltungswissenschaftlern u.v.a.m. aus der Zeit vor und nach 1960. Dieses Material erschließt sich Historikern nicht ohne weiteres, hier werden die gleichermaßen zahlreichen wie ausführlichen Fußnoten zu einer überaus wertvollen Arbeitshilfe. Weiterhin hilfreich, weil wegweisend ist die inhaltliche Auswertung der Protokolle der Plenarsitzungen im Saarländischen Landtag. Es muß unendliche Mühe gemacht haben, im Dschungel der Debattenbeiträge die zitierten zu finden, dazu bedarf es schon großer Geduld, auch ein feines Gespür für den politischen Gehalt der Reden.

Dennoch sei an dieser Stelle ein, wenn auch geringfügiger Einwand gestattet. In der Zusammenschau der Parlamentsreden kann leicht der Eindruck entstehen, als handele es sich bei den Landtagsfraktionen um gleichsam autonome Gruppen. Ein sehr anschauliches Beispiel einer solchen Sichtweise wäre die zweimalige „Desavouierung“, die Kurt Conrad als Vorsitzendem durch seine SPD-Fraktion widerfährt. Im Sinne der Parlamentarismusforschung ist diese Interpretation durchaus richtig und angemessen. Aber es handelt sich eben doch um viel mehr, denn die „Desavouierung“ des Fraktionsvorsitzenden ist Teil der Demontage des SPD-

Landesvorsitzenden Conrad, die ihrerseits eine Konsequenz ist aus dem tiefgreifenden sozialen und Wertewandel (auch eine Art Strukturwandel), den die SPD Saar in den späten 60er Jahren durchlebt und 1970 einen vorläufigen, symbolischen Höhepunkt in der Abwahl Conrads als Landesvorsitzender findet. Es ist ein Defizit der saarländischen Parteien-Geschichtsschreibung, wenn zum Stichwort „Doppelter Strukturwandel“ Landesparteitagsprotokolle und ähnliche Unterlagen noch nicht befragt wurden. Oder Zeitzeugen?!

Auf die Befragung von Zeitzeugen verzichtet Hahn vollständig, was auf den ersten Blick erstaunlich sein mag, wirkt doch die Befragung aufgrund der relativen Zeitnähe zur Gegenwart gleichsam geboten. Der Verzicht auf Zeitzeugen scheint allerdings zulässig, ja sogar sinnvoll. Von historischen Interviews mit ehemals führenden Persönlichkeiten aus Wirtschaft und Politik wird immer mehr Abstand genommen, weil zu oft im magischen Dreieck zwischen vermeintlich authentischer Erinnerung, nachträglichem Legitimationsbedürfnis und aktuellem Anspruch auf Deutungshoheit der Erkenntniswert der Zeugenaussage sich verflüchtigt. Ob man deswegen gerade auf Bewertungen und Kommentare von Zeitzeugen verzichten kann, sei allerdings dahingestellt.

Hahns Arbeit ist weitestgehend politikwissenschaftlich angelegt; obwohl sie über weite Strecken wirtschaftliche Probleme behandelt,

bietet sie keine klassische Wirtschaftsgeschichte. So wäre zum Beispiel eine umfassendere vergleichende Darstellung der drei Wirtschaftssektoren wünschenswert gewesen; größere quantifizierende Reihen, die übrigens auch die Orientierung erleichtern, fehlen.

Hahn betreibt ebenfalls keine klassische Sozialgeschichte. Immerhin legen seine Beobachtungen zu Industrieansiedlung, Zechensterben, Lohn- und Preisschwankungen im Zuge der Währungsumstellung 1959 (*Tag X*) usw. die Frage nahe, warum der Autor nur vom „Doppelten Strukturwandel“ schreibt und nicht vom dreifachen, denn daß sich im Laufe der 50er, 60er Jahre die sozialen Strukturen des Saarlandes erheblich wandeln, ist eines der Grundmuster des kollektiven Gedächtnisses.

Die skizzierten Einwürfe sollen die vorliegende Studie keineswegs beanstanden, vielmehr ihren hohen Wert unterstreichen, denn damit wird aus politikgeschichtlicher Sicht die Notwendigkeit ergänzender sozial- und wirtschaftshistorischer Forschungen nur noch bewußter.

Das immerhin ist vorhersehbar: In den Gesprächen und Veranstaltungen zu den im Jahre 2005 anstehenden großen und kleinen Jubiläen wird dieses Buch von ganz großem Nutzen sein. Aber nicht nur aus diesem Grund sei es hier empfohlen.

Wilfried Busemann

Vor lauter Bäumen den Wald nicht gesehen

Uwe E. Schmidt, *Der Wald in Deutschland im 18. und 19. Jahrhundert*, Conte-Verlag, Saarbrücken 2002, 448 S.

Die Umweltgeschichte hat sich in den letzten Jahren zu einer eigenständigen Disziplin in der Geschichtswissenschaft emanzipiert und inzwischen zahlreiche Studien zu den einzelnen Umweltmedien, zu Flüssen, einzelnen Betrieben oder ganzen Regionen hervorgebracht.

Der Forsthistoriker Uwe E. Schmidt hat nun mit einer Untersuchung über den Wald in

Deutschland im 18. und 19. Jahrhundert ein weiteres Untersuchungsfeld erschlossen. Dabei stellt er die Ressourcenknappheit am Beispiel des Waldes in den Mittelpunkt, unterlag doch dieser Raum vor allem im 18. Jahrhundert extremen Nutzungsansprüchen der Bevölkerung, der aufkommenden Industrie und der Herrschaft. Schmidt lehnt dabei eine rein traditionelle Geschichtsschreibung aus Sicht der absolutistischen Herrschaften oder nachfolgender Regierungen ab und möchte vielmehr gezielt die Binnenperspektive der waldbnutzenden Bevölkerung einbeziehen. Darüber hinaus erhebt er den Anspruch, die weltweit aktuellen Probleme der bereits eingetretenen beziehungsweise sich abzeichnenden Ressourcenverknappung mit den

historisch-politischen Analyseergebnissen der Waldressourcenknappheit des 18. und 19. Jahrhunderts zu vergleichen.

Ausgehend von und mit Schwerpunkt auf der Saarregion weitet der Autor seine Recherchen auf die Regionen „Hunsrück mit Nordsaarland und Rheinhessen“, „Pfalz“, „Eifel“, das „rechtsrheinische Deutschland“ sowie abschließend das „europäische Ausland“ aus. Während er im ersten Teil für diese Gebiete Grundlagen für die Analyse schafft, führt er die Ergebnisse im zweiten und dritten Teil systematisch zusammen.

Schmidt wendet sich dabei im ersten Teil zunächst den Akteuren im Handlungsfeld „Wald und Forst“ zu: der Bevölkerung, die den Wald nicht nur für ihren Brennholzbedarf, sondern auch als landwirtschaftlichen Beweidungsraum benötigt, dem Gewerbe (wie den Eisen- und Glashütten, den Salinen, dem Bergbau und dem Holländerholzhandel), das im Zuge seiner Expansion zunehmende Ansprüche an den Wald stellt sowie schließlich der weltlichen Herrschaft, die zwischen sozialen, wirtschaftlichen und ihren eigenen Repräsentationsbedürfnissen tarieren muß. Da diese divergierenden Interessen lange Zeit nicht wirklich miteinander in Einklang gebracht werden, gehen diese Mehrfachnutzungen zu Lasten des Waldes. Schilderungen über die Devastierungen ganzer Wälder kann Schmidt aus sämtlichen Regionen beisteuern. Schließlich zeigt der Historiker die – potentiellen – Lösungsstrategien und Reaktionen der Betroffenen auf. Diese reichen von herrschaftlichen Verordnungen und Reglementierungen, forstlichen Maßnahmen über technische Innovationen wie Substitution, Recycling oder Betriebsstilllegungen bis hin zu Siedlungsaufösungen und Migration. Besonderen Raum widmet Schmidt den Waldkonflikten zwischen den jeweiligen Herrschaften und den Kommunen. Forstfrevler sind der letztlich verzweifelte Versuch der Bevölkerung, ihre unmittelbare Not zu lindern. In einzelnen Gebieten steigern sich diese Widerstände im Kontext der Französischen Revolution bis zu regelrechten Waldunruhen, beispielsweise im Köllertal, oder zur Besetzung des Waldes in der leynschen Herrschaft 1789. Ganz besonders blutig verläuft dabei der „Waldkrieg“ zwischen der bischöflich-speyerischen Gemeinde Hambach und dem kurpfälzischen Dorf Lachen, der nicht weniger als 24 Menschenleben kostete.

Die Untersuchung glänzt durch ihre Vielzahl an Details und ihrem – zumindest mit Bezug auf

die Saarregion – Anspruch auf Vollständigkeit. So wartet Schmidt mit allerlei Anekdoten und Kuriosa auf, wie etwa daß die Nassau-Saarbrückische Forstordnung von 1745 zwecks Schonung der Waldressourcen den Untertanen für ihre Häuser die Steinbauweise mit Ziegelabdeckung vorschreibt oder der sehr frühe Versuch der Herrschaft von 1760, gußeiserne Steinkohlenöfen in Haushalten und Schulen einzuführen. In der Grafschaft Manderscheid sind die Familienoberhäupter angewiesen, jährlich 400 Eicheln in den Wäldern anzupflanzen.

Vor allem für Heimatforscher dürfte Schmidts Arbeit ein dankbarer Fundort für die lokale Geschichtsschreibung sein. Doch hier liegt zugleich die Schwäche des Buchs. An vielen Stellen erinnert es an einen verschrifteten Zettelkasten, der Autor kann sich nicht recht von seinen Anmerkungen und Notizen lösen, die Grenze zwischen Empirie und Theorie verschwimmt. Im zweiten Teil, der eigentlich der Auswertung dienen soll, verliert sich Schmidt immer wieder in zusätzlichen empirischen Details, statt die Dinge auf den Punkt zu bringen. Auch vermittelt die Ausdehnung der Untersuchung auf weitere Regionen neben der Saar kaum noch zusätzliche Erkenntnisse, denn das meiste ist bereits gesagt. Leider kann man sich auch nicht des Eindrucks erwehren, daß an der Gestaltung des Buches sehr gespart wurde. Layout und Druck erschweren die Lesbarkeit statt sie zu unterstützen. Schließlich bleibt der von Schmidt beanspruchte Erkenntnisgewinn seiner Untersuchung für die aktuellen Probleme des Waldes und generell der Umwelt doch mehr als dürftig und sind Binsenweisheiten: „Je sozialverträglicher Maßnahmen sind, um so mehr ist die Akzeptanz der Bevölkerung und damit die zieleführende Durchsetzbarkeit gewährt.“ Und: „Je höher die zu sichernden Ressourcen innerhalb der Gesellschaft in Wert stehen, um so weniger werden Lösungsansätze einschränkend empfunden und führen somit zu einem höheren Grad der geforderten Zielerreichung“. Antworten auf die aktuellen Herausforderungen des Waldes zwischen ökonomischer Nutzung, Freizeit- und Erholungsraum, Naturschutzreservat und ökologischem Auffangbecken sind auf diesem Wege nicht zu bekommen.

Hans-Henning Krämer

Nachsitzen

Das Preisrätsel

Daß auf unser Rätsel in Heft 89 wirklich keine (in Worten: KEINE), aber auch nicht eine einzige richtige Lösung einging, hat uns doch sehr überrascht. War das Rätsel etwa zu schwierig? Wurde es schlicht übersehen, weil der SR-Schwerpunkt alle Aufmerksamkeit unserer Leser absorbiert hat? Ist es ein Fehler, nur die Abonnenten mitraten zu lassen? War der Preis – ein Exemplar des Buches *Zwischen Deutschland und Frankreich. Elisabeth von Lothringen, Gräfin von Nassau-Saarbrücken* – nicht attraktiv genug?

Insbesondere letzteres können wir nicht glauben, weshalb dieser Prachtband auch in der neuen Rätselrunde unser Preis bleibt. Die vorletzte Hürde umgehen wir nunmehr probeweise; jeder (mit Ausnahme von Redakteuren und Verlagsmitarbeitern) darf mitmachen. Aber zunächst der Reihe nach.

Zur Auflösung: „Saarbrücker“ oder auch „saarbrücker“ wurde gesucht, das Wort nämlich, daß auf dem eierschalenfarbenen Umschlag unseres Hefts Nr. 88 beim Datentransfer zur Druckerei verlorengegangen war und dort eine schmerzliche Lücke hinterließ. – Schwierig dürfte das eigentlich nicht gewesen sein, schauen Sie nach, zumal für die Lehrerschaft unter unserer Leserschaft, die es doch gewohnt sein muß, solche Textmängel zu entdecken. Vielleicht war es aber auch eher etwas für Augenmenschen. Deshalb diesmal eine einfachere Frage, für Geographen und aufmerksame Zeitschriftenleser.

Unser neues Rätsel dreht sich um einen Palast. Der liegt in einem Ort, der wie folgt beschrieben wird:

„Auf der linken Saarseite gegenüber der Stadt Dillingen erhebt sich ein halbinselartiges Bergmassiv. In der Mitte erreicht es eine Höhe von 340 Meter. Der westlich von O... liegende Graben wurde im vergangenen Jahrhundert „Landgraben“ genannt. Diesen Namen trägt auch eine Gaststätte in der Ortsmitte von O... Der abgelegene Ortsteil, in dem 125 Einwohner leben, gehört zum Gemeindebezirk W... Der Ort ist zu erreichen entweder vom Gemeindebezirk W... aus oder vom Gemeinde-

bezirk G... aus. Die den Ort umgebenden Landschaftsschutzgebiete laden mit einem weitverzweigten Wegenetz zum Wandern ein. Jährlich am Karfreitag ist der Ort Anziehungspunkt vieler Pilger.“

Wir wollen von Ihnen, liebe Leserin und lieber Leser, den Namen dieses Orts wissen und wie der Palast, der sich seit kurzem dort befindet, laut SPIEGEL Nr. 48/2003 von sogenannten Genossen jetzt schon zärtlich genannt wird. Unter den richtigen Einsendungen – bis 31. März 2004 – verlosen wir, unter Ausschluß des Rechtsweges, ein Exemplar des Elisabeth-Bandes (siehe dazu auch S. 93ff. in diesem Heft).

du kannst.

Mag sein, dass Sie kein Blut sehen können. Aber Sie können dafür genau hinschauen, wo welches vergossen wird.

Helfen Sie uns als Mitglied oder mit einer Spende:
Konto-Nummer 80 90 100,
Bank für Sozialwirtschaft Köln,
BLZ 370 205 00
www.amnesty.de

du kannst.

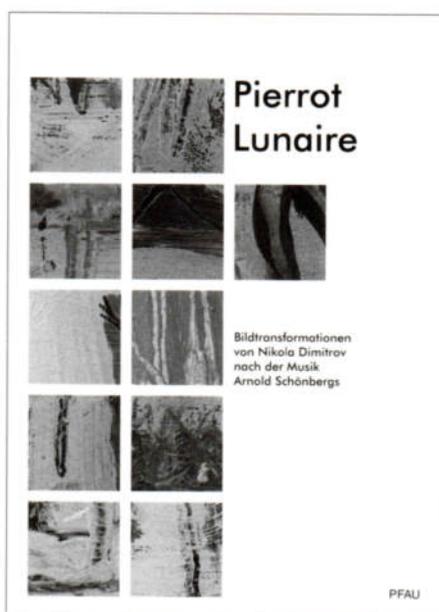
ai

amnesty international

FÜR DIE MENSCHENRECHTE

Preisrätsel

Pfau-Verlag
 Postfach 102314
 D 66023 Saarbrücken
 Fon +49 681 4163394
 Fax +49 681 4163395
 e-mail: info@pfau-verlag.de



Pierrot Lunaire
Bildtransformationen von
Nikola Dimitrov nach der Musik
Arnold Schönbergs

hrsg. von Stefan Fricke
 72 S., zahlr. farb. Abb., kart., mit CD
 ISBN 3-89727-226-1, EUR 19,80

Übersetzung ist mehr als die wörtliche Übertragung aus einer (Kunst)Sprache in die andere. Arnold Schönbergs kompositorischer Meilenstein «Pierrot Lunaire» (1912) ist mehr als eine Umsetzung von Sprachbildern in Tonsprache. Und doch ist es neben dem theatralischen Moment, das er der Textvorlage von Otto Erich Hartleben hinzufügt, gerade die mit spärlichen musikalischen Mitteln erreichte Klang-(farben)vielfalt, die die Stimmung der Gedichte in ein eigenes Licht rückt. Der Pianist und Maler Nikola Dimitrov legt mit seinem Bildzyklus nun eine Interpretation des Textes und der Musik vor, die wiederum der „wechselseitigen Erhellung der Künste“ verpflichtet ist. Sie wird ergänzt von Beiträgen über seine Malerei, über Schönbergs Musik und einer Rezitation der Giraud/Hartlebenschens Gedichte durch Peter Lieck.

www.pfau-verlag.de

Autorinnen und Autoren

Margot Behr, M.A., geb. 1964, Dipl. Kommunikationsdesignerin, Studium Literaturwissenschaft, seit 1990 selbständig tätig.

Sigrid Behrens, siehe S. 48

Georg Bense, geb. in Köln, aufgewachsen in Stuttgart, seit 1963 Fernsehjournalist beim Saarländischen Rundfunk, Autor, Regisseur und Kameramann zahlreicher Filme für ARD, ZDF und arte.

Wilfried Busemann, Historiker, im Ruhrgebiet aufgewachsen, Veröffentlichungen zur Geschichte rheinischer und saarländischer Arbeiterbewegungen, zur Alltagsgeschichte und zur Entschädigung saarländischer NS-Opfer.

Carsten Diez, geb. 1965, Architekt, betreibt zusammen mit Igor Torres in Saarbrücken das Architekturbüro baubar urbanlaboratorium.

Sebastian Hanusa, geb. 1976, Studium der Philosophie und Musik in Dortmund und Saarbrücken.

Wolfgang Haubrichs, Prof. Dr., geb. 1942, Professor für Deutsche Sprachgeschichte und Deutsche Literatur des Mittelalters an der Universität des Saarlandes, Buchveröffentlichung u.a.: „Die Anfänge. Versuche volkssprachiger Schriftlichkeit im frühen Mittelalter“ (2. Aufl. 1995).

Achim Huber, geb. 1956, Studium der Soziologie und Philosophie, arbeitet als Sozialwissenschaftler in Saarbrücken.

Alexander Jansen, geb. 1967, Theaterarbeit seit 1988, Engagements als Dramaturg in Eisenach und Hildesheim, seit 1996 Dramaturg für Musiktheater und Konzert am Saarländischen Staatstheater, Mitwirkung bei Festivals, Ausstellungsbeteiligungen, schriftstellerische Tätigkeit für das Theater, zahlreiche Aufsätze und Rundfunksendungen.

Alexander König, geb. 1974, Studium der Geschichte, Katholischen Theologie und Germanistik, Studienreferendar.

Hans-Henning Krämer, Dr., geb. 1962 in Saarbrücken, Studium der VWL, Politikwissenschaft und Musikwissenschaft in Saarbrücken und Berlin, Publikationen zur Regionalgeschichte, arbeitet zur Zeit im Rahmen eines Programms des Bundesministeriums für Verbraucherschutz, Ernährung und Landwirtschaft in der Regionalentwicklung.

Gabriele Langenstein, M.A., geb. 1946, Studium der Soziologie, Politikwissenschaften und Psychologie in Freiburg und Göttingen, wissenschaftliche Mitarbeiterin beim Ev. Kirchenkreis Göttingen, 1988-91 Fraktionsassistentin der Grünen im Saar-

brücker Stadtrat, seit 1991 deren Geschäftsführerin, Aktivitäten in verschiedenen Bürgerinitiativen.

Sebastiano Licata, geb. 1963 in Kleinblittersdorf, Studium der Ökotropologie, als Berater für regenerative Energien tätig, lebt in Saarbrücken.

Angela Mense, geb. 1976, studiert Interkulturelle Kommunikation und Germanistik an der Universität des Saarlandes, Tätigkeit als freie Journalistin.

Sven Rech, geb. 1965, Studium der Literaturwissenschaft in Saarbrücken, seit 1991 als Hörfunk- und Fernsehjournalist beim Saarländischen Rundfunk tätig, Förderstipendium der Landeshauptstadt Saarbrücken für Literatur 2002.

Franz-Josef Reichert, Dr. phil., geb. 1934, Studium der Kunstgeschichte, Germanistik und Philosophie, Promotion 1960, von 1960-1999 Tätigkeit beim Saarländischen Rundfunk, zuletzt als Hörfunkdirektor, Veröffentlichungen zur Geschichte und Kultur der Saar-Lor-Lux-Region, seit der Pensionierung Arbeiten zu kulturhistorischen Themen, Mitarbeit beim Luxemburger Wort.

Anke Schaefer, geb. 1970, Studium Diplomstudiengang Kulturwirt, Sprachen-, Wirtschafts- und Kulturraumstudien in Passau, Schwerpunkt französischer Kulturraum, Volontariat beim Bayerischen Rundfunk, seit 1998 als Rundfunkjournalistin und Moderatorin beim Saarländischen Rundfunk tätig.

Heike Schmidt, Dr. phil., geb. 1962, Studium der Komparatistik in Saarbrücken, Lehrbeauftragte am Institut für Allgemeine und vergleichende Literaturwissenschaft an der Universität des Saarlandes.

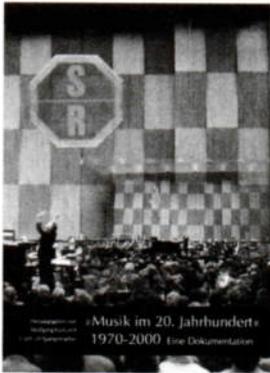
Karl Simons, geb. 1935 in Aachen, Bau-Ing./Architekt, Soziologe, nach Tätigkeit als Architekt in der Siedlungsplanung, Studium der Soziologie in Münster, Köln und Bielefeld, wiss. Angestellter und Lehrbeauftragter in Münster, Bielefeld und Kiel, Sozial- und Bildungsplaner im Kultur- und Sozialdezernat Saarbrücken, derzeit freiberufliche Tätigkeit, Veröffentlichungen zur Siedlungssoziologie, zur Umweltkrise, zur amtlichen Sozialhilfestatistik und zur neueren Sozialgeschichte Saarbrückens.

Jens Stahnke, geb. 1967, Architekt, betreibt zusammen mit Daniela Flor in Saarbrücken das Architekturbüro floS architekten.

Herbert Temmes, geb. 1969, Studium der Geschichte und Germanistik, Geschäftsführer der Multiple Sklerose Gesellschaft Saarbrücken.

Reinhard Wilhelm, Prof. Dr., Studium der Mathematik und Informatik in München, Münster und Stanford/USA, seit 1978 Hochschullehrer für Informatik an der Universität des Saarlandes, seit 1990 wissenschaftlicher Direktor des Internationalen Begegnungs- und Forschungszentrums für Informatik in Schloß Dagstuhl/Wadern.

Pfau-Verlag
Postfach 102314
D 66023 Saarbrücken
Fon +49 681 4163394
Fax +49 681 4163395
e-mail: info@pfau-verlag.de



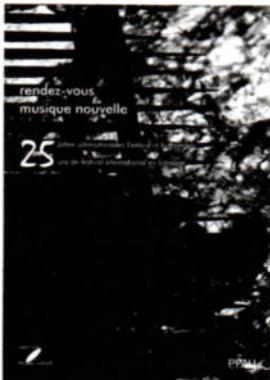
»Musik im 20. Jahrhundert« 1970-2000

Eine Dokumentation

herausgegeben von
Wolfgang Korb und
Friedrich Spangemacher

mit Beiträgen von Stefan Fricke, Nike Keisinger,
Wolfgang Korb und Friedrich Spangemacher

215 Seiten, zahlreiche Abbildungen, kartoniert
ISBN 3-89727-144-3, 20 EUR



rendez-vous musique nouvelle

25 Jahre internationales Festival in Lothringen 25 ans de festival international en Lorraine

mit Beiträgen von Gerhard R. Koch und Andreas Wagner
und einem Vorwort von Pierre Boulez
Übersetzung: Martin Kaltenecker

zweisprachige Ausgabe (deutsch/französisch)
111 Seiten, zahlreiche Abbildungen, broschiert
ISBN 3-89727-129-X, 18 EUR

www.pfau-verlag.de

Bevor es die **alten Hefte** der
neuen saarbrücker hefte nicht mehr gibt ...
... erwerben Sie noch **Anteile** an den
schönsten Seiten des Saarlandes

Diese Saarbrücker Hefte können Sie noch bestellen.

Veränderung der Stadtlandschaft

Nr. 61/62, Dez. '89 / Das allererste der neuen Hefte,
Doppelheft für nur EUR 3,50

Saarlanditis

Nr. 63, Juni '90 / Das ultimative Saarland-Brevier,
nur EUR 3,50

Industriekultur und Industriearchäologie

Nr. 64, Nov. '90 / Das Heft zur Hütte, fast vergriffen,
nur EUR 5,-

Künstliche Intelligenz

Nr. 65, Mai '91 / Das KI-Heft - lange vor dem Internet,
nur EUR 3,50

Mitten im Abseits

Nr. 66, Dez. '91 / Das Armutsheft - lange vor der
Globalisierung, nur EUR 3,50

Die Vergangenheit bringt sich in Erinnerung

Nr. 67, Juni '92 / Das Heft zum Gerz-Denkmal, nur EUR 3,50

Das Gute Leben

Nr. 68, Dez. '92 / Das Heft für Gutmenschen?, nur EUR 3,50

Die Krise als Dauerbeschäftigung

Nr. 69, Juni '93 / Das legendäre Heft zur
Wirtschaftspolitik im Saarland, nur EUR 3,50

Stadtkörper Saarbrücken

Nr. 70, Dez. '93 / Das Stadtplanungs-Heft - lange vor der
Saarbahn, nur EUR 3,50

Politische Kultur?

Nr. 71/72, Sept. '94 / Das Heft zur Gegendarstellung,
Doppelheft für nur EUR 3,50

Melange

Nr. 73, März '95 / Kein Heft zum clash of civilizations,
nur EUR 3,50

Jugend

Nr. 74, Sept. '95 / Das erste Heft der 89er-Generation,
nur EUR 3,50

Kunst und Kaos im Saarland

Nr. 75, März '96 / Das Heft zum Kunst-Kartell, nur EUR 3,50

Internet im Saarland

Nr. 76, Sept. '96 / Das Heft zum Einstieg: Wir waren schon
drin, nur EUR 3,50

Stadt der Superlative: Völklingen

Nr. 77, Frühjahr '97 / Das zweite Völklingen-Heft -
ganz ohne Herrn Z., nur EUR 3,50

Bildung: Ballast oder Bereicherung?

Nr. 78, Herbst '97 / Das Heft zur Katastrophe?, nur EUR 3,50

Zerbrochene Utopien - Verlorene Illusionen?

Nr. 79/80, Herbst '98 / Das Heft zum Abschied von 68,
Doppelheft für nur EUR 3,50

Erinnern, Mahnen, Gedenken

Nr. 81, Sommer '99 / Das Heft zur Wehrmachtausstellung,
nur EUR 3,50

10 von 1000 Jahren

Nr. 82, Winter '99 / Kein Heft zum Millenium, nur EUR 3,50

Nr. 83, Sommer 2000 / Die Hefte im neuen Gewand
(mit Register Heft 61/62 - 82), EUR 7,41

Nr. 84, Winter 2000 / Es geht voran, EUR 7,41

Nr. 85, Sommer 2001 / Gute Zeiten, schlechte Zeiten,
EUR 7,41

Nr. 86, Winter 2001 / Früher war sowieso alles besser,
EUR 7,41

Nr. 87, Frühjahr 2002 / Schuld ist der Euro, EUR 7,80

Nr. 88, Herbst 2002 / Kultur? Ach was!, EUR 7,80

Nr. 89, Frühjahr 2003 / Kakophonie - das SR-Special,
EUR 7,80

Die Preise verstehen sich zzgl. Porto, bei Abnahme von
drei und mehr Exemplaren erfolgt Lieferung frei Haus.

Bestellungen an: Pfau-Verlag, Postfach 102314, 66023 Saarbrücken, Tel. 0681-4163394 / Fax -95 / e-mail: info@pfau-verlag.de
Bei Bestellung von zwei und mehr Heften gibt es gratis ein Exemplar von Nr. 63: Saarlanditis. Erhältlich sind noch Restexemplare der Hefte Nr. 1-60, erschienen von 1955 bis 1988. Restlos vergriffen sind die Nummern 1-15, 18, 20, 22 und 24.